

# FORSCHUNGEN ZUR BALTISCHEN GESCHICHTE

I4  
2019

*Herausgegeben von*  
MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN

*unter Mitwirkung von*  
ANTI SELART und ANDRIS LEVANS

*in Verbindung mit*  
DETLEF HENNING (Lüneburg), CARSTEN JAHNKE (Kopenhagen),  
JUHAN KREEM (Tallinn), ENN KÜNG (Tartu),  
MĀRĪTE JAKOVĻEVA (Riga), ILGVARS MISĀNS (Riga),  
EVGENIJA NAZAROVA (Moskau), ULRIKE PLATH (Tallinn),  
GVIDO STRAUBE (Riga), TÕNU TANNBERG (Tartu),  
ÜLLE TARKIAINEN (Tartu), MATTHIAS THUMSER (Berlin),  
RITA REGINA TRIMONIENĖ (Šiauliai), RALPH TUCHTENHAGEN (Berlin),  
HORST WERNICKE (Greifswald), SEPPO ZETTERBERG (Jyväskylä)



Akadeemiline Ajalooelts

**Forschungen zur baltischen Geschichte - Bd. 14**  
hrsg. von MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN  
Tartu: Akadeemiline Ajalooselts, 2019

Redaktion und Drucklegung wurden gefördert durch  
das Bildungs- und Wissenschaftsministerium der Republik Estland  
die Wissenschaftsförderung der Republik Estland (IUT<sub>31-6</sub>)  
die Akademische Historische Gesellschaft (Tartu)  
die Baltische Historische Kommission e.V.  
die Universität Lettlands in Riga  
die Universität Tartu  
das Institut für Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte sowie  
den Forschungsfonds der Universität Tallinn  
das Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e.V.  
an der Universität Hamburg (Nordost-Institut)  
und von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien  
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

**NORD  
OST  
INSTITUT**  
an der Universität Hamburg



HARIDUS- JA  
TEADUSMINISTEERIUM

**Redaktion:**

Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu  
Ülikooli 18, Tartu, Estland, EE-50090  
fzbg@ut.ee; <http://www.fzbg.ut.ee>

Manuskripte werden durch die Redaktion erbeten.  
Bestellungen können an die Redaktion oder an das Nordost-Institut,  
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg ([sekretariat@ikgn.de](mailto:sekretariat@ikgn.de)), gerichtet werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in  
HISTORICAL ABSTRACTS

**Umschlag:** IRINA TAMMIS  
**Satz:** MEELIS FRIEDENTHAL

ISSN 1736-4132

© Akadeemiline Ajalooselts, 2019  
Alle Rechte vorbehalten

Printed in Estonia

# INHALT

VORWORT  
ORTSNAMENKONKORDANZ

## AUFSÄTZE

- JOHANNES GÖTZ: Die Wahl des livländischen Meisters: Ein Indikator für das Verhältnis zwischen Zentrum und Provinz im Deutschen Orden 11
- ILMAR TAMMISTO: Der Rossdienst und die Adelsfahne in Livland in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts 71
- MERILI METSVAHI: Die Geburt einer Legende. Zu den Voraussetzungen der Verbreitung der Vorstellung des ‚Rechts der ersten Nacht‘ auf estnischem Gebiet 99
- DENISE VON WEYMARN-GOLDSCHMIDT: *De mortuis nil nisi bene* oder was uns die Todesanzeigen der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ über die deutschsprachige Gesellschaft der Ostseeprovinzen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verraten 114
- RAIVIS BIČEVSKIS & BASTIAN BROMBACH: Kulturpolitik und Wissenstransfer am Herderinstitut zu Riga? Ein Beitrag zur intellektuellen Geschichte des Baltikums in den 1920er und 1930er Jahren 136
- ODETA RUDLING: Der *rustic turn* in der Litauischen SSR: nationaler Konservatismus, ländlicher Raum und die Volkstümlichkeit der litauischen Kultur im Spätsozialismus 1956–1990 157

## MITTEILUNGEN

- KARSTEN BRÜGGEMANN: An der Universität Tallinn verteidigte Dissertationen zu historisch relevanten Themen 2000–2018 189
- ANTI SELART & MIHKEL MÄESALU: Die estnischen Kopffäger in Polen. Eine Archivreise 197
- HARRY LIIVRAND & KRISTEL PAPPEL: August von Kotzebue und kein Ende 206
- SVETLANA BOGOJAVLENSKA & MAIKE SACH: Wie lange lebt ein Historiker? Robert Vipper in der russischen, lettischen und sowjetischen Geschichtsschreibung. Bericht zu einer Tagung in Riga (23.–24. März 2018) 208

KARSTEN BRÜGGEMANN: Wie postkolonial ist der Poststalinismus Oder „Let the Hegemon Speak“. Anmerkungen zu zwei Neuerscheinungen	213
---	-----

BESPRECHUNGEN

ENN TARVEL: Eesti rahva lugu [Die Erzählung vom estnischen Volk] (von ANTI SELART)	225
NEIL TAYLOR: Estonia. A Modern History (von OLAF MERTELSMANN)	228
LINDA KALJUNDI, TIINA-MALL KREEM: Ajalugu pildis – pilt ajaloo: rahvuslik ja rahvusülene minevik eesti kunstis / History in Images – Image in History: National and Transnational Past in Estonian Art (von KÄDI TALVOJA)	232
Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch. Erste Abteilung, Bd. 13 (von MIHKEL MÄESALU)	237
ARVO TERING: Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800 (von MARTIN KLÖKER)	241
Uutmoodi ja paremini! Ühiskondlikest muutustest 18. sajandil ja 19. sajandi algul [Auf neue Weise und besser! Über die gesellschaftlichen Veränderungen im 18. Jahrhundert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts] (von MATI LAUR)	244
The Great War in Lithuania and Lithuanians in the Great War: Experiences and Memories (von MART KULDKEPP)	249
Latvia – A Work in Progress? 100 Years of State- and Nation-Building (von AIGI RAHI-TAMM)	254
ĒRIKS JĒKABSONS: Latvijas un Amerikas Savienoto Valstu attiecības 1918.–1922. gadā [Die Beziehungen zwischen Lettland und den Vereinigten Staaten von Amerika in den Jahren 1918–1922] (von JĀNIS ĶERUSS)	259
JŪRI KIVIMÄE: Rektor Hans Kruus (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	262
ARNOLDS KLOTIŅŠ: Mūzika pēckara staļinismā: Latvijas mūzikas dzīve un jaunrade, 1944–1953 [Musik im Stalinismus der Nachkriegszeit. Das Musikleben und kreative Werk in Lettland 1944–1953] (von DAINA BLEIERE)	270
LARS FREDERICK STÖCKER: Bridging the Baltic Sea. Networks of Resistance and Opposition during the Cold War Era (by JAN C. BEHREND)	274

## Inhalt

---

- RAIMO PULLAT: Tallinna arhiivi tagasitoomisest Saksamaalt 276  
[Über die Rückführung des Revaler Archivs aus Deutschland]  
(von ANTI SELART)
- EKATERINA MAKHOTINA: Erinnerungen an den Krieg – Krieg 279  
der Erinnerungen. Litauen und der Zweite Weltkrieg (von  
KARSTEN BRÜGGEMANN)



## LIEBE LESERINNEN & LESER,

---

im Jahre 2019 geht aller Voraussicht nach die Zeit der vollständigen Unabhängigkeit – man kann es auch Einzelkämpfertum nennen – der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ zu Ende. Wenn nichts dazwischenkommt, wird unsere Zeitschrift mit der Nummer 15 anno 2020 in ein neues Zeitalter eintreten: Das Angebot einer freundlichen Übernahme durch den FERDINAND SCHÖNINGH VERLAG, der seit 2017 zu dem börsennotierten internationalen Wissenschaftsverlag BRILL gehört, konnte die Redaktion nicht ablehnen. Ausschlaggebend war der Umstand, dass allein schon das Erscheinen in diesem Konsortium die Indizierung der „Forschungen“ in sämtlichen einschlägigen Datenbanken wie *SCOPUS* oder *Web of Science* garantiert (was erneut belegt, dass dieses vermeintliche Qualitätsmerkmal nichts mit Inhalten zu tun hat). Um für unsere Autorinnen und Autoren weiterhin als Publikationsmedium attraktiv zu sein, ist dies von höchster Wichtigkeit, da in der modernen, bibliometrisch verseuchten Wissenschaftsbürokratie auch der genialste Text nichts zählt, wenn er nicht am „richtigen“ Ort veröffentlicht wurde.

Zurzeit kann man nur hoffen, dass wir von dem innenpolitischen Beben, das die Parlamentswahlen im März 2019 in Estland ausgelöst haben, unberührt bleiben werden. Dieses Beben setzte ein, als der gerade abgewählte Ministerpräsident der Zentrumspartei (*Keskerakond*) noch am Abend der Parlamentswahlen dem Chef der rechtsextremen Estnischen Konservativen Nationalpartei<sup>1</sup> eine knappe SMS schrieb: „Schläfst Du?“ (man mag sich gar nicht fragen, ob Angela Merkel in der Wahlnacht zu einer solchen Kurznachricht an Alexander Gauland fähig wäre). Im Augenblick des drohenden Machtverlusts war es Jüri Ratas offensichtlich egal, dass er während des Wahlkampfs jegliche Zusammenarbeit mit dieser Partei kategorisch ausgeschlossen hatte. Ob Estland, der Musterstudent der Transformationsklasse von 1991, das Europa und der Welt zugewandte digitale Wunderland nun wider Erwarten wie schon zuvor Polen und Ungarn einen dramatischen Rechtsschwenk in die vermeintliche Selbstgenügsamkeit vollzieht, steht einstweilen nur zu befürchten. Hunde, die bellen, beißen nicht, heißt es. Der Blick auf Österreich und Dänemark zeigt jedoch, wie sehr Rechtspopulisten an der Macht althergebrachte Gewissheiten – z.B. die Idee der Freiheit von Forschung und Lehre – bewusst herausfordern und erschüttern können. Sie beißen belend.

Im Licht dieser jüngsten Entwicklungen klingt die bereits im Vorwort zur letzten Ausgabe angesprochene staatlich geförderte Suche nach dem Schädel des estnischen Ältesten Lembitu in Polen schon fast gar nicht mehr so absurd; in seinem angekündigten Rechenschaftsbericht kann

---

<sup>1</sup> ANDRES KASEKAMP: Kas EKRE on paremäärmuslik? Pole kahtlustki [Ist die EKRE rechtsextrem? Zweifellos], in: Eesti Päevaleht, 10.4.2019.

unser Redaktionsmitglied Anti Selart jedoch versichern, das alles mit rechten (wissenschaftlichen!) Dingen zugegangen ist – und der Schädel weiterhin unauffindbar bleibt. Auch in Lettland glaubten einige Vertreter der Intelligenz in ihrer eifrigen Suche nach den Reliquien der „eigenen“ nationalen Vergangenheit kurz vor dem Ersten Weltkrieg, das Grab des Chronisten Heinrich „des Letten“ im südlivländischen Imera bzw. Ümera gefunden zu haben. Diese Knochen verschwanden jedoch kurz darauf. Hoffentlich kommt heute niemand auf die Idee, sie zu suchen, um den gegenwärtigen Problemen des Landes erneut auszuweichen.

Dafür bekommen die verstummten und verdrängten Geister der eigenen Vergangenheit im Film ihre Stimmen wieder. Das historische Kriminaldrama „1906“, in dem die lettische Revolution als Heldentat und Abenteuer infrage gestellt und die Sinnlosigkeit des Mordens im Wettlauf der „letzten Revolutionäre“ mit der russischen Geheimpolizei *Ochрана* bloßgestellt wird; die zwölfteilige Fernsehserie „Der rote Wald“ (*Sarkanais mežs*) über das Jahr 1949, in der die Waldbrüder vom MI6 unterstützt werden, wobei Phantasie und Fakten in filmischer Leichtigkeit zu einer spannenden Erzählung vermengt werden. Letztlich führt diese Leichtigkeit zum eigentlichen Drama – den Fragen nach Verrat und Kollaboration der Letten nach dem Zweiten Weltkrieg. Seit Dezember 2018 ist die Kartothek mit Basisinformationen zu den vom KGB angeworbenen Agenten zugänglich (<https://kgb.arhivi.lv>).

Danksagungen gehören nicht nur zum guten Ton wissenschaftlicher Publikationen. Sie legen auch Zeugnis davon ab, dass historische Forschung ohne Kooperation mit Partnern (und der klassischen Hoffnung auf *a little help from my friends*) nicht möglich ist. Wir finanzieren die Herausgabe der Zeitschrift weiterhin mit staatlichen Geldern aus Estland, Lettland und Deutschland; ohne die (als Idealismus getarnte) mit Begeisterung vollzogene Selbstausschüttung der Redaktion hielten Sie, verehrte Leserschaft, allerdings nur leere Seiten in der Hand.

Wie stets sei in erster Linie die Arbeit unserer Übersetzerinnen und Korrekturleserinnen dankbar hervorgehoben: ANU AIBEL-JÜRGENSON, SIOBHAN KATTAGO, MAIJA LEVANE und ENE-REET SOOVIK. Für die äußere Gestaltung auch dieser Nummer zeichnen MEELIS FRIEDENTHAL und IRINA TAMMIS verantwortlich.

Nun übergeben wir die letzte Nummer der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ in alter Konstellation dem Urteil unserer aufmerksamen Leserinnen und Leser. Wir wünschen Ihnen und Euch spannende und erkenntnisreiche Lektüre – und uns, dass Sie und Ihr die kaum zu vermeidenden Fehlerchen verzeihen werden.

Ostern 2019

KARSTEN BRÜGGEMANN

MATI LAUR

ANDRIS LEVANS



## ORTSNAMENKONKORDANZ

---

Alp – Albu  
Bersohn – Bērzaune  
Burtneck – Burtņieki  
Dorpat – Tartu  
Düna – Daugava  
Dünaburg – Daugavpils  
Erlaa – Ērgļi  
Fellin – Viljandi  
Goldingen – Kuldīga  
Grobin – Grobiņa  
Harrien – Harjumaa  
Jerwen – Järvamaa  
Jürgensburg – Jaunpils  
Kandau – Kandava  
Kawelecht – Puhja  
Kokenhusen – Koknese  
Leal – Lihula  
Lemburg – Mālpils  
Libau – Liepāja  
Maidel – Maidla  
Marienburg – Alūksne  
Mitau – Jelgava  
Neuhausen – Vastseliina  
Neumühlen – Ādaži  
Nüggen – Nõo  
Oberpahlen – Põltsamaa

Ösel – Saaremaa  
Papendorf – Rubene  
Pernau – Pärnu  
Podis – Pootsi  
Randen – Rannu  
Rauge – Rõuge  
Reval – Tallinn  
Ringen – Rõngu  
Rositten – Rēzekne  
Sahten, Neu – Jaunsāti  
Sakkala – Sakala  
Sennen – Sänna  
Seßwegen – Cesvaine  
Sunzel – Suntaži  
Taiwola – Taheva  
Tirsen – Tirza  
Tuckum – Tukums  
Wainsel – Vainīži  
Walk – estn. Valga, lett. Valka  
Weißenstein – Paide  
Wenden – Cēsis  
Wiek – Läänemaa  
Wierland – Virumaa  
Wilna – Vilnius  
Wolmar – Valmiera



# Die Wahl des livländischen Meisters: Ein Indikator für das Verhältnis zwischen Zentrum und Provinz im Deutschen Orden

---

---

VON JOHANNES GÖTZ

Die freie Abtwahl – bzw. im Falle des Personenverbandes des Deutschen Ordens die freie Meisterwahl – ist neben der Exemption von der bischöflichen Jurisdiktionsgewalt eine elementare Grundvoraussetzung für die Unabhängigkeit und Eigenständigkeit einer monastischen Gemeinschaft. Beides konnte der Deutsche Orden im Laufe der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erlangen.<sup>1</sup> Abgesehen von der Leistung eines Obödienzeneides gegenüber den Bischöfen von Riga, Dorpat und Ösel im 13. Jahrhundert stellen sich für den Deutschen Orden in Livland diesbezügliche Fragen nicht, da die Ordensprovinz und ihr Provinzialmeister im Kontext der Organisationsstruktur des gesamten Ordens zu betrachten sind. Nichtsdestotrotz hat sich im Laufe der über dreihundertjährigen Existenz der Ordensprovinz Livland das Verfahren zur Bestimmung ihres Oberen mehrfach geändert, so dass die Forschung daraus Rückschlüsse über die Stellung der livländischen Ordensprovinz in der Gesamtkorporation des Deutschen Ordens gezogen hat. Der Wahlmodus des livländischen Provinzialmeisters kann daher als ein Indikator für das Verhältnis zwischen Provinz und Zentrum angesehen werden.

Erstmals konstruktiv mit der Wahl eines livländischen Meisters setzte sich Johannes Lossius im Jahre 1878 auseinander, indem er die besonderen Umstände und Zusammenhänge der Wahl Gotthard Kettlers (1559–1562), des letzten livländischen Meisters, darlegte.<sup>2</sup> Besonders hervorzuheben ist die Studie von Philipp Schwartz (1851–1907)<sup>3</sup> „Über die Wahlen der

---

<sup>1</sup> THOMAS KRÄMER: Der Weg der Exemption des Deutschen Ordens im Kontext der Erinnerung an seine Ursprünge, in: *La mémoire des origines dans les ordres religieux-militaires au Moyen Âge. Actes des journées d'études de Göttingen (25–26 juin 2009) / Die Erinnerung an die eigenen Ursprünge in den geistlichen Ritterorden im Mittelalter. Beiträge der Göttinger Tagung (25.–26. Juni 2009)*, hrsg. von PHILIPPE JOSSE-RAND und MATHIEU OLIVIER, Berlin 2012 (*Vita regularis – Ordnungen und Deutungen religiösen Lebens im Mittelalter. Abhandlungen*, 51), S. 179–197.

<sup>2</sup> JOHANNES LOSSIUS: *Drei Bilder aus dem livländischen Adelsleben des 16. Jahrhunderts*, Bd. 2, Leipzig 1878, S. 164–173 (Beilage 1).

<sup>3</sup> *Deutschbaltisches Biographisches Lexikon*, begonnen von OLAF WELDING, hrsg. von WILHELM LENZ, Köln und Wien 1970, S. 709f.; ARTUHR POELCHAU: Dr. Philipp Schwartz, Stadarchivar zu Riga, in: *Baltische Monatsschrift* 63 (1907), S. 364–373.

livländischen Ordensmeister“, die sich mit den Meisterwahlen des ganzen livländischen Mittelalters beschäftigt.<sup>4</sup> Einzelne Meisterwahlen des 14. und 15. Jahrhunderts sind von den Bearbeitern der „Akten und Rezesse der livländischen Ständetage“ thematisiert worden, insofern sich die diesbezüglichen Quellen „subjektiv“ darstellen ließen.<sup>5</sup> Ebenfalls mit den Meisterwahlen des 14. und 15. Jahrhunderts setzte sich Sonja Neitmann im Rahmen ihrer umfangreichen prosopografischen Studie über die Ritterbrüder aus der Grafschaft Mark auseinander, indem sie die Besetzung des Meisteramts unter dem Gesichtspunkt der landsmannschaftlichen Zugehörigkeit darstellte;<sup>6</sup> dies war zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Leonid Arbusow d.Ä., einem Studienkollegen von Schwartz aus dem Göttinger Kreis um Georg Waitz,<sup>7</sup> lediglich summarisch geleistet worden.<sup>8</sup> Marc Löwener untersuchte seiner Monografie über die Verwaltungsstrukturen des Preußenlandes die Einsetzung der livländischen Meister in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.<sup>9</sup> Jüngst ist Gotthard Kettler wieder mehr in den Mittelpunkt gerückt, zunächst bei Anti Selart, der im Zuge der Rekuperationsbemühungen des Deutschen Ordens um Livland dessen Wahl kurz erwähnte.<sup>10</sup> Diesbezüglich einschlägiger ist die jüngste Studie

<sup>4</sup> PHILIPP SCHWARTZ: Ueber die Wahlen der livländischen Ordensmeister, in: Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands 13 (1886), S. 453-468.

<sup>5</sup> Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, Bd. I-III, hrsg. von OSKAR STAVENHAGEN u.a., Riga 1907-1938 (künftig AR). Zu der so genannten „subjektiven“ Darstellung im ersten und zweiten Band der Akten und Rezesse siehe MATTHIAS THUMSER: Oskar Stavenhagen, Leonid Arbusow und die „Akten und Rezesse der livländischen Ständetage“. Geschichte und Perspektiven eines Editionsunternehmens, in: Leonid Arbusow (1882-1951) und die Erforschung des mittelalterlichen Livland, hrsg. von KLAUS NEITMANN und ILGVARIS MISĀNS, Köln u.a. 2014 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 24), S. 109-122.

<sup>6</sup> SONJA NEITMANN: Von der Grafschaft Mark nach Livland. Ritterbrüder aus Westfalen im livländischen Deutschen Orden, Köln u.a. 1993 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz, Beiheft 3), S. 54-170.

<sup>7</sup> WILHELM LENZ: „Alt-Livland“ in der deutschbaltischen Geschichtsschreibung 1870-1918, in: Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung, hrsg. von GEORG VON RAUCH, Köln und Wien 1986 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 20), S. 203-232, hier S. 206-209.

<sup>8</sup> LEONID ARBUSOW [d.Ä.]: Die im Deutschen Orden in Livland vertretenen Geschlechter, in: Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1899, Mitau 1901, S. 27-136, hier S. 36-41.

<sup>9</sup> MARC LÖWENER: Die Einrichtung von Verwaltungsstrukturen in Preußen durch den Deutschen Orden bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, Wiesbaden 1998 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 7), S. 143-152.

<sup>10</sup> ANTI SELART: Ivan Groznyj, kajzer Livonskij? K istorii voznikovenija idei o Rossijskom vassal'nom gosudarstve v Livonii [Ivan der Schreckliche als Kaiser Livlands? Zur Entstehungsgeschichte der russischen Lehnshoheit über Livland], in: Peterburgskie slavjanskije i balkanskije issledovanija 2013, Nr. 2, S. 180-197, hier S. 182f.; vgl. BERNHARD DEMEL: Die Rekuperationsbemühungen des Deutschen Ordens um Livland von 1558/62 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, in: DERS.: Der Deutsche Orden im Spiegel seiner Besitzungen und Beziehungen in Europa, Frankfurt a.M.

von Juhan Kreem, der zusätzlich die Wahl Wilhelms von Fürstenberg (1557–1559) analysiert hat.<sup>11</sup>

Somit beschäftigte sich nur Schwartz mit den Wahlen der livländischen Meister in ihrer Gesamtheit; in ihren Arbeiten über bestimmte zeitliche Abschnitte entwickelten andere Forscher keine eigenen Synthesen zu diesem Thema. Es überrascht daher nicht, dass die gut lesbare und prägnant formulierte Studie von Schwartz, erstmals vorgetragen in Riga auf der 508. Sitzung der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands am 12. März 1886,<sup>12</sup> von der Forschung noch heute intensiv rezipiert wird. Zentrale Aussage der Untersuchung des späteren Rigaer Stadtarchivars und Bearbeiters des Livländischen Urkundenbuchs ist, dass bis 1413 die livländischen Meister in der Regel außerhalb Livlands von einem Kapitel unter der Leitung des Hochmeisters bestimmt worden seien. Später habe die livländische Ordensprovinz jedoch ein eigenständigeres Wahlrecht erhalten, das bis zum Ende des mittelalterlichen Livlands einen immer größeren Grad an Autonomie erfuhr. Auch wenn bereits Schwartz' Kommilitone aus Göttingen Oskar Stavenhagen oder in jüngerer Zeit Udo Arnold und Neitmann der zentralen These Schwartz' widersprachen,<sup>13</sup> machten sich namhafte Deutschordensforscher des 20./21. Jahrhunderts dessen Interpretation zu eigen, wie z.B. Marian Biskup, Bernhart Jähmig, Klaus Militzer oder Jürgen Sarnowsky. In ihren jeweils gelungenen und weite Verbreitung findenden Gesamtdarstellungen zur Geschichte des Deutschen Ordens wird die von Schwartz postulierte Änderung des Wahlverfahrens im Jahre 1413 in den Kontext der Folgen der Schlacht von Tannenberg gestellt, als Zugeständnis an den livländischen Ordenszweig gesehen und als ein wichtiger Schritt für dessen Verselbstständigung interpretiert.<sup>14</sup> Zu einem anderen Urteil bezüglich der Stellung

---

u.a. 2004 (Europäische Hochschulschriften. Reihe III. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 961), S. 190-258.

<sup>11</sup> JUHAN KREEM: Die inneren Voraussetzungen der Säkularisation des Deutschen Ordens in Livland, in: *Ordines militares* 22 (2017), S. 93-108.

<sup>12</sup> Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1886, Riga 1887, S. 22f.

<sup>13</sup> UDO ARNOLD: Livland als Glied des Deutschen Ordens in der Epoche Wolters von Plettenberg, in: Wolter von Plettenberg. Der größte Ordensmeister Livlands, hrsg. von NORBERT ANGERMANN, Lüneburg 1985 (Schriftenreihe Nordost-Archiv, 21), S. 23-45, hier S. 32; NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 57; AR I, S. 14, Anm. 4. Vgl. auch KLAUS MILITZER: Rheinländer im mittelalterlichen Livland, in: *Rheinische Vierteljahresblätter* 61 (1997), S. 79-95, hier S. 85, der die Synthese von Schwartz für das 14. Jahrhundert nicht für selbstverständlich hält. Später vertritt Militzer jedoch die These von Schwartz (vgl. Anm. 14).

<sup>14</sup> KLAUS MILITZER: Die Geschichte des Deutschen Ordens, 2. Aufl. Stuttgart 2012, S. 242-245; JÜRGEN SARNOWSKY: Deutscher Orden, München 2007, S. 64f.; MARIAN BISKUP und ROMAN CZAJA: Państwo zakonu krzyżackiego w Prusach. Władza i społeczeństwo [Der Staat des Deutschen Ordens in Preußen. Herrschaft und Gesellschaft], Warschau 2009, S. 325; BERNHART JÄHMIG: Verfassung und Verwaltung des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Livland, Berlin 2011 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 16), S. 141-144; vgl. auch den mehrfach

der Ordensprovinz Livland kam hingegen Manfred Hellmann. Ohne auf das Wahlverfahren der livländischen Meister einzugehen, attestierte er der Ordensprovinz bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts eine gewisse Eigenständigkeit, die mit fortschreitender Zeit kontinuierlich angestiegen sei.<sup>15</sup> Neitmann präziserte diese Einschätzung, indem sie die Tätigkeiten des preußischen Ordenszweiges ab 1410 als Versuche interpretierte, die „Livländer“ stärker an sich zu binden. Daraus hätte sich im Laufe der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts der so genannte Zungenstreit entwickelt, der im Ergebnis zu einer Festigung der Unabhängigkeit des livländischen Ordenszweiges geführt habe.<sup>16</sup>

Angesichts des Klärungsbedarfs bezüglich der Stellung der livländischen Ordensprovinz und der gegen Schwartz hervorgebrachten Einwände wird in der vorliegenden Ausarbeitung angestrebt, eine neue Synthese zur Wahl des livländischen Meisters vorzulegen. Letztere stellt ein wichtiges Mittel bei dem Bestreben dar, das Verhältnis zwischen der Ordensprovinz und der Ordenszentrale zu bemessen. Die Untersuchung zielt somit nicht darauf, den eigentlichen Wahlakt zu untersuchen, wozu auch kaum Quellen überliefert sind, sondern es wird die Interaktion zwischen Zentrale und Provinz bei der Besetzung des Meisteramts analysiert. Im ersten Teil der Abhandlung wird die These Schwartz', wonach dem livländischen Deutschordenszweig nach der Schlacht von Tannenberg ein gegenständiges Wahlrecht eingeräumt worden sei, eingehend behandelt. Dazu ist es notwendig, die diesbezüglichen Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts detailliert zu analysieren und zu diskutieren. In den weiteren Abschnitten

---

gedruckten Beitrag von JANUSZ TANDECKI: Administrative Divisions of the Territory of the Teutonic Order in Livonia, in: *The Teutonic Order in Prussia and Livonia. The Political and Ecclesiastical Structures 13th–16th C.*, hrsg. von ROMAN CZAJA und ANDRZEJ RADZIMIŃSKI, Toruń 2015, S. 183–198 (zuvor auf Polnisch erschienen als *Struktury i podziały administracyjne w zakonie krzyżackim w Inflantach* [Verwaltungsstrukturen und -gliederungen des Deutschen Ordens in Livland], in: *Zakon krzyżacki w Prusach i Inflantach. Podziały administracyjne i kościelne w XIII–XVI wieku*, hrsg. von ROMAN CZAJA und ANDRZEJ RADZIMIŃSKI, Toruń 2013 (Dzeje zakonu niemieckiego, 2), S. 167–181; erstmals veröffentlicht in: *Inflanty w średniowieczu. Władztwa zakonu krzyżackiego i biskupów* [Livland im Mittelalter. Die Herrschaft des Deutschen Ordens und der Bischöfe], hrsg. von MARIAN BISKUP, Toruń 2002, S. 43–54).

<sup>15</sup> MANFRED HELLMANN: Die Stellung des livländischen Ordenszweiges zur Gesamtpolitik des Deutschen Ordens vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, in: *Von Akon bis Wien. Studien zur Deutschordensgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Festschrift zum 90. Geburtstag von Althochmeister P. Dr. Marian Tümler O. T. am 21. Oktober 1977*, hrsg. von UDO ARNOLD, Marburg 1978 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 20), S. 6–13, hier S. 12f.; JOHANNES GÖTZ: Verbunden mit der Marienburg. Livländischer und preußischer Deutschordenszweig bis zum Ausbruch des Zungenstreits 1438, in: *Livland – Eine Region am Ende der Welt? Forschungen zum Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie im späten Mittelalter*, hrsg. von ANTI SELART und MATTHIAS THUMSER, Köln u.a. 2017 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 27), S. 371–414.

<sup>16</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 170.

der Untersuchung zum 15. und 16. Jahrhundert steht hingegen nicht die Auseinandersetzung mit den Schwartzschen Untersuchungsergebnissen im Vordergrund, da sie für diesen Zeitraum unbestritten sind. Vielmehr geht es nun um deren Ausgestaltung, da Schwartz zum einen die ihm zur Verfügung stehenden Quellen lediglich summarisch auswertete, ihm zum anderen manche Quellen unbekannt geblieben sind. Die Studie hat somit hier einen stärkeren ereignisgeschichtlichen Zuschnitt, setzt das Hauptaugenmerk aber ebenfalls auf das Zusammenspiel zwischen Provinz und Zentrale, wobei sich Letztere im 16. Jahrhundert im württembergischen Mergentheim befand. In dieser letzten Phase der livländischen Meisterwahl werden im Zuge der von Peter Moraw beschriebenen „institutionellen Verdichtung“ des Reiches<sup>17</sup> die Regalienbelehnung sowie die Wahl eines Koadjutors zu Untersuchungsgegenständen. Insgesamt möchte die vorliegende Untersuchung mit der beschriebenen Schwerpunktsetzung dazu beizutragen, dass das Verhältnis der Ordensprovinz Livland zur Ordensführung künftig fundierter bewertet werden kann.

### *Die Entwicklung eines eigenständigen Wahlrechts bis zur Wende zum 14. Jahrhundert*

Ausgangspunkt wie so vieler Untersuchungen ist auch im Falle des vorliegenden Beitrags die Norm. Im Deutschen Orden war die normgebende Institution das Generalkapitel, das sich wiederum auf die um die Mitte des 13. Jahrhunderts niedergeschriebenen Statuten der Gemeinschaft stützte. In diesen Statuten, genauer gesagt in den so genannten Gewohnheiten – die zusammen mit der Regel und den Gesetzen die Statuten bilden – wird das *Procedere* beschrieben, wie der Vorsteher der livländischen Ordensprovinz zu bestimmen sei, nämlich vom Hochmeister und dem Kapitel in Akkon resp. dem Haupthaus des Ordens.<sup>18</sup> Diese zwischen 1237 und 1264 niedergeschriebene, auf die *retrais* der Templer zurückgehende Gewohnheit,<sup>19</sup>

---

<sup>17</sup> PETER MORAW: Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter 1250 bis 1490, Berlin 1985 (Propyläen Geschichte Deutschlands, 3).

<sup>18</sup> Die Statuten des Deutschen Ordens nach den ältesten Handschriften, hrsg. von MAX PERLBACH, Halle a.S. 1890, Nd. Hildesheim und New York 1975, hier Gewohnheit 8, S. 97. Für das Kapitel in Akkon, womit das Haupthaus des Ordens als Akteur angesprochen ist, finden in den Statuten in der Regel die synonym zu verstehenden Begriffe *conventus* und *capitulum* Verwendung, gelegentlich auch andere Bezeichnungen wie *capitulum transmarinum*. Zur Darlegung dieser Interpretation ist eine umfassende Auseinandersetzung mit den Statuten notwendig, die an anderer Stelle erfolgen wird.

<sup>19</sup> La Règle du Temple, hrsg. von HENRI DE CURZON, Paris 1886, Art. 87.

ist jedoch nicht speziell für den livländischen Meister konzipiert, sondern für eine Reihe von Provinzialkomturen.<sup>20</sup>

Bevor die Verfassungswirklichkeit dieser Gewohnheit auf die Probe gestellt werden kann, ist auf ein signifikantes Problem hinzuweisen, auch wenn dieses für die vorliegende Fragestellung nebensächlich ist: Trotz der intensiveren Beschäftigung mit den livländischen Meistern des 13. Jahrhunderts herrscht in der Forschung kein Konsens über deren Amtszeiten und Reihenfolge.<sup>21</sup> Besonders umstritten sind Dietrich von Grüningen

<sup>20</sup> Eine Differenzierung zwischen Provinzialmeistern und Landkomturen wird erst in späteren Gesetzen deutlich und kann in der Regel, den Gesetzen und „Gewohnheiten“ noch nicht beobachtet werden.

<sup>21</sup> Den Anfang machten dazu verschiedene Übersichten des 19. Jahrhunderts, wie beispielsweise *Index corporis historico-diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae*, Bd. 2, hrsg. von CARL EDUARD NAPIESKY, Riga und Dorpat 1835, S. 349ff. (2. Anhang); Reihenfolge der livländischen Landmeister des Schwertbrüder- und Deutschen Ordens, in: *Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands* 5 (1850), S. 471-476; Est- und livländische Brieflade. Eine Sammlung von Urkunden zur Adels- und Gütergeschichte Est- und Livlands, in Übersetzungen und Auszügen. Erster Theil: Dänische und Ordenszeit, 2 Bde., hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE und BARON ROBERT VON TOLL, Reval 1856-1857, hier Bd. 2, S. 185-206; ERNST DRAGENDORFF: Ueber die Beamten des Deutschen Ordens in Livland während des XIII. Jahrhunderts, Berlin 1894, S. 80-84 (Anhang II). Zu diesen Übersichten gesellen sich mehrere Studien wie z.B. THEODOR KALLMEYER: Versuch einer Chronologie der Meister deutschen Ordens in Livland während des dreizehnten Jahrhunderts, in: *Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands* 3 (1845), S. 401-470; AUGUST ENGELMANN: Chronologische Forschungen auf dem Gebiet der russischen und livländischen Geschichte des XIII. und XIV. Jahrhunderts. Aus dem Russischen, in: *Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands* 9 (1860), S. 317-563; GEORG RATHLEF: Bemerkungen zur Chronologie der livländischen Ordensmeister im 13. Jahrhundert und über den angeblichen Gebrauch der Marienrechnung, in: *Mittheilungen aus der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands* 12 (1880), S. 221-258; FRIEDRICH BENNINGHOVEN: Der Orden der Schwertbrüder. *Fratres milicie Christi de Livonia*, Köln und Graz 1965 (*Osteuropa in Vergangenheit und Gegenwart*, 9), S. 444-466; DIETER WOJTECKI: Zur Identität einiger livländischer Landmeister des Deutschen Ordens im 13. Jahrhundert, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 20 (1971), S. 40-68. Vgl. auch die Itinerare der Meister in: *Chronologie der Ordensmeister über Livland, der Erzbischöfe von Riga und der Bischöfe von Leal, Oesel-Wiek, Reval und Dorpat*. Aus dem Nachlasse von Baron Robert v. Toll, hrsg. von PHILIPP SCHWARTZ, Riga u.a. 1879 (*Est- und Livländische Brieflade*, 3), S. 3-133. Insofern sich eine Verbindung mit dem Preußenland herstellen lässt, sind auch folgende Arbeiten zu konsultieren: LÖWENER, *Verwaltungsstrukturen* (wie Anm. 9), S. 137-186; MACIEJ DORNA: *Die Brüder des Deutschen Ordens in Preußen 1228-1309*. Eine prosopographische Studie, Wien u.a. 2012. Tabellarische Übersichten in der neuen Literatur bei JÄHNIG, *Verfassung und Verwaltung* (wie Anm. 14), S. 245f.; KLAUS MILITZER: *The List of Dignitaries and Officials of the Brothers of the Sword and the Teutonic Order in Livonia*, in: *The Teutonic Order in Prussia and Livonia* (wie Anm. 14), S. 347-375. Letzteres geht zurück auf: Übersicht über die Funktionsträger im livländischen Zweig des Deutschen Ordens, geordnet nach Gebieten, in: *Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens*, hrsg. von LUTZ FENKSE und KLAUS MILITZER, Köln u.a. 1993 (*Quellen und Studien zur baltischen Geschichte*, 12), S. 749-788.



und Andreas von Felben, denen stellenweise zwei zudem unterschiedlich datierte Amtsperioden zugesprochen werden: Dietrich beispielsweise 1238/39–1241 und 1241–1246; Andreas 1241 und 1248–1253.<sup>22</sup> Teile der Forschung interpretieren jedoch die jeweils erste Amtszeit lediglich als Statthalterschaft.<sup>23</sup> Ein generelles Problem stellt Heinrich von Heimburg dar, der als Meister nur chronikalisch belegt ist und dessen Zeit an der Spitze des livländischen Ordenszweiges nicht zweifelsfrei bestimmt werden kann.<sup>24</sup> Hierbei dreht es sich im Kern um die Frage, wem mehr Glauben geschenkt werden darf: der „Livländischen Reimchronik“<sup>25</sup> oder dem „Chronicon Livoniae“<sup>26</sup> des Hermann von Wartberge.<sup>27</sup> Zuletzt ist

<sup>22</sup> Hier jeweils exemplarisch nach MILITZER, *Dignitaries and Officials* (wie Anm. 21), S. 349f. Äußerst umstritten sind insbesondere die Amtszeiten Dietrichs, für die sich folgende Datierungen finden: 1239/40 und 1242–1246 (LÖWENER, *Verwaltungsstrukturen* [wie Anm. 9], S. 144ff., 150ff.); 1239/40 und 1242–1247 (DORNA, *Brüder* [wie Anm. 21], S. 142ff.); 1239 und 1242–1245 (ARBUSOW, *Geschlechter* [wie Anm. 8], S. 63, Nr. 248); 1238–1251 (?) (BENNINGHOVEN, *Schwertbrüder* [wie Anm. 21], S. 462); 1238–[1246] und 1249–1254 als preußischer Meister teilweise in Personalunion mit dem livländischen Meisteramt (Katalog *Ritterbrüder* [wie Anm. 24], Nr. 329).

<sup>23</sup> So LÖWENER, *Verwaltungsstrukturen* (wie Anm. 9), S. 143–152, und DORNA, *Brüder* (wie Anm. 21), S. 142–152 (Nr. 68). Kritik an Löwener insbesondere bei KLAUS MILITZER: *Anmerkungen zu einem neuen Werk über die Anfänge der Verwaltung Preußens durch den Deutschen Orden*, in: *Preußenland* 38 (2000), S. 1–12, hier S. 6f. Zwei Amtsperioden von Andreas, jedoch nur eine von Dietrich nennt ARBUSOW, *Geschlechter* (wie Anm. 8), S. 57 (Nr. 155), S. 63 (Nr. 248); Genau umgekehrt: *Chronologie* (wie Anm. 21), S. 13f.; KALLMEYER, *Versuch* (wie Anm. 21), S. 419–430.

<sup>24</sup> Vgl. Katalog der *Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens* unter Einschluß der *Schwertbrüder*, in: *Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens* (wie Anm. 21), S. 71–748, hier S. 310, Anm. 4; FRIEDRICH BENNINGHOVEN: *Über Veröffentlichungen zur Geschichte des Deutschen Ordens. Ein kritischer Literaturbericht. Teil III (Schluss)*, in: *DERS.: Zur Geschichte des Deutschen Ordens, der Stadt Danzig, des Klosters Oliva und zur Eroberung Ostpreußens 1945. Unzensierte Nachträge zur Ostforschung*, Berlin 1996, S. 10–23, hier S. 20. Folgende Datierungen der Amtszeit Heinrichs lassen sich vorfinden: 1240–1242 (LÖWENER, *Verwaltungsstrukturen* [wie Anm. 9], S. 143f.; DORNA, *Brüder* [wie Anm. 21], S. 150, Anm. 10); 1243–1244 (KALLMEYER, *Versuch* [wie Anm. 21], S. 418f.); um 1245 (WOJTECKI, *Identität* [wie Anm. 21], S. 66; ARBUSOW, *Geschlechter* [wie Anm. 8], S. 65 [Nr. 281]; *Chronologie* [wie Anm. 21], S. 14f.; BENNINGHOVEN, *Schwertbrüder* [wie Anm. 21], S. 462f., Nr. 163); nach 1245 Juli (DRAGENDORFF, *Beamte* [wie Anm. 21], S. 81f.); um 1246/48 (MILITZER, *Dignitaries and Officials* [wie Anm. 21], S. 350).

<sup>25</sup> *Livländische Reimchronik mit Anmerkungen, Namensverzeichnis und Glossar*, hrsg. von LEO MEYER, Paderborn 1876, hier S. 2299–2331.

<sup>26</sup> HERMANNI DE WARTBERGE: *Chronicon Livoniae*, hrsg. von ERNST STREHLKE, in: *Scriptores rerum prussicarum*, Bd. 2, hrsg. von THEODOR HIRSCH, MAX TÖPPEN und ERNST STREHLKE, Leipzig 1863, S. 9–178, hier S. 38.

<sup>27</sup> Siehe dazu ALEXANDER BARANOV: *Die Frühzeit des Deutschen Ordens in Livland und die Eroberung Kurlands. Ein peripheres Tätigkeitsfeld*, in: *Livland – eine Region am Ende der Welt* (wie Anm. 15), S. 315–345, hier S. 325f.; LÖWENER, *Verwaltungsstrukturen* (wie Anm. 8), S. 149ff.

Mangold (1281–1283) zu nennen, dessen Amtszeit ebenfalls entweder als Statthalterschaft oder Meisterschaft interpretiert wird.<sup>28</sup> Aufgrund eindeutiger Quellenbelege lässt sich bereits an dieser Stelle festhalten, dass er in der Tat als Meister anzusprechen ist.<sup>29</sup>

Trotz dieser Schwierigkeiten fällt bei einem ersten Blick auf eine tabellarische Übersicht aller Ordensmeister sofort ins Auge,<sup>30</sup> dass von 45 bzw. 47 – wenn die beiden umstrittenen Amtszeiten Dietrichs von Grüningen und Andreas' von Felben berücksichtigt werden – bereits 18 bzw. 20 auf das 13. Jahrhundert entfallen, jedoch lediglich zehn auf das 14., elf auf das 15. und sechs auf das 16. Jahrhundert.<sup>31</sup> Dieses statistische Ungleichgewicht fällt noch deutlicher aus, wenn berücksichtigt wird, dass das 13. Jahrhundert aus der Perspektive des Deutschen Ordens lediglich 63 Jahre umfasst. Ein Erklärungsansatz für dieses Missverhältnis mag sein, dass etliche Meister des 13. Jahrhunderts, genauer gesagt fünf, auf dem Schlachtfeld gefallen sind, dies allein kann aber nicht der einzige Grund sein, weshalb in den späteren Jahrhunderten eine größere Kontinuität im Meisteramt beobachtet werden kann.

In einem ersten Schritt wird nun die Einsetzung der Meister des 13. Jahrhunderts genauer untersucht, wobei dies zunächst lediglich bis zu Beginn

<sup>28</sup> Als Meister betrachten ihn: DORNA, Brüder (wie Anm. 21), S. 311ff. (Nr. 341); SŁAWOMIR JÓZWIĄK: Centralne i terytorialne organy władzy zakonu krzyżackiego w Prusach w latach 1228–1410. Rozwój – przekształcenia – kompetencje [Zentrale und territoriale Regierungsorgane des Deutschen Ordens in Preußen in den Jahren 1228–1410. Entwicklung – Umwandlungen – Befugnisse], 2. Aufl., Toruń 2012, S. 29. Als Statthalter geführt: Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 573; MILITZER, Dignitaries and Officials (wie Anm. 21), S. 351; ARBUSOW, Geschlechter (wie Anm. 8), S. 112 (Nr. 151) mit Fragezeichen.

<sup>29</sup> Die verschiedenen Interpretationen in der Forschung gehen wohl darauf zurück, dass sich die Livländische Reimchronik dazu missverständlich ausdrückt. So wird zunächst beschrieben, dass der livländische Meister Konrad von Feuchtwangen die Meinung vertrat, Preußen und Livland müssten von einem Meister regiert werden. Aus diesem Grund habe er die livländische Ordensprovinz an den preußischen Meister Mangold übertragen. Da Mangold aber nach Preußen zurückkehrte, wurde Willekin von Endorp zu dessen Statthalter in Livland gewählt. Für Verwirrung sorgt nun, dass die Reimchronik diesen als Meister bezeichnet, was für einen Statthalter indes nicht untypisch war (s.u.). Aus den weiteren Versen der Reimchronik wird deutlich, dass Mangold als Meister anzusprechen ist, da er in Akkon als livländischer Meister zurücktrat und dort Willekin von Endorp als Meister eingesetzt wurde (Reimchronik [wie Anm. 25], 9683–9800). Letzte Zweifel an der Meisterschaft Mangolds können Urkunden beseitigen, die ihn als livländischen Meister ausweisen, so am 18. Mai sowie am 17. und 31. Dezember 1282, jeweils als *magister Pruscie et Livonie*. Siehe Pommerellisches Urkundenbuch, bearb. von MAX PERLBACH, Danzig 1882, Nr. 336f.; Preußisches Urkundenbuch, Bd. I, 1–2, hrsg. von RUDOLF PHILIPPI und AUGUST SERPAHIM, Königsberg i. Pr. 1881 und 1909, hier I, 2 Nr. 410.

<sup>30</sup> Siehe dazu die in Anm. 21 angegebene Literatur.

<sup>31</sup> Die Meister, die während einer Jahrhundertwende regierten, wurden jeweils dem Jahrhundert zugeordnet, in dem sie die längere Zeit amtierten: Gottfried Rogge (1298–1307) und Wennemar von Brüggenei (1389–1401) somit jeweils dem 14., Wolter von Plettenberg (1494–1535) dem 16. Jahrhundert.

der 1290er Jahre erfolgt, da die wichtigste und authentischste Quelle des 13. Jahrhunderts, die Livländische Reimchronik, kurz nach 1290 schließt und somit letzte Aussagen zu Meister Halt (1290–1293) tätigt. Hinsichtlich der Wahl der übrigen Meister vom Ende des 13. und vom Anfang des 14. Jahrhunderts existieren keine Quellenbelege, so dass sie zunächst ausgespart bleiben. Diese gesetzte Zäsur lässt sich jedoch nicht nur quellenteknisch begründen, sondern auch ereignisgeschichtlich: 1291 wurde der Deutsche Orden aus dem Heiligen Land vertrieben und ging somit seines Zentrums verlustig, sodass „tektonische Verschiebungen“ innerhalb der Gemeinschaft erfolgten.<sup>32</sup> Quellenkritisch ist für die Reimchronik anzuführen, dass ihre Verse insbesondere für die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts mit Vorsicht zu genießen sind und zahlreiche Mängel an ereignisgeschichtlichen Fakten aufweisen. Erst ab den 1280er Jahren könne Enn Tarvel zufolge von einem hohen Wahrheitsgehalt ausgegangen werden, da der Chronist wohl selbst Zeitzeuge gewesen ist.<sup>33</sup>

Für den ersten livländischen Meister Hermann Balk (1237–1239 oder 1240),<sup>34</sup> der zugleich als Meister in Preußen fungierte, geht aus dem „Bericht Hartmanns von Heldringen“ (und nicht aus der Reimchronik) hervor, dass

<sup>32</sup> Siehe dazu KLAUS MILITZER: Hochmeister Gottfried von Hohenlohe, in: DERS.: Zentrale und Region. Gesammelte Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen, Livland und im deutschen Reich aus den Jahren 1968 bis 2008, Weimar 2015 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 75; Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 13), S. 1-15; UDO ARNOLD: Deutschmeister Konrad von Fechtwangen und die „preußische Partei“ im Deutschen Orden am Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts, in: DERS.: Deutscher Orden und Preußenland. Ausgewählte Aufsätze anlässlich des 65. Geburtstages, Marburg 2005 (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, 26), S. 187-206; DERS.: Der Deutsche Orden in Venedig, in: ebenda, S. 207-224, hier S. 210-215; DERS.: Von Venedig nach Marienburg: Hochmeister und Deutscher Orden am Ende des 13. / Beginn des 14. Jahrhunderts, in: Kirche und Gesellschaft im Wandel der Zeiten: Festschrift für Gabriel Adriányi zum 75. Geburtstag, hrsg. von HERMANN-JOSEF SCHEIDGEN, SABINE PROROK und HELMUT RÖNZ, Nordhausen 2012, S. 75-90; KLAUS MILITZER: Die Übersiedlung Siegfried von Fechtwangens in die Marienburg, in: Die Ritterorden in Umbruchs- und Krisenzeiten, hrsg. von ROMAN CZAJA und JÜRGEN SARNOWSKY, Toruń 2011 (Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica, 16), S. 47-61.

<sup>33</sup> ENN TARVEL: Livländische Chroniken des 13. Jahrhunderts als Quelle für die Geschichte des Schwertbrüderordens und Livlands, in: Werkstatt des Historikers der mittelalterlichen Ritterorden. Quellenkundliche Probleme und Forschungsmethoden, hrsg. von ZENON HUBERT NOWAK, Toruń 1987 (Ordines militares. Colloquia Torunensia Historia, 4), S. 175-184, hier S. 180.

<sup>34</sup> Umstritten ist das Todesjahr Hermanns, welches größtenteils mit 1239, in jüngerer Zeit jedoch auch mit 1240 angegeben wurde. LÖWENER, Verwaltungsstrukturen (wie Anm. 9), S. 151; BARANOV, Frühzeit (wie Anm. 27), S. 325; diesbezüglich unentschieden DORNA, Brüder (wie Anm. 21), S. 244. Vom Todesjahr leitet sich seine Amtszeit als livländischer Meister ab, die folglich unterschiedlich interpretiert wird: 1237–1238/39 (MILITZER, Dignitaries and Officials [wie Anm. 21], S. 349); 1237–1239 (Katalog Ritterbrüder [wie Anm. 24], Nr. 46); 1237–1239/40 (LÖWENER, Verwaltungsstrukturen [wie Anm. 9], S. 151).

er von Hermann von Salza und einem in Marburg abgehaltenen Kapitel, auf dem nach Aussage des Hochmeisters beinahe 100 Brüder aus ganz Deutschland versammelt waren,<sup>35</sup> als Meister eingesetzt wurde. Dabei war zunächst Dietrich von Grüningen vorgesehen gewesen, von dessen Kandidatur aber aufgrund seines geringen Profießalters abgesehen worden war.<sup>36</sup>

In der Reimchronik treten bezüglich der Bestimmung eines neuen Meisters wie bei Hermann Balk in drei Fällen der Hochmeister und eine Kapitelversammlung in Erscheinung: Burchard von Hornhusen (1257–1260) wurde vom eben erst gewählten Hochmeister Anno von Sangerhausen (1256–1273), zuvor selbst Meister in Livland, und einem Ordenskapitel in Rom in Abwesenheit als Meister eingesetzt.<sup>37</sup> Ein von deutschen, livländischen und preußischen Brüdern besuchtes Kapitel in Marburg sowie der Hochmeister erwählten Konrad von Feuchtwangen (1279–1281), der auch das Amt des preußischen Meisters antrat.<sup>38</sup> Kuno von Hattstein (1288–1289) wurde in Elbing auf einem Kapitel in Anwesenheit des Hochmeisters *mit râte der brüdere* erwählt,<sup>39</sup> wobei dieses Kapitel auch urkundlich belegt ist und als *lant capitel* bezeichnet wird.<sup>40</sup>

<sup>35</sup> *Historia diplomatica Friderici secundi*, Bd. 5, 1, hrsg. von JEAN LOUIS ALPHONSE HUILLARD-BRÉHOLLES, Paris 1857, S. 93ff.

<sup>36</sup> Hartmann's von Heldringen, Hochmeister des deutschen Ordens, Bericht über die Vereinigung des Schwertordens mit dem deutschen Orden und über die Erwerbung Livlands durch den letzteren, hrsg. von ERNST STREHLKE, in: *Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands* 11 (1868), S. 76–102, hier S. 90; Zu den Ereignissen in Marburg siehe DORNA, *Brüder* (wie Anm. 21), S. 242–248 (Nr. 229); BENNINGHOVEN, *Schwertbrüder* (wie Anm. 21), S. 354–362.

<sup>37</sup> *Reimchronik* (wie Anm. 25), 4309–4404. DORNA, *Brüder* (wie Anm. 21), S. 130, Anm. 6, vermutet, dass Burchard von Hornhusen persönlich an diesem Kapitel teilnahm, da er am 29.6.1256 in Frankfurt am Main nachgewiesen werden kann. Dieser Verdacht ließe sich zwar dahingegen erhärten, dass dort auch Anno von Sangerhausen urkundlich als livländischer Meister bezeugt ist. *Urkundenbuch des Bisthums Samland*, Heft 1, hrsg. von CARL PETER WOELKY und HANS MENTHAL, Leipzig 1891 (*Neues Preussisches Urkundenbuch. Ostpreussischer Theil. II. Abteilung: Urkunden der Bisthümer, Kirchen und Klöster*, 2), Nr. 51. Jedoch ist keineswegs eindeutig, ob sich Anno von Frankfurt aus zur Hochmeisterwahl begab (so die Interpretationen von DORNA, *Brüder* [wie Anm. 21], S. 130 Anm. 6). Glaubwürdig ist die Bemerkung der *Reimchronik*, dass das Siegel des Meisters nach Livland übersandt wurde, denn im Jahre 1256 urkundet Ludwig, der Statthalter des livländischen Meisters, mit seinem eigentlichen Amtssiegel, dem des Rigaer Komturs, und nicht dem Siegel des Meisters (*Chronologie* [wie Anm. 21], S. 7), was für einen Statthalter nicht selbstverständlich ist (s.u.). Das Siegel des Meisters befand sich in den Händen Annos von Sangerhausen, wie dessen anhängendes Siegel an der in Frankfurt ausgestellten Urkunde belegt (ebenda, S. 16f.). Wäre Burchard von Hornhusen bei seiner Wahl zum livländischen Meister persönlich anwesend gewesen, wäre ihm das Siegel ausgehändigt worden.

<sup>38</sup> *Reimchronik* (wie Anm. 25), 8527–8591.

<sup>39</sup> Ebenda, 10777–10895.

<sup>40</sup> *Codex Diplomaticus Warmiensis oder Regesten und Urkunden zur Geschichte Ermlands*, Bd. 1, hrsg. von CARL PETER WOELKY und JOHANN MARTIN SAAGE, Mainz 1860 (*Monumenta Historiae Warmiensis oder Quellensammlung zur Geschichte Ermlands*, 1), Nr. 77b.

Der Hinweis auf ein Kapitel fehlt bei Meister Werner (1261–1263), jedoch berichtet die Reimchronik, dass ihn der Hochmeister *mit siner brüder räte* als Meister nach Livland geschickt habe.<sup>41</sup> Ähnliches ist für Konrad von Mandern (1263–1266)<sup>42</sup> und Ernst von Ratzeburg (1274–1279)<sup>43</sup> zu vernehmen, die der Hochmeister *mit räte* als Meister bestimmte und nach Livland entsandte, wobei zu Konrad noch erfahren werden kann, dass dies in Deutschland geschehen sei. Für die (zweite und unstrittigere, jedoch nicht genau datierbare) Amtszeit Dietrichs von Grüningen<sup>44</sup> und für den diskussionswürdigen Heinrich von Heimbürg<sup>45</sup> ist dahingegen lediglich überliefert, dass sie in Deutschland erwählt und nach Livland gesandt wurden. Bei Halt (1290–1293) ist zwar Mergentheim als Wahlort angegeben, jedoch fehlt ein Hinweis auf dessen Entsendung nach Livland.<sup>46</sup> Letzteres ist auch für die (eventuell zweite) Amtsperiode des Andreas von Felben (1248–1253) zu beobachten, den der Hochmeister zusammen mit den Ordensbrüdern, die gerade bei ihm weilten, wohl in Abwesenheit zum Meister erwählte.<sup>47</sup> Bei Meister Anno von Sangerhausen (1254–1256) berichtet der Chronist dahingegen erneut, er sei vom Hochmeister aus Deutschland nach Livland entsandt worden.<sup>48</sup> Nach Livland geschickt wurde auch Walter von Nordeck (1270–1273), bei dem jedoch nun Verweise auf den Hochmeister und Deutschland fehlen.<sup>49</sup>

In diesen 13 geschilderten Fällen werden folgende Verfahren zur Einsetzung des Meisters aufgeführt: vier werden von einem Kapitel, drei durch den „Rat der Brüder“ bestimmt; vier weitere werden „erwählt“; für zwei Meister ist lediglich bekannt, dass sie nach Livland entsandt wurden. Zudem tritt in neun dieser 13 Beispiele der Hochmeister in Erscheinung. Als Zwischenfazit lässt sich somit die Beobachtung von Schwartz bestätigen, wonach der Hochmeister und eine Kapitelversammlung vorrangig als Akteure der Meisterwahl des 13. Jahrhunderts zu benennen sind,<sup>50</sup>

<sup>41</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 6315–6333.

<sup>42</sup> Ebenda, 7091–7120.

<sup>43</sup> Ebenda, 8072–8086, 8149–8160.

<sup>44</sup> Ebenda, 2332–2342.

<sup>45</sup> Ebenda, 2299–2331.

<sup>46</sup> Ebenda, 11652–11669. Da die Brüder in Livland mittels eines Briefes von der Wahl unterrichtet wurden und kein Einzug des Meisters geschildert wird, scheint er in Mergentheim möglicherweise nicht selbst anwesend gewesen zu sein.

<sup>47</sup> Ebenda, 3148–3191. Auf eine Wahl *in absentia* deutet hin, dass vom Hochmeister Briefe und Boten nach Livland zur Verkündung der Wahl eines neuen Meisters geschickt wurden, und nicht der Meister selbst.

<sup>48</sup> Ebenda, 3681–3695.

<sup>49</sup> Ebenda, 7995–8003.

<sup>50</sup> Vgl. SCHWARTZ, Wahlen (wie Anm. 4), S. 454–455; ULRICH NIESS: Hochmeister Karl von Trier. Stationen einer Karriere im Deutschen Orden, Marburg 1992 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 47), S. 159 mit Anm. 70; siehe auch JOHANNES VOIGT: Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland, Bd. 1, Berlin 1857, S. 157, der dies auch für die Wahl des Deutschmeisters im 13. Jahrhundert annimmt.

auch wenn diese Konstellation explizit nur in vier Fällen überliefert ist. Jedoch wird sich hinter dem „Rat der Brüder“ und „erwählt“ wohl eine Kapitelversammlung verbergen, zumal in den Statuten Hochmeister und Kapitel als Akteure zur Bestimmung der Provinzialkomture vorgesehen sind.<sup>51</sup> Ein einheitliches und streng geregeltes Verfahren scheint aber nicht bestanden zu haben, denn es treten verschiedene Kapitelversammlungen in Erscheinung: ein preußisches und deutsches Landeskapiel (Elbing 1287 und Marburg 1237) sowie eine Art „*capitulum cismarinum*“ (Marburg 1279).<sup>52</sup> Das Haupthaus des Ordens in Akkon begegnet dahingegen nur in einem einzigen, noch zur Sprache kommenden Fall. Des Weiteren ist unübersehbar, dass die genannten Meister nicht in Livland selbst bestimmt wurden, sondern größtenteils in Deutschland. Aus Sicht der livländischen Brüder kann von einer Wahl im eigentlichen Wortsinne daher wohl kaum die Rede sein. Zudem lässt sich wie für das Preußenland beobachten,<sup>53</sup> dass der überwiegende Teil dieser Meister erst mit ihrer Amtseinsetzung nach Livland kam, nach einer bestimmten Zeit vor dem Hochmeister von ihrem Amt abtraten und nicht wieder nach Livland zurückkehrten.<sup>54</sup>

Neben dieser offenbar für das 13. Jahrhundert „gewöhnlichen“ Verfahrensweise lässt die Reimchronik aber noch andere Wege erkennen, wie das Amt des livländischen Meisters besetzt werden konnte. Dies verdeutlicht die schon herangezogene Passage zu Andreas von Felben, den der Hochmeister scheinbar nur mit einer geringen Anzahl von Ordensbrüdern zum livländischen Provinzialmeister bestimmte. Konrad von Feuchtwangen hingegen übertrug Livland kurzerhand einfach dem preußischen Meister Mangold (1281–1283).<sup>55</sup> Ähnlich könnte es vielleicht beim Übergang von Hermann Balk zur ersten Amtszeit Dietrichs von Grüningen gewesen sein,<sup>56</sup> wobei diese, wie erwähnt, auch als Statthalterschaft interpretiert wird.<sup>57</sup> Der Nachfolger Mangolds, Willekin von Endorp (1283–1287), wurde dahingegen zunächst von den livländischen Brüdern in Fellin zum Statthalter gewählt, später aber in Abwesenheit vom neu gewählten Hochmeister auf einem Kapitel in Akkon zum Meister bestimmt.<sup>58</sup> Otto von Lau-

---

<sup>51</sup> Unter dem Begriff „Kapitel“ ist in den Statuten das Haupthaus des Ordens in Akkon angesprochen. Siehe dazu Anm. 18.

<sup>52</sup> Bezüglich des in Rom abgehaltenen Kapitels liegen keine Informationen über dessen Zusammensetzung vor.

<sup>53</sup> DORNA, Brüder (wie Anm. 21), S. 76.

<sup>54</sup> So Hermann Balk, Dietrich von Grüningen und Heinrich von Heimburg (siehe die Literatur in Anm. 22 und 34); Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24, Nr. 370) sowie die jeweils in Tabelle 1 genannten Meister.

<sup>55</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 9667–9740.

<sup>56</sup> Vgl. KALLMEYER, Versuch (wie Anm. 21), S. 415.

<sup>57</sup> Siehe Anm. 23.

<sup>58</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 9732–9800. Vgl. dazu Anm. 29.

terberg (1267–1270) wurde von den „Livländern“ sogar direkt zum Meister gewählt, was der Hochmeister *näch der brüdere räte* gestattete.<sup>59</sup>

Gänzlich ohne Einfluss auf die Besetzung des Meisteramts waren die Brüder in Livland im 13. Jahrhundert demnach nicht. Dazu ist auffällig, dass ab Andreas von Felben, der eine Sonderstellung einnimmt, gelegentlich Meister nachzuweisen sind, die den livländischen Brüdern – wie es die Livländische Reimchronik ausdrückt – „bekannt“ gewesen sind: Burchard von Hornhusen (1257–1260), Ernst von Ratzeburg (1274–1279) und Kuno von Hattstein (1288–1289).<sup>60</sup> Des Weiteren lässt sich für Halt (1290–1293) und für Andreas von Felben belegen, dass sie zuvor in Livland ein Amt besaßen.<sup>61</sup> Burchard von Hornhusen und Kuno von Hattstein hingegen sind (wie auch Mangold) vorher in preußischen Ämtern belegt. Für die von den „Livländern“ selbst gewählten Otto von Lauterberg (1267–1270) und Willekin von Endorp (1283–1287) kann wohl vorausgesetzt werden, dass sie zuvor eine Funktion in Livland ausgeübt haben.<sup>62</sup> Von den livländischen Meistern bis 1293 waren somit mindestens vier zuvor im livländischen Ordenszweig tätig,<sup>63</sup> so dass insgesamt betrachtet die „Livländer“ gelegentlich durchaus Einfluss auf die Wahl ausüben konnten. Des Weiteren ist auffällig, dass alle auf dem Schlachtfeld gefallenen livländischen Meister zu den „bekannt“ Ordensbrüdern zählen. Dagegen fand keine einziger aus dem Reich nach Livland entsandter Meister den Schlachtentod. Eine tiefer gehende Verbindung der „bekannt“ Meister zu ihrer Provinz lässt sich daraus durchaus ableiten.

Diese Ergebnisse muten in ihrer Summe an sich unspektakulär an, jedoch lässt eine Beobachtung von Marceij Dorna für die preußischen Provinzialmeister aufhorchen. Dorna kam in seiner umfangreichen prosopografischen Studie zu dem Ergebnis, dass die Besetzung der preußischen Provinzialmeister in drei Phasen eingeteilt werden könne: Bis Ende der 1250er Jahre seien ausschließlich Meister nach Preußen gesandt worden, von 1259 bis 1280 seien dahingegen auch Meister nachzuweisen, die bereits zuvor in Preußen tätig gewesen waren; ab 1280 bis 1309 sei ein

<sup>59</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 7527–7565.

<sup>60</sup> Siehe dazu Reimchronik (wie Anm. 25), 4405–4408, 8149–8160, 10857–10862. Zudem werden Andreas von Felben (3165–3193) und Dietrich von Grüningen als „bekannt“ beschrieben (2332–2337); Letzterer war mit Hermann Balk und den ersten Deutschordensbrüdern nach Livland gezogen.

<sup>61</sup> Andreas von Felben als Komtur von Riga (Chronologie [wie Anm. 21], S. 13; *ВОЈТЕКЪ*, Identität [wie Anm. 21], S. 42); Halt als Vogt von Jerwen (Katalog Ritterbrüder [wie Anm. 24], Nr. 344).

<sup>62</sup> ARBUSOW, Geschlechter (wie Anm. 8), S. 56 (Nr. 142), S. 115f. (Nr. 216), vermutete für Willekin von Endorp, dass dieser zuvor Komtur von Fellin gewesen sei. Dies ist kritisch zu sehen, vgl. Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 624.

<sup>63</sup> Neben den genannten Personen steht für Meister Werner die Vermutung Benninghovens im Raum, er sei möglicherweise mit einem zuvor in Livland nachweisbaren gleichnamigen Ritterbruder identisch. Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 952.

– **Tab. 1.** *Livländische Meister seit Andreas von Felben bis zur Ankunft des Hochmeisters auf der Marienburg*

<i>Name</i>	<i>Amtszeit</i>	<i>„Herkunft“</i>	<i>weiterer „Karriereweg“</i>
Andreas von Felben	1248–1253	„bekannt“ Komtur zu Riga	wohl zum Rücktritt gedrängt <sup>64</sup>
Anno von Sangerhausen	1254–1256	nach Livland entsandt	Hochmeister
Burchard von Hornhusen	1257–1260	„bekannt“ (Preußen)	gefallen als Meister <sup>65</sup>
Werner	1261–1263	nach Livland entsandt	nach Verwundung Rückkehr nach Deutschland <sup>66</sup>
Konrad von Mandern	1263–1266	nach Livland entsandt	von den livländischen Brüdern zur Rückkehr nach Deutschland bewogen <sup>67</sup>
Otto von Lauterberg	1267–1270	in Livland gewählt	gefallen als Meister <sup>68</sup>
Walter von Nordeck	1270–1273	nach Livland entsandt	aufgrund „schwerer Krankheit“ nach Deutschland zurückgekehrt <sup>69</sup>
Ernst von Ratzeburg	1274–1279	„bekannt“	gefallen als Meister <sup>70</sup>
Konrad von Feuchtwangen	1279–1281	nach Livland entsandt	Rückkehr nach Deutschland <sup>71</sup>

<sup>64</sup> WOJTECKI, Identität (wie Anm. 21), S. 42, 50-53; Chronologie (wie Anm. 21), S. 13; Reimchronik (wie Anm. 25), 3165-3193.

<sup>65</sup> Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 238; Reimchronik (wie Anm. 25), 4405-4408.

<sup>66</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 7091-7113. Siehe Anm. 63.

<sup>67</sup> FRIEDRICH BENNINGHOVEN: Der livländische Ordensmeister Konrad von Mandern, in: Hamburger Mittel- und Ostdeutsche Forschungen 6 (1967), S. 137-161, hier S. 154ff.

<sup>68</sup> Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 624.

<sup>69</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 8072-8086.

<sup>70</sup> Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 238; Reimchronik (wie Anm. 25), 8149-8160.

<sup>71</sup> Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 238.



## Die Wahl des livländischen Meisters

<i>Name</i>	<i>Amtszeit</i>	<i>„Herkunft“</i>	<i>weiterer „Karriereweg“</i>
Mangold	1281– 1283	Preußen	kurz nach Rücktritt gestorben <sup>72</sup>
Willekin von Endorp	1283– 1287	in Livland gewählt	gefallen als Meister <sup>73</sup>
Kuno von Hattstein	1288– 1289	„bekannt“ (Preußen)	Rückkehr nach Preußen <sup>74</sup>
Halt	1290– 1293	Vogt zu Jerwen	als Meister verstorben <sup>75</sup>
Heinrich von Dincklage	1295– 1296	?	als Meister verstorben <sup>76</sup>
Bruno	1297– 1298	Statthalter	gefallen als Meister <sup>77</sup>
Gottfried Rogge	1298– 1307	?	?
Gerhard von Jork	1309– 1322	Komtur zu Fellin	Rücktritt (wohl aus Altersgründen) <sup>78</sup>

deutliches Übergewicht der direkt aus Preußen kommenden Meister festzustellen.<sup>79</sup> Eine solche Phaseneinteilung kann kritisch gesehen werden, jedoch kam Dieter Wojtecki bereits etliche Jahre zuvor zu einer ähnlichen Beobachtung bezüglich des Deutschen Ordens im Reich: Seit 1290 lasse sich anhand der Deutschmeister eine Verselbständigungstendenz dieser Ordensprovinz erkennen.<sup>80</sup> Auch im livländischen Ordenszweig ist eine solche zu beobachten, denn mit fortschreitender Zeit steigt die Zahl derjenigen Ordensmeister, die die „Livländer“ selbst hervorgebracht haben,

<sup>72</sup> Siehe Quellenangabe in Anm. 29.

<sup>73</sup> Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 624 sowie hier Anm. 29 und Anm. 115. Vgl. auch Anm. 62.

<sup>74</sup> Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 354; Reimchronik (wie Anm. 25), 10857-10862.

<sup>75</sup> WARTBERGE, *Chronicon* (wie Anm. 26), S. 53; Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 624.

<sup>76</sup> WOJTECKI, *Identität* (wie Anm. 21), S. 59.

<sup>77</sup> Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 126.

<sup>78</sup> Ebenda, Nr. 476; NEITMANN, *Grafschaft Mark* (wie Anm. 6), S. 56.

<sup>79</sup> DORNA, *Brüder* (wie Anm. 21), S. 76-79.

<sup>80</sup> DIETER WOJTECKI: *Studien zur Personengeschichte des Deutschen Ordens im 13. Jahrhundert*, Wiesbaden 1971 (*Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa*, 3), S. 19f.

stetig an.<sup>81</sup> Werden nun an dieser Stelle die späteren Meister hinzugezogen, ist diese Entwicklung unverkennbar. Von den bisher nicht erwähnten vier Meistern von 1293 bis zur Ankunft des Hochmeisters auf der preußischen Marienburg ist zumindest für zwei belegbar, dass sie vor ihrer Meisterwahl bereits in Livland tätig gewesen sind.<sup>82</sup> Dies ist auch für alle weiteren Meister des 14. Jahrhunderts zu beobachten, deren Ämterlaufbahnen aufgrund der stetig besser werdenden Überlieferung genauer bekannt sind.<sup>83</sup> Der letzte nachweisbare, direkt als Meister nach Livland entsandte Ordensbruder war Konrad von Feuchtwangen (1279–1281), der insgesamt in der Korporation des Deutschen Ordens eine Sonderstellung einnimmt.<sup>84</sup> In der Folgezeit sind – jeweils aus Preußen – nur noch Mangold (1281–1283) und Kuno von Hattstein (1288–1289), als „Landfremde“ nachzuweisen, wobei erstgenannter das livländische Meisteramt wohl nur formal innehatte. Dazu muss erwähnt werden, dass vor allem im 13. Jahrhundert zwischen Preußen und Livland keine „Konkurrenzsituation“ existierte, wie es die ältere preußenzentrierte Deutschordensforschung mit der Betonung einer Vorrangstellung Preußens gelegentlich konnotierte. Vielmehr stand die gemeinsame Unterwerfung der autochthonen heidnischen Bevölkerung im Zentrum des Interesses. Dies veranschaulicht Kuno von Hattstein, der aufgrund einer verlustreichen militärischen Niederlage des livländischen Ordenszweiges als neu bestellter Meister mit einem Kontingent Ordensbrüdern nach Livland zog, um gegen die aufständischen semgallischen Stämme vorzugehen.<sup>85</sup>

Somit konnte die livländische Ordensprovinz gegen Ende des 13. Jahrhunderts offenbar einen maßgeblichen Einfluss bei der Bestimmung ihres Obersten geltend machen. Während zu Beginn der livländischen Deutschordensherrschaft, wohl gewissermaßen zum Vollzug der Inkorporation des Schwertbrüderordens, ein in Deutschland bestimmter Meister mit einer Schar von Mitbrüdern nach Livland entsandt worden war, trat bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts mit Andreas von Felben ein Meister auf, der eine eigenständige Politik ausübte und die Entsendung eines Sonderbeauftragten des Hochmeisters, Eberhard von Sayn, provozierte, der 1252 bis 1254 de facto das Amt des livländischen Meisters übernahm.<sup>86</sup> In

---

<sup>81</sup> Vgl. auch die Beobachtungen von KLAUS MILITZER: Die Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens. Eine Einführung in die Möglichkeiten und Grenzen der Auswertung des Ritterbrüderkatalogs, in: Ritterbrüder im livländischen Zweig des Deutschen Ordens (wie Anm. 21), S. 11–70, hier S. 34.

<sup>82</sup> Siehe Tabelle 1.

<sup>83</sup> Siehe dazu die jeweiligen Biogramme: Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24).

<sup>84</sup> Dazu insbesondere ARNOLD, Konrad von Feuchtwangen (wie Anm. 32).

<sup>85</sup> Nach der Reimchronik (wie Anm. 25), 10728–10738, fielen bei dieser Niederlage der Meister und 35 Ordensbrüder. Dieses Ereignis fand Einzug in den Nekrolog von Alden Biesen (MAX PERLBACH: Deutsch-Ordens Necrologe, in: Forschungen zur Deutschen Geschichte 17 [1877], S. 357–371, hier S. 363), in dem für den 25. März der Tod des Meisters und von 43 Brüdern vermerkt ist.

<sup>86</sup> DORNA, Brüder (wie Anm. 21), S. 158 (Nr. 82); WOJTECKI, Identität (wie Anm. 21), S. 51f.

der Folgezeit überwiegen zwar weiterhin aus Deutschland nach Livland entsandte Meister, jedoch ist eine rückläufige Tendenz zu beobachten. Die „Selbstständigkeitstendenzen“ der Ordensprovinz Livland dürfte eine womöglich kurz vor 1264 entstandene Bestimmung bestärkt haben, wonach der Hochmeister über die Provinzialkomture keine *vicemagistri* setzen durfte, wie dies in den 1250er Jahren noch mit Eberhard von Sayn geschehen war.<sup>87</sup> So lässt sich abschließend wie für das Preußenland behaupten, dass ab den 1280er Jahren der Einfluss der „Livländer“ auf die Wahl ihres Meisters offenbar dominierend wurde. Dazu passt der Befund von Wojtecki, wonach ab Willekin von Endorp (1283–1287) die Meister des 13. Jahrhunderts genau den Regionen entstammen, aus denen sich auch die Mehrzahl der livländischen Ordensbrüder rekrutierte. Wojtecki zieht daraus den Schluss, dass am Ende des 13. Jahrhunderts die „Livländer“ in der Korporation des Deutschen Ordens genügend „Gewicht zur Selbstbehauptung“ besessen hätten.<sup>88</sup> Auch wenn der landsmannschaftlichen Herkunft im Gegensatz zum 15. Jahrhundert wohl noch kein so bedeutendes Gewicht eingeräumt werden darf,<sup>89</sup> so kann sie doch zumindest als ein

<sup>87</sup> Statuten (wie Anm. 18), hier Gewohnheit 15, S. 101. Die Bestimmung über die *vicemagistri* fehlt in den Statutenhandschriften mit den Siglen b2, b3, b4, k2, m, sa3, w4, w4, w5, w9 und L (ebenda, S. 101, Anm. b); ebenda, Lesarten, S. 220 (D.S. 101 Z. 11-16); für die Perlbach unbekannt gebliebenen Handschriften sei verwiesen auf JOHANNES GÖTZ: Statutenhandschriften des Deutschen Ordens nach der älteren Redaktionsstufe. Eine Ergänzung zur Edition von Max Perlbach, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte (im Erscheinen). Diese Norm ist damit möglicherweise nicht als ursprünglich anzusehen. Vgl. LÖWENER, Verwaltungsstrukturen (wie Anm. 9), S. 199, Anm. 257. Auffällig ist, dass die angeführten Handschriften ansonsten bei Fragen nach der ursprünglichen Statutenfassung nicht in Erscheinung treten. Im Entstehungskontext dieser Bestimmung könnte neben Eberhard von Sayn auch Helmerich von Würzburg († 1263) eine Rolle gespielt haben, der Anfang 1262 in Thorn als Statthalter des Hochmeisters in Preußen und Livland begegnet und kurz darauf den preußischen Meister aus dem Amt drängte. DORNA, Brüder (wie Anm. 21), S. 191f. (Nr. 134), S. 236ff. (Nr. 22). In der Folgezeit lassen sich Statthalter des Hochmeisters für eine bestimmte Ordensprovinz nicht mehr nachweisen. Vgl. SŁAWOMIR JÓZWIĄK: Specjalni wysłannicy wielkich mistrzów do Prus i Inflant. Przyczynki do funkcjonowania centralnych i terytorialnych organów władzy zakonu Krzyżackiego w połowie XIII wieku [Sondergesandte der Hochmeister nach Preußen und Livland. Ein Beitrag über die Funktion der zentralen territorialen Regierungsorgane des Deutschen Ordens in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts], in: Roczniki humanistyczne 48 (2000), H. 2, zeszyt specjalny, S. 191-203, hier S. 202. Lediglich die Deutschmeister begegnen stellenweise noch als Statthalter des Hochmeisters, um gezielt bestimmte Angelegenheiten auszuführen. Vgl. ERNST DRAGENDORFF: Ueber die Beamten des Deutschen Ordens in Livland während des XIII. Jahrhunderts, Berlin 1894, S. 19-22. Die Bestimmung über die *vicemagistri* könnte somit zu Zeiten von Eberhard von Sayn und Helmerich von Würzburg noch nicht bestanden haben. Spätestens für 1264 ist die Bestimmung als existent anzusehen, da sie in der ältesten Statutenhandschrift aus dem Jahr 1264 (Sigue b1) überliefert ist.

<sup>88</sup> WOJTECKI, Identität (wie Anm. 21), S. 66ff.

<sup>89</sup> Vgl. KLAUS MILITZER: Bozen, Koblenz, Österreich und Elsaß – Die Entstehung der hochmeisterlichen Kammerballeien des Deutschen Ordens, in: Preußische Landesgeschichte. Festschrift für Bernhart Jähnig zum 60. Geburtstag, hrsg. von UDO

gewisses Indiz für den gesteigerten Einfluss bei der Meisterwahl gewertet werden. So legt auch die von einem Deutschordensbruder verfasste Livländische Reimchronik selbst ein anschauliches Zeugnis davon ab, dass die Ordensprovinz Livland am Ende des 13. Jahrhunderts durchaus ein gewisses Selbstbewusstsein besaß.

Weitere Rückschlüsse über das „Stimmgewicht“ der livländischen Brüder gewähren die im 13. Jahrhundert absolut gesehen häufiger anzutreffenden Statthalter. Statthalter treten bei Abwesenheit des amtierenden Meisters, aus welchen Gründen auch immer dieser das Land verließ, oder bei Sedisvakanz in Erscheinung. Insgesamt lassen sich für das 13. Jahrhundert 13 Statthalter benennen, wovon acht namentlich bekannt sind und die Mehrzahl erneut aus der Reimchronik bekannt ist. Insgesamt muss die Zahl an Statthaltern jedoch wesentlich höher veranschlagt werden, da beispielsweise bei einem Feldzug des Meisters stets ein Statthalter zurückgelassen wurde. Von den Statthaltern sind die Sondergesandten des Hochmeisters für Livland zu unterscheiden, namentlich Eberhard von Sayn und Helmerich von Würzburg, wobei letzterer Livland offenbar gar nicht betrat.<sup>90</sup>

Um Erkenntnisse für die hier behandelte Fragestellung zu gewinnen, ist auf die Art und Weise einzugehen, wie Statthalter eingesetzt wurden. Bezüglich Willekins von Endorp wurde bereits erwähnt, dass er nach der Übergabe des Meisteramts an Mangold in Fellin zum Statthalter erwählt wurde. Andreas von Westfalen (1270) wurde nach dem Tod des Meisters Otto von Lutterberg von den livländischen Brüdern zum Meisterstatthalter bestimmt.<sup>91</sup> Ein namentlich nicht genannter Statthalter (1254) wird bei der bevorstehenden Abreise des Meisters von demselben *mit râte* eingesetzt.<sup>92</sup> Über Gerhard von Katzenelnbogen (1279–1280), nach dem Schlachtentod des Meisters Ernst von Ratzeburg als Statthalter erwähnt, äußert sich die Reimchronik nicht eindeutig.<sup>93</sup> Er war aber wohl bereits vor dem

ARNOLD, MARIO GLAUERT und JÜRGEN SARNOWSKY, Marburg 2001 (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, 22), S. 1-16, hier S. 4; NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 56-66; 84ff.

<sup>90</sup> Zu Helmerich von Würzburg s.o., Anm. 87. Er war nicht „Vizelandmeister“, wie im Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 993 angegeben wird, siehe dazu DORNA, Brüder (wie Anm. 21), S. 237 Anm. 2.

<sup>91</sup> Reimchronik (wie Anm. 24), 7962-7968.

<sup>92</sup> Nach der Reimchronik (wie Anm. 24), 3655-3680, wurde der Statthalter von Eberhard von Sayn bei dessen Abreise zum Hochmeister eingesetzt. Eberhard selbst war jedoch gar kein Meister, sondern Statthalter des Hochmeisters. Als neuer Meister wurde anschließend Anno von Sangerhausen eingesetzt. In Livland ist Eberhard noch im April 1254 nachweisbar. Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch, I. Abteilung, Bd. 1-13, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE u.a., Reval u.a., 1853-2018; II. Abteilung, Bd. 1-3, hrsg. von LEONID ARBUSOW [D.Ä.], Riga u.a. 1900-1914 (künftig LUB), hier LUB I/1, Nr. 264-265, Sp. 345-348. Anno von Sangerhausen ist als livländischer Meister erstmals im Dezember 1254 belegt. Chronologie (wie Anm. 21), S. 16. Der von Eberhard von Sayn bestellte Statthalter muss demnach in das Jahr 1254 gesetzt werden.

<sup>93</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 8515-8526.

Feldzug Ernsts nach Litauen als Statthalter zurückgelassen worden,<sup>94</sup> wie es z.B. auch für den Statthalter Georg (1260–1262)<sup>95</sup> und für einen namentlich nicht bekannten Statthalter (1287–1288) überliefert ist.<sup>96</sup> Für Ludwig (1256) und Andreas von Felben (1243) existieren keine Nachrichten über ihre Statthalterschaft in der Reimchronik, jedoch lässt sich erschließen, dass sie während der Abwesenheit eines amtierenden Meisters als Statthalter fungierten.<sup>97</sup>

Die Reimchronik dokumentiert zwar nicht für jeden Statthalter die Einsetzung mit dem Rat der Brüder, jedoch waren schon nach den „Gesetzen über Meer“ aus der Mitte des 13. Jahrhunderts die Landkomtore verpflichtet, bei ihrer Reise zur Hochmeisterwahl *mit råde irre brüdere* einen Statthalter zurückzulassen.<sup>98</sup> Die Bestimmung eines Statthalters durch den Meister und die Brüder ist daher als Norm anzusehen, die, wenn es die Umstände erlaubten, wohl im Rahmen eines Kapitels, im Falle Livlands des Provinzialkapitels, umgesetzt wurde. So war in den auf das Heilige Land zugeschnittenen Gewohnheiten die Konsultation des Kapitels zur Einsetzung eines Statthalters explizit vorgeschrieben.<sup>99</sup> Eine ähnliche Bestimmung ist in der so genannten Littera des Eberhard von Sayn für die preußische Provinz (1251/52) anzutreffen, der zufolge ohne Zustimmung des Konvents der preußische Meister das Land nicht verlassen durfte.<sup>100</sup> Auch wenn hier nach der Lesart des Verfassers dieser Littera, dem Kapitel in Akkon, hinter dem Begriff Konvent das Haupthaus, nun dasjenige der preußischen Provinz, zu verstehen ist,<sup>101</sup> so wird doch verdeutlicht, dass die Bestellung eines Statthalters einer besonderen Legitimität bedurfte.

---

<sup>94</sup> So auch Chronologie (wie Anm. 21), S. 25; anders Strehlke (WARTBERGE, Chronicon [wie Anm. 26], S. 49, Anm. 2), der von dessen Erhebung zum Statthalter erst nach dem Tod des Meisters ausgeht.

<sup>95</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 5849–5860. Georg fungierte wohl bis zu seinem Tod auf einem Feldzug gegen die Litauer Anfang des Jahres 1262 als Statthalter. Dies lässt sich daraus schließen, dass der erwählte Meister Werner noch im August 1262 das Siegel des livländischen Meisters offenbar nicht besaß und demnach Livland noch nicht betreten hatte. Vgl. RATHLEF, Bemerkungen (wie Anm. 21), S. 226–229; Chronologie (wie Anm. 21), S. 19f.; Siegel und Münzen der weltlichen und geistlichen Gebietiger über Liv-, Est- und Curland bis zum Jahre 1561 nebst Siegeln einheimischer Geschlechter. Aus dem Nachlasse von Baron Robert v. Toll mit Hinzufügung eines Textes für die Siegel, hrsg. von JOHANNES SACHSENDAHL, Reval 1887 (Est- und Livländische Brieflade, 4), S. 21.

<sup>96</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 10745–10752. Zur zeitlichen Einordnung des namentlich nicht bekannten Statthalters siehe Chronologie (wie Anm. 21), S. 29.

<sup>97</sup> Ludwig unter Anno von Sangerhausen (Chronologie [wie Anm. 21], S. 7, 16f.), Andreas von Felben unter Dietrich von Grüningen (DORNA, Brüder [wie Anm. 21], S. 143).

<sup>98</sup> Statuten (wie Anm. 18), Gesetze über Meer, Art. 1, S. 134.

<sup>99</sup> Ebenda, Gewohnheit 12, S. 99f. Unter dem in der Gewohnheit genannten *convent* ist das Kapitel zu verstehen, siehe dazu Anm. 18.

<sup>100</sup> Statuten (wie Anm. 18), Littera Eberhards von Sayn, Art. 17, S. 162.

<sup>101</sup> Dazu Anm. 18.

Insgesamt ist davon auszugehen, dass die Statthalter allesamt zuvor in Livland tätig waren. Einen Statthalter von außerhalb nach Livland zu bestellen, war nicht nur impraktikabel, sondern machte beim Tod eines Meisters genauso wenig Sinn wie bei der Abreise eines amtierenden Meisters. Dass von denjenigen namentlich bekannten Statthaltern, deren bisherige Ämterlaufbahn wenigstens in Ansätzen bekannt ist, allesamt zuvor in Livland tätig waren, ist somit keine sonderliche Überraschung.<sup>102</sup> Wichtig ist nun zu betonen, dass die Statthalter keineswegs eine passive oder gar abwartende Politik betrieben. Sie unternahmen Feldzüge,<sup>103</sup> vollzogen Ämterwandlungen<sup>104</sup> und schlossen – im Falle Andreas' von Felben (1243) – mit den livländischen Bischöfen ein Bündnis.<sup>105</sup> Erstaunlicherweise siegelte Statthalter Andreas von Westfalen (1270) mit dem *ingesigel von Nieflant*, dem Siegel des Meisters, was auch für Statthalter Georg (1260–1262) anzunehmen ist.<sup>106</sup> Darüber hinaus lassen sich in der Reimchronik eigenartige Bezeichnungen für die Statthalter auffinden, wie *meister an des meisters stat* oder *den er an siner stat geliez und die weile meister biez*.<sup>107</sup> Bei Willekin von Endorp wird sogar davon berichtet, dass er zum Meister erwählt worden sei, obwohl kurz zuvor die Übertragung der livländischen Ordensprovinz an Mangold geschildert wird.<sup>108</sup> Nach dem Chronisten bestand somit kein wesentlicher Unterschied zwischen einem Statthalter und einem Meister.<sup>109</sup> Diese Sichtweise schlägt sich noch in der späteren Ordensgeschichtsschreibung nieder, da in der so genannten Kleinen Meisterchronik Statthalter teilweise als Meister geführt werden.<sup>110</sup> Die mangelnde Differenzierung zwischen Meistern und Statthaltern begegnet auch in Urkunden. So ist Ludwig 1256 urkundlich als *magister* belegt, wird aber von der Forschung durchweg als Statthalter interpretiert.<sup>111</sup> Dass dieses Urteil zutreffend ist,

<sup>102</sup> Siehe dazu Tabelle 2.

<sup>103</sup> So beispielsweise der Statthalter Georg gegen die Kuren und die Esten auf Ösel. Reimchronik (wie Anm. 25), 5865–5995, 6105–6314. Gegen die Kuren zog er nicht selbst zu Felde.

<sup>104</sup> Ein namentlich nicht bekannter Statthalter während einer Sedisvakanz im Jahre 1287/1288. Reimchronik (wie Anm. 25), 10745–10776.

<sup>105</sup> So Andreas von Felben im Jahre 1243, LUB I/6, Nr. 2725, Sp. 12f.

<sup>106</sup> Chronologie (wie Anm. 21), S. 19, 22; Siegel und Münzen (wie Anm. 95), S. 39f. Zitat: Reimchronik (wie Anm. 25), 3691.

<sup>107</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 6323 und 10749–10750.

<sup>108</sup> Ebenda 9653–9740; siehe dazu Anm. 29.

<sup>109</sup> Vgl. Siegel und Münzen (wie Anm. 95), S. 39f.

<sup>110</sup> So in der Kleinen Meisterchronik mit dem Sigle s2 (CARL EDUARD NAPIERSKY: Fortgesetze Mittheilung alter livländischer Ordens-Chroniken, in: Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Curlands 6 [1850], S. 288–304, hier S. 292f.) die Statthalter Georg (1260–1262) und Andreas von Westfalen (1270).

<sup>111</sup> LUB I/1, Nr. 288, Sp. 373f., vgl. dazu Korrigenda: CARL SCHIRREN: Verzeichniss livländischer Geschichts-Quellen in schwedischen Archiven und Bibliotheken. Ausbeute des Jahre 1860, Dorpat 1861–1868, hier I. Schwedisches Reichsarchiv, S. 1–172 (künftig Schirren), Nr. 24; MAX PERLBACH: Urkunden des Rigaschen Capitel-Archives in der Fürstlich Czartoryskischen Bibliothek zu Krakau, in: Mittheilungen aus der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands 13 (1886), S. 1–23, hier Nr. VI, S. 14. Zu

war bereits dem Ordenschronisten Hermann von Wartberge im 14. Jahrhundert bekannt. Er bezeichnete Ludwig nicht nur als Statthalter, sondern kritisierte einen von Ludwig geschlossenen und durchaus bedeutenden Vergleich mit dem Erzstift Riga, den er *sine consensu capituli* vollzogen habe.<sup>112</sup> Damit sollte wohl zum Ausdruck gebracht werden, dass Ludwig kein vom Kapitel in Akkon eingesetzter Meister war.<sup>113</sup> Ein weiterer Verweis auf die Statthalterschaft Ludwigs ist, dass er mit seinem eigentlichen Amtssiegel als Rigaer Komtur siegelte und sich der amtierende Meister Anno von Sangerhausen samt Meistersiegel außerhalb Livland nachweisen lässt.<sup>114</sup> Ebenfalls (noch) von keinem Kapitel in Akkon eingesetzt war der als Statthalter fungierende Willekin von Endorp im Januar 1283, was ihn jedoch nicht daran hinderte, eine Urkunde als *magister domus Theutonice per Lyvoniam* zu bezeugen.<sup>115</sup> Ein mit Ludwig und Willekin vergleichbarer Fall liegt mit Dietrich von Grüningen vor, der sich 1251 in zwei Urkunden als Meister bezeichnete, obwohl er zu dieser Zeit weder Meister, ja nicht einmal Statthalter war.<sup>116</sup> Angesichts dieser Befunde ist die umstrittene (erste) Amtszeit Andreas von Felben im Jahre 1241 tatsächlich

---

Ludwig siehe Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 567; ARBUSOW, Geschlechter (wie Anm. 8), S. 112 (Nr. 148); Chronologie (wie Anm. 21), S. 7.

<sup>112</sup> WARTBERGE, Chronicon (wie Anm. 26), S. 40.

<sup>113</sup> Ebenda, Anm. 4.

<sup>114</sup> Anno von Sangerhausen siegelte mit dem Meistersiegel im Juni 1256 in Frankfurt, siehe Anm. 37.

<sup>115</sup> Urkundenbuch des Bisthums Culm, Theil 1: Das Bisthum Culm unter dem Deutschen Orden 1243–1466, bearb. von CARL PETER WOELKY, Danzig 1885 (Neues Preussisches Urkundenbuch. Westpreussischer Theil. II. Abteilung: Urkunden der Bisthümer, Kirchen und Klöster, 1), Nr. 102 (unter dem falschem Jahresdatum 1284). Willekins Einsetzung ins Meisteramt erfolgte erst im Laufe des Jahres 1283, da Mangold noch Ende 1282 in Preußen nachweisbar ist und sich erst danach zur Amtsniederlegung ins Heilige Land begab (siehe Anm. 29).

<sup>116</sup> LUB I/1, Nr. 222 u. 223, Sp. 281ff. Meister war Andreas von Felben. Ein weiteres Beispiel ist eben jener Andreas, der in der berühmten Schenkungsurkunde Mindaugas' von Litauen 1260 als *magister* bezeichnet wird, dessen Amtszeit als Meister jedoch bereits Jahre zuvor endete. Einschränkend gilt für diese Urkunde jedoch, dass gelegentlich ein Fälschungsverdacht geäußert wird. Siehe dazu Die Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie, Bd. 1, hrsg. von KURT FORSTREUTER, Göttingen 1961 (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung, 12), S. 168f.; weitere Literatur dazu bei JÄHNIG, Verfassung und Verwaltung (wie Anm. 14), S. 40, Anm. 83. Für den Statthalter Willekin von Endorp (1281–1283) liegt ebenfalls eine abschriftlich erhaltene Urkunde für das Jahr 1282 vor, in dem er als *magister* bezeichnet wird. Textmanuskript Bauer, Urkunde 42, in: Marburg, Dokumentensammlung des Herder-Instituts, 100 Bauer, 12; hier zitiert nach der vorläufigen Fassung der Kurländischen Güterurkunden, bearb. von DAPHNE SCHADEWALDT, hrsg. von KLAUS NEITMANN, online: <https://www.herder-institut.de/go/jT-e403b6> (letzter Zugriff 4.2.2019) (künftig: KGÜ), hier Bauer042. Zwar wird auch hier eine Fälschung vermutet (siehe den Kommentar von Schadewaldt ebenda; anders Chronologie (wie Anm. 21), S. 27, wo ein Schreib- oder Lesefehler des Kopisten erwogen wird. Jedoch zeigen die vorherigen Beispiele, dass die Bezeichnung *magister* hierfür kein Beweis sein kann.

– **Tab. 2.** *Statthalter des livländischen Meisters im 13. Jahrhundert*

<i>Name</i>	<i>Jahr</i>	<i>Ursache</i>	<i>Ämterlaufbahn</i>
Dietrich von Grüningen <sup>117</sup>	[1239/1240]	Abwesenheit des Meisters	[1240–1246] Meister
Andreas von Felben <sup>118</sup>	1241 1243	[Abwesenheit des Meisters] Abwesenheit des Meisters	1241 Komtur zu Riga 1248–1253 Meister
N.N. <sup>119</sup>	[1246/48 ?] <sup>120</sup>	Abwesenheit des Meisters	unbekannt
N.N. <sup>121</sup>	[1254] <sup>122</sup>	Abwesenheit des Meisters	unbekannt
Ludwig <sup>123</sup>	1256	Abwesenheit des Meisters	1254–1258 Komtur zu Riga
Georg <sup>124</sup>	1260–1262 <sup>125</sup>	Sedisvakanz	1252–1262 Komtur zu Segewold
N.N. <sup>126</sup>	1263 <sup>127</sup>	Führte einen Feldzug bei Krankheit des Meisters	unbekannt
Andreas von Westfalen <sup>128</sup>	1270	Sedisvakanz	unbekannt

<sup>117</sup> Beachte dazu Anm. 22 und 23.

<sup>118</sup> Ebenda.

<sup>119</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 3181-3189.

<sup>120</sup> Aufgrund ereignisgeschichtlicher Mängel in der Reimchronik ist die Amtszeit dieses Statthalters nicht eindeutig. Nach der Chronik steht der Statthalter zwischen den Meistern Dietrich von Grüningen und Andreas von Felben, zwischen denen in der Forschung jedoch häufig der Meister Heinrich von Heimburg gestellt wird (siehe Anm. 24). Zudem kennt die Reimchronik stets nur eine Amtsperiode der Meister Dietrich von Grüningen und Andreas von Felben.

<sup>121</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 3655-3680.

<sup>122</sup> Siehe Anm. 92.

<sup>123</sup> Chronologie (wie Anm. 21), S. 7 und hier Anm. 111.

<sup>124</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 5849-5911, 6122ff., 6315-6325.

<sup>125</sup> RATHLEF, Bemerkungen (wie Anm. 21), 226-229.

<sup>126</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 6793-6882.

<sup>127</sup> Chronologie (wie Anm. 21), S. 20.

<sup>128</sup> LUB I/1, Nr. 418, Sp. 530f.



<i>Name</i>	<i>Jahr</i>	<i>Ursache</i>	<i>Ämterlaufbahn</i>
Gerhard von Katzenellenbogen <sup>129</sup>	1279–1280	Sedisivakanz u. Abwesenheit des Meisters	Landmarschall <sup>130</sup>
Willekin von Endorp <sup>131</sup>	1281–1283	Abwesenheit des Meisters	1281–1283 Statthalter 1283–1287 Meister
N.N. <sup>132</sup>	1287–1288	Sedisivakanz	unbekannt <sup>113</sup>
N.N. <sup>134</sup>	[1288/1289]	Abwesenheit des Meisters	unbekannt
Bruno <sup>135</sup>	1296 –1297	Sedisivakanz	1297–98 Meister

eher als Statthalterschaft zu werten, da er zudem mit der ungewöhnlichen Bezeichnung *magister Rigensis* aufwartet.<sup>136</sup>

Abschließend lässt sich zur Statthalterschaft bemerken, dass die „Livländer“ hier einen direkten Einfluss auf die Leitung ihrer Provinz ausübten, ohne dazu von der Ordensleitung direkt legitimiert worden zu sein, wie der Fall des Statthalters Ludwig deutlich zeigt. Aufgrund der räumlichen Distanz zum Heiligen Land und der Umstände in Livland war dies wohl eine zwingende Notwendigkeit. Stand daher ein selbst bestellter Statthalter einem fremdbestimmten und ins Land geschickten Meister

<sup>129</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 8518f., 8813–8821.

<sup>130</sup> In der Reimchronik wird er als Landmarschall bezeichnet. Es geht daraus jedoch nicht eindeutig hervor, ob er dieses Amt bereits während der Statthalterschaft ausübte, wie es von der Forschung angenommen wird (z.B. bei Arbusow, Geschlechter [wie Anm. 8], S. 70 Nr. 351; dort auch die Nachweise zur Reimchronik).

<sup>131</sup> Siehe dazu Anm. 29 und 106.

<sup>132</sup> Reimchronik (wie Anm. 25), 10745–10752.

<sup>133</sup> Nach der Darstellung der Reimchronik könnte es sich um den Komtur von Felin oder den Komtur von Weissenstein handeln, da beide an einem Feldzug des Meisters, bei dem jener zu Tode kam, nicht teilnahmen. Reimchronik (wie Anm. 25), 10392–10396.

<sup>134</sup> Ebenda, 11535–11540.

<sup>135</sup> Chronologie (wie Anm. 21), S. 31f.

<sup>136</sup> Vgl. LÖWENER, Verwaltungsstrukturen (wie Anm. 9), S. 149ff.; LUB I/3, Nr. 169, Sp. 31–33. Auffällig ist zudem, dass er sich nicht des Pluralis majestatis bediente, was für diese Zeit ungewöhnlich ist. Die Bezeichnung *tunc magister in Livonia* bedeutet jedoch nicht, wie LÖWENER, Verwaltungsstrukturen (wie Anm. 9), S. 148, annimmt, dass Andreas nur vorübergehend das Meisteramt übertragen worden war. Das Adverb *tunc* bei Amtsbezeichnungen ist in der Regel ein Hinweis darauf, dass der jeweilige Ordensbruder das Amt erst kürzlich angetreten hatte. Dass Andreas von Felben mit dem Siegel des Meisters urkundete, kann zwar als Hinweis auf dessen Meisterschaft angesehen werden, jedoch ist das Siegel allein kein endgültiger Beweis, wie das angeführte Beispiel des Statthalters Andreas von Westfalen bezeugt.

diametral gegenüber? Ein solches Schwarz-Weiß-Bild ist zu vermeiden. Vielmehr sind die Statthalter im Kontext eines zunehmenden Einflusses der livländischen Brüder bei der Meisterwahl zu betrachten. Sinnbildlich können dafür die Statthalter Willekin von Endorf (1281–1283) und Bruno (1296–1297) gesehen werden, die beide als Statthalter direkt ins Meisteramt aufstiegen. Die Bestellung eines Statthalters ließe sich damit als eine Art Vorstufe eines gegenständigeren Wahlrechts betrachten.

Für die weiteren Meister vom Ende des 13. und Beginn des 14. Jahrhunderts – Heinrich von Dincklage (1295–1296), Bruno (1296–1297), Gottfried Rogge (1298–1307), Gerhard von Jork (1309–1322) – liegen keine Quellenbelege zu deren Einsetzung vor. Dafür ist der erste urkundlich überlieferte Beleg für eine Meisterwahl des 14. Jahrhunderts spektakulär. Auf einem livländischen Landeskaptel lehnten die „Livländer“ 1322 in Anwesenheit von Visitatoren des Hochmeisters und preußischen Gebietigern den ihnen zum Meister bestimmten Johann von Hoenhorst schlichtweg ab.<sup>137</sup> Als Ursache führten die Brüder ins Feld, dass jener als Vogt von Jerwen 169 Mark entwendet habe, weshalb er bereits gemäß den Gesetzen des Ordens verurteilt worden sei. Einen solchen Bruder könnten und wollten sie nicht als Meister akzeptieren. Der noch amtierende livländische Meister und der Komtur zu Fellin legten daraufhin ihr Amt und ihr Siegel *ad manus praeceptorum*, um ihren Gehorsam gegenüber dem Hochmeister und *suo capitulo* zu bekunden. Stavenhagen wie Neitmann kommen bei der Interpretation dieser Vorgänge zu dem Ergebnis, dass von den livländischen Brüdern ein anderer Kandidat favorisiert worden sei, nämlich besagter Komtur von Fellin, Johann Ungenade. Dazu ziehen sie einen Bericht von Hermann von Wartberge heran, der ihre These eindeutig belegt: *Postea fuit dissensio magna de magistratu fratris de Hoenhorst ac fratris Joannis dicti Ungenade inter preceptores Livonie.*<sup>138</sup> Letzte Zweifel an dieser These zerstört eine Urkunde aus dem Jahre 1323, die in einem Urkundeninventar des 17. Jahrhunderts verzeichnet ist und Johann Ungnade als Ordensmeister ausweist.<sup>139</sup> Auch wenn ein frühneuzeitliches Urkundenverzeichnis in dieser Angelegenheit nur mit äußerster Vorsicht heranzuziehen ist, so wird

<sup>137</sup> LUB I/2, Nr. 657, Sp. 95–97. Zur Datierung siehe AR I, S. 14.

<sup>138</sup> WARTBERGE, *Chronicon* (wie Anm. 26), S. 60. Zum Sachverhalt ausführlich NEITMANN, *Grafschaft Mark* (wie Anm. 6), S. 56 ff.; AR I, S. 14f. mit Anm.; NIESS, *Karl von Trier* (wie Anm. 50), S. 157–162.

<sup>139</sup> Schirren, Nr. 2005, 209. NEITMANN, *Grafschaft Mark* (wie Anm. 6), S. 58, vermutet, dass Johann Ungenade im Auftrag des livländischen Landeskaptels die Leitung der Provinz übernahm und bereits als Landmarschall fungierte. Zum Schicksal des gescheiterten Kandidaten, der in seine Heimat zurückkehrte und dort zum Landkomtur der beiden Balleien Utrecht und Alden Biesen aufstieg UDO ARNOLD: *Die Entwicklung von Balleistrukturen des Deutschen Ordens zwischen Mittelrhein und Nordsee – Biesen, Koblenz und Utrecht*, in: *Adel, ridderorde en erfgoed in het land van Maas en Rijn: Opstellen und Aufsätze zu Ehren von Prof. Dr. Dr. h.c. Udo Arnold*, hrsg. von JOZEF MERTENS, Bilzen 2012 (*Bijdragen tot de geschiedenis van de Duitse Orde in de Balije Biesen*, 10), S. 25–43, hier S. 34.

insgesamt doch deutlich, dass Johann Ungnade der von den „Livländern“ bevorzugte Kandidat war.<sup>140</sup> Anhand der ungewöhnlichen und einmaligen Entsendung eines vom Hochmeister bestimmten Statthalters im Meisteramt (und nicht eines Hochmeister-Statthalters wie in der Mitte des 13. Jahrhunderts) lässt sich die rebellische Haltung der livländischen Ordensprovinz deutlich erkennen.<sup>141</sup>

Aus den Ereignissen des Jahres 1322 lässt sich schlussfolgern, dass sich scheinbar zwei Kandidaten um das Amt des livländischen Provinzialmeisters bewarben, die beide der livländischen Ordensprovinz entstammten. Darin ist nun nicht nur das in der ersten Hälfte des 15. Jahrhundert belegte Wahlverfahren zu erkennen,<sup>142</sup> sondern auch ein Gesetz aus der Zeit des venezianischen Haupthauses (1291–1309), das Max Perlbach dem Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen (1303–1311) zugeordnet hat.<sup>143</sup> Demnach hatten die deutsche, preußische und livländische Ordensprovinz zur Bestimmung ihres Oberen dem Hochmeister und dessen Kapitel jeweils zwei Brüder zu präsentieren, von denen einer bis zum nächsten Generalkapitel als Meister zu bestätigen war.<sup>144</sup> Im Kern handelt es sich also genau um jenes Wahlverfahren, das nach Schwartz erst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zur Anwendung kam. Auch wenn ein Teil der Gesetze Siegfrieds mit dem Umzug nach Preußen per se belanglos wurde – wie z.B. die Regelung, wann ein Hochmeister über die Alpen ziehen könne – lässt sich keine schlüssige Erklärung finden, weshalb eine zum Ende des 13. / Anfang des 14. Jahrhunderts niedergeschriebene Bestimmung über die Wahl der Provinzialmeister erst ein Jahrhundert später zur Anwendung gekommen sein sollte.<sup>145</sup> Die Forschung zum deutschen Ordenszweig zieht nicht in Zweifel, dass die Wahl des Deutschmeisters im 14. Jahrhundert nach den Gesetzen Siegfrieds von Feuchtwangen erfolgte,<sup>146</sup> auch wenn dafür wie

<sup>140</sup> AR I, Nr. 17 Anm. 4; NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 57f. Eine andere Interpretation dieser Ereignisse bei NIESS, Karl von Trier (wie Anm. 50), S. 158.

<sup>141</sup> Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 488: Konrad Kesselhut.

<sup>142</sup> Hierzu s.u.

<sup>143</sup> Dazu kritisch KLAUS MILITZER: Von Akkon zur Marienburg. Verfassung, Verwaltung und Sozialstruktur des Deutschen Ordens 1190–1309, Marburg 1999 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 56; Veröffentlichungen der internationalen historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 9), S. 160–164. Für den vorliegenden Sachverhalt ist belanglos, ob diese Gesetze durch Siegfried von Feuchtwangen oder den von Militzer bevorzugten Gottfried von Hohenlohe verabschiedet worden sind.

<sup>144</sup> Statuten (wie Anm. 18), Gesetze S. v. Feuchtwangen, Art. 6, S. 146. Vgl. AR I, S. 14, Anm. 4 und NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 57 mit Anm. 306.

<sup>145</sup> Vgl. NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 71f., Anm. 388.

<sup>146</sup> WOJTECKI, Studien (wie Anm. 80), S. 9; RUDOLF TEN HAAF: Deutschordensstaat und Deutschordensballeien. Untersuchungen über Leistung und Sonderung der Deutschordensprovinzen in Deutschland vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, 2. Aufl., Göttingen u.a. 1954 (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, 5), S. 22; VOIGT, Zwölf Balleien (wie Anm. 50), S. 157.

im Falle Livlands keine weiteren Quellenbelege existieren.<sup>147</sup> Wichtig ist nun aber zu bemerken, dass Schwartz die später erschienene Edition der ältesten Statutenhandschriften durch Perlbach für seine Untersuchung noch nicht heranziehen konnte. Daher dürfte er diese Bestimmung über die Wahl der Provinzialmeister nicht gekannt haben, zumindest erwähnte er sie mit keinem Wort.

Als erstes Fazit bleibt festzuhalten: Der im Laufe des 13. Jahrhunderts zu beobachtende zunehmende Einfluss der Ordensprovinz Livland auf die Wahl ihres Oberen, ein Prozess, der auch für Deutschland und Preußen festgestellt werden kann, mündete um die Wende zum 14. Jahrhundert in ein eigenständigeres Wahlrecht. Dabei ist davon auszugehen, dass diese Entwicklung durch die politisch bedingte schwache Stellung des Hochmeisters in der Korporation maßgeblich begünstigt wurde.<sup>148</sup>

### *Die Meisterwahl mit neuer Nachbarschaft: Der Hochmeister auf der Marienburg (14. Jahrhundert)*

Für das 14. Jahrhundert ist nun zu eruieren, inwieweit sich dieses neue Wahlverfahren in den Quellen erkennen lässt, und ob der Umzug der Ordensleitung nach Preußen darauf Einfluss nahm.<sup>149</sup> Nach den Unruhen im Jahre 1322 wurde nach Hermann von Wartberge Reimar Hane (1324–1328) Provinzialmeister Livlands.<sup>150</sup> Über dessen Wahl liegen zwar keinerlei Quellen vor, doch wird in der Literatur dessen Einsetzung auf der preußischen Marienburg im Juli desselben Jahres vermutet,<sup>151</sup> da Peter von Dusburg zufolge Werner von Orseln am 4. Juli ebenda zum Hochmeister erwählt wurde.<sup>152</sup> Zudem ist Hane am 28. Juli erstmals als Ordensmeister in Kurland urkundlich belegt und könnte sich somit auf dem Rückweg nach Livland befunden haben. Da bei der Neuwahl eines Hochmeisters gelegentlich auch ein neuer livländischer Meister bestimmt wurde – wie im Falle der bereits erwähnten Burchard von Hornhusen und Willekin von

---

<sup>147</sup> Vielmehr zeigt die erste dokumentierte Wahl sogleich einen Ausnahmefall, denn 1396 wurde dem Hochmeister nur ein Kandidat präsentiert. Codex Diplomaticus Prussicus. Urkunden-Sammlung zur älteren Geschichte Preussens aus dem Königl. Geheimen Archiv zu Königsberg nebst Regesten, Bd. 4, hrsg. von JOHANNES VOIGT, Königsberg 1853, Nr. 122.

<sup>148</sup> Dazu die in Anm. 32 angegebene Literatur.

<sup>149</sup> Ebenda sowie zur Etablierung des Hochmeistertums in Preußen siehe SIMON HELMS: Luther von Braunschweig. Der Deutsche Orden in Preußen zwischen Krise und Stabilisierung und das Wirken eines Fürsten in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Marburg 2009 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 67), hier S. 25–56.

<sup>150</sup> WARTBERGE, Chronicon (wie Anm. 26), S. 62.

<sup>151</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 62.

<sup>152</sup> PETRI DE DUSBURG: Chronicon terrae Prussiae, hrsg. von MAX TÖPPEN, in: Scriptorum rerum Prussicarum, Bd. 1, hrsg. von THEODOR HIRSCH, MAX TÖPPEN und ERNST STREHLKE, Leipzig 1861, S. 3–269, hier S. 190.

Endorp sowie des noch zu nennenden Goswin von Herreke (1345–1359) – könnte es sich so auch bei Reimar Hane zugetragen haben. Da keinerlei Quellen zu seiner Wahl vorliegen, bleibt dies eine Vermutung.

Hinsichtlich der Wahl Eberhards von Monheim (1328–1340) ist glücklicherweise eine aufschlussreiche Urkunde überliefert. Ihr zufolge legten der Landmarschall und die Komture von Goldingen und Wenden dem Hochmeister dar, dass der amtierende Ordensmeister Reimar Hane wegen Gebrechlichkeit nicht mehr imstande sei, sein Amt auszuüben. Der Hochmeister bestellte daraufhin, offenbar in einem Generalkapitel, den anwesenden Komtur von Goldingen, Eberhard von Monheim, zum livländischen Meister (*praefecimus Livoniae magistrum*).<sup>153</sup> Über etwaige Kandidaten lässt sich zwar nichts in Erfahrung bringen; der Umstand, dass ein Mitglied der livländischen Delegation zum Meister gekürt wurde, zeigt, dass der Hochmeister nicht wahllos einen beliebigen Bruder zum Meister ernannte. Auf ein wichtiges und bisher nicht angesprochenes Themenfeld führt eine exakt drei Wochen später ausgefertigte Urkunde, die noch von Meister Hane ausgestellt und besiegelt worden ist. In ihr werden zudem die Siegel des Landmarschalls und des Komturs von Wenden angekündigt, die beide zuvor in Preußen gewesen waren, so dass den „Livländern“ die Entscheidung des Hochmeisters bezüglich des Meisteramts bereits bekannt war.<sup>154</sup> Damit wird offensichtlich, dass Eberhard zwar zum Ordensmeister vorherbestimmt, aber noch nicht investiert worden war. Diese Zeremonie wird wohl ein livländisches Landeskapitel vorgenommen haben, wie es offenbar schon bei der gescheiterten Meisterwahl 1322 beabsichtigt worden war. Im 15. Jahrhundert kann dieses *Procedere* vielfach beobachtet werden und ist in Einzelfällen wohl auch im 13. Jahrhundert angewandt worden, wenn der livländische Meister *in absentia* durch den Hochmeister und ein Kapitel bestimmt worden war.<sup>155</sup>

Als Eberhards Nachfolger begegnet Burchard von Dreileben (1340–1345), der nach Hermann von Wartberge am 24. Juni 1340 livländischer Meister wurde (*fuit magister*).<sup>156</sup> Die „Livländischen Historien“ von Johann Renner aus dem 16. Jahrhundert, deren Aussagen für die besagte Zeit auf eine ältere, heute nicht mehr erhaltene Chronik zurückgehen,<sup>157</sup> berichten,

<sup>153</sup> LUB I/2, Nr. 733, Sp. 226–229.

<sup>154</sup> LUB I/2, Nr. 734, Sp. 229–230.

<sup>155</sup> Man darf annehmen, dass die livländischen Brüder auf einem solchen Kapitel ihrem neuen Meister Gehorsam gelobten.

<sup>156</sup> WARTBERGE, *Chronicon* (wie Anm. 26), S. 68.

<sup>157</sup> Dazu ARNO MENTZEL-REUTERS: Bartholomaeus Hoeneke. Ein Historiograph zwischen Überlieferung und Fiktion, in: *Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland*, hrsg. von MATTHIAS THUMSER, Berlin 2011 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 18), S. 7–58; MATHIEU OLIVIER: Zwei Exzerpte aus der ‚Jüngeren Livländischen Reimchronik‘ des Bartholomaeus Hoeneke, in: *Neue Studien zur Literatur im Deutschen Orden*, hrsg. von BERNHART JÄHNIG und ARNO MENTZEL-REUTERS, Stuttgart 2014 (*Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*. Beihefte, 19), S. 289–310.

dass sich Eberhard von Monheim zusammen mit Burchard von Dreileben nach Preußen auf die Marienburg zu einem Kapitel (wohl Generalkapitel) begab und dort seine Demission einreichte. Zugleich schlug er Burchard als seinen Nachfolger vor, der schließlich *tom meister gesettet wort*.<sup>158</sup> Diese chronikalischen Angaben lassen sich mit einer Güterurkunde in Einklang bringen, die Burchard erstmals als Meister bezeugt und am 22. Juli in Kurland ausgestellt wurde. Burchard könnte sich demnach auf dem Rückweg aus Preußen befunden haben.<sup>159</sup> Davon abgesehen lässt sich aus Renners Werk schlussfolgern, dass die tatsächliche Einsetzung ins Meisteramt durch den Hochmeister und nicht wie im vorherigen Fall von den livländischen Brüdern vorgenommen wurde.

Der nächste livländische Meister Goswin von Herreke (1345–1359) wurde Hermann von Wartberge zufolge auf einem *capitulum generale* am 14. Dezember 1345 auf der preußischen Marienburg zum livländischen Meister bestimmt, genau einen Tag nach der Hochmeisterwahl Heinrich Dusemers (*fuit in magistrum in Livoniae constitutus*).<sup>160</sup> Wigand von Marburg berichtet dazu, dass im Kapitel von einem Zettel verlesen worden sei: *quomodo frater Goswinus de Herken deberet esse magister in Lyvonia*.<sup>161</sup> Angesichts dieses Quellenzitats und dem Umstand, dass Goswin in Livland bereits als maßgeblicher Heerführer gegen die sich seit 1343 im Aufstand befindlichen Esten agierte,<sup>162</sup> könnte in Erwägung gezogen werden, dass die livländischen Brüder lediglich einen Kandidaten kürten, wie es für den deutschen Ordenszweig in den Jahren 1396, 1443 und 1447, für den livländischen im Jahre 1435 belegt ist.<sup>163</sup> Diese Überlegung bleibt jedoch hypothetisch.

<sup>158</sup> Johannes Renner's Livländische Historien, hrsg. von RICHARD HAUSMANN und KONSTANTIN HÖHLBAUM, Göttingen 1876, S. 80.

<sup>159</sup> Güterurkunde des livländischen Meisters, 22.7.1340, in: Lettisches Nationalarchiv, Lettisches Historisches Staatsarchiv (*Latvijas Nacionālais arhīvs, Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, Riga, künftig LVVA), Bestand 5561, Findbuch 4, Akte 11 (zitiert nach KGU Bauer072).

<sup>160</sup> WARTBERGE, Chronicon (wie Anm. 26), S. 73. Siehe dazu KLAUS CONRAD: Der dritte Litauerzug König Johans von Böhmen und der Rücktritt des Hochmeisters Ludolf König, in: Festschrift für Hermann Heimpel, Bd. 2, hrsg. von den Mitarbeitern des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Göttingen 1972, S. 382–401, hier S. 399f.

<sup>161</sup> Die Chronik des Wigands von Marburg, lateinische Übersetzung und sonstige Überreste, hrsg. von THEODOR HIRSCH, in: *Scriptores rerum prussicarum*, Bd. 2, hrsg. von DEMS., MAX TÖPPEN und ERNST STREHLKE, Leipzig 1863, S. 429–800, hier S. 507.

<sup>162</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 71; Katalog Ritterbrüder (wie Anm. 24), Nr. 401.

<sup>163</sup> Codex Diplomaticus Prussicus (wie Anm. 147), Nr. 122; Instruktion des Hochmeisters für eine Gesandtschaft auf ein deutsches Landeskapiel, 6.8.1447, in: Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, XX. Hauptabteilung (künftig StA Kgb), Ordensbriefarchiv (künftig OBA) 9373; Protokoll von Verhandlungen auf einem deutschen Landeskapiel, 1.–8.9.1447, in: ebenda, OBA 9385 (Teildruck in: Visitationen im Deutschen Orden im Mittelalter, hrsg. von MARIAN BISKUP und

Für die nachfolgenden Meister des 14. Jahrhunderts – Arnold von Vieinghoff (1360–1364), Wilhelm von Friemersheim (1364–1385), Robin von Eltz (1385–1388) und Wenemar von Brüggenei (1389–1401) – sind keinerlei Zeugnisse zu deren Wahl überliefert,<sup>164</sup> so dass die Quellenlage für das 14. Jahrhundert insgesamt als sehr spärlich zu bezeichnen ist. Dass die livländische Ordensprovinz ein eigenes Wahlrecht besessen hat, ist aus der Überlieferung bei Eberhard von Monheim, Burchard von Dreileben und Goswin von Herreke lediglich in Umrissen zu erkennen, da diese offenbar in der Absicht nach Preußen gekommen waren, um zum livländischen Meister ernannt zu werden. Werden die einzelnen Quellenbelege isoliert betrachtet, ließe sich ein eigenes Wahlrecht des livländischen Ordenszweiges durchaus in Zweifel ziehen. Jedoch ist fraglich, ob die Wortwahl der Quellen bezüglich der Vorgänge auf der Marienburg so ausdifferenziert war, dass zwischen Wahl, Konfirmation und Investitur unterschieden werden könnte. So kann selbst mit dem Begriff „Wahl“ nicht eindeutig zwischen der Kandidatenkür durch die livländischen Brüder und der Kandidatenwahl bzw. Konfirmation durch den Hochmeister unterschieden werden. Auch wenn für diese Zeit kein entscheidender Hinweis auf ein Wahlrecht der livländischen Ordensprovinz existiert, so kann es aufgrund seiner Existenz im frühen 14. und im 15. Jahrhundert letztendlich nicht in Zweifel gezogen werden. Zudem sei erneut auf die Parallele zum Gesetz über die Wahl der Provinzialmeister aus der Zeit des venezianischen Haupthauses hingewiesen, da in allen aufgezeigten Fällen die Ernennung des livländischen Meisters im Kontext eines Generalkapitels vollzogen worden ist.<sup>165</sup> Die Vorgänge auf der Marienburg sind somit als Konfirmation und Investitur zu deuten, wobei letztere, wie der Fall Eberhards von Monheim verdeutlicht, auch in Livland im Rahmen eines Kapitel vollzogen werden konnte – ein solches Vorgehen blieb aber wohl die Ausnahme.

Die Investitur ist keineswegs als ein nebensächlicher Akt zu bewerten. Dies wird bereits aus den Ordensstatuten ersichtlich, da in ihnen diejenige des Hochmeisters einen festen Bestandteil des dort niedergeschriebenen Wahlrituals darstellt.<sup>166</sup> Die Insignien des livländischen Meisteramts, worunter zunächst vorrangig das Siegel zu verstehen ist,<sup>167</sup> aus den Händen

---

IRENA JANOSZ-BISKUPOWA unter der Redaktion von UDO ARNOLD, Bd. I und III, Marburg 2002 und 2008 [Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 50/1, 3; Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 10/1, 3], hier I, Nr. 130); AR I, Nr. 413.

<sup>164</sup> Lediglich zu Robin von Eltz lässt sich eine Hypothese aufstellen (s.u.).

<sup>165</sup> Dies wird in den besagten Gesetzen explizit vorgeschrieben: Statuten (wie Anm. 18), Gesetz S. v. Feuchtwangen, Art. 6, S. 146.

<sup>166</sup> Statuten (wie Anm. 18), hier Gewohnheit 6, S. 95.

<sup>167</sup> Das Siegel als Zeichen der Investitur wird in der Reimchronik bei Anno von Sangerhausen (Reimchronik [wie Anm. 25], 3681–3695) und Burchard von Hornhusen (ebenda, 4370–4404) genannt; vgl. Chronologie (wie Anm. 21), S. 23; Siegel und Münzen (wie Anm. 95), S. 16–19. Zu den im 16. Jahrhundert begehrenden Insignien siehe Anm. 295.

des Hochmeisters (und nicht der livländischen Brüder) zu erhalten, kann als Spiegelbild der Observanz gewertet werden. Diese Interpretation lässt sich ebenfalls aus den Rückritten der Meister Reimar Hane und Eberhard von Monheim – womöglich wäre auch Burchard von Dreileben zu nennen<sup>168</sup> – ableiten, die jeweils vor dem Hochmeister erfolgten, während beispielsweise Bernd von der Borch (1471/72 – 1483) im 15. Jahrhundert seinen Rücktritt – freiwillig oder erzwungen – auf einem livländischen Landeskapitel vollzog. Ein letztlich entscheidender Hinweis für die im 14. Jahrhundert vorrangig praktizierte Verfahrensweise kann im ersten urkundlichen Beleg zur Wahl des Deutschmeisters aus dem Jahre 1396 gesehen werden. Dem Hochmeister wurde für das Amt des Deutschmeisters von den Brüdern der deutschen Ordensprovinz lediglich ein Kandidat präsentiert. Zudem wurde er darüber informiert, dass sie *des gebietes sygel behalten haben versigelt und beslossen in dem trysor zu Mergentheim und nit zu uwern gnaden* [dem Hochmeister; J.G.] *geschickt*.<sup>169</sup> Da explizit erwähnt wird, dass das Siegel nicht übersandt worden sei, muss es ansonsten üblich gewesen sein, es dem Hochmeister bei der Präsentation der Elekten auszuhändigen. Da zugleich 1396 der erwählte Kandidat nicht persönlich nach Preußen reiste, behielten sich die Brüder im Reich letztendlich die Investitur mit dem Siegel selbst vor; dies kann auch in Livland im 15. Jahrhundert kontinuierlich beobachtet werden.

Zusammenfassend lässt sich für das 14. Jahrhundert festhalten, dass der livländische Ordenszweig ein eigenständiges Wahlrecht besaß und sich die beiden Kandidaten nach erfolgter Wahl zur Konfirmation und Investitur nach Preußen begaben, offenbar auf ein Generalkapitel. Die räumliche Nähe der neuen Ordenszentrale in Preußen vergrößerte deren Handlungsspielraum im Vergleich zum Ende des 13. / Anfang des 14. Jahrhunderts. Dies lässt sich insbesondere anhand des Konflikts von 1322 und der daraus resultierenden Entsendung eines Statthalters aus Preußen erkennen.<sup>170</sup> So können diese Ereignisse als ein Versuch des „neuen“ Haupthauses auf der Marienburg verstanden werden, einen stärkeren Einfluss auf die Wahl des livländischen Meisters auszuüben. Dass dieses Vorhaben 1322 scheiterte, zeugt von der Widerstandsfähigkeit des livländischen Ordenszweiges, muss gleichzeitig aber im Kontext des im Reich residierenden Hochmeisters Karl von Trier (1311–1324) betrachtet werden, der nur einen geringen Einfluss auf die Besitzungen des Ordens an der Ostsee besaß.<sup>171</sup>

Hinzuweisen ist auf eine Beobachtung von Sonja Neitmann, wonach die ersten livländischen Meister nach der Übersiedlung des Hochmeisters auf die Marienburg nicht mehr denjenigen Regionen entstammen, aus der die

<sup>168</sup> Burchard trat möglicherweise aufgrund einer militärischen Fehlplanung gemeinsam mit Hochmeister Ludolf König zurück. NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 69f.

<sup>169</sup> Codex Diplomaticus Prussicus (wie Anm. 147), Nr. 122.

<sup>170</sup> Vgl. NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 56.

<sup>171</sup> NIESS, Karl von Trier (wie Anm. 50), S. 157–162.



Mehrzahl der livländischen Brüder kamen, wie noch am Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts.<sup>172</sup> Damit habe der Hochmeister keineswegs die Stellung des livländischen Meisters bzw. des livländischen Ordenszweiges bewusst geschwächt, schließlich – so Neitmann – waren diese Meister zuvor im livländischen Ordenszweig tätig gewesen.<sup>173</sup> Die landsmannschaftliche Herkunft eines Meisters allein lasse keine Rückschlüsse über politische Konstellationen und damit mögliche Einflussnahmen der Ordenszentrale im 14. Jahrhundert zu.<sup>174</sup> Auch wenn nach dieser überzeugenden Interpretation die landsmannschaftliche Zugehörigkeit ein eher nebensächlicher Aspekt gewesen zu sein scheint, ist die Herkunft der Brüder dennoch nicht gänzlich außer Acht zu lassen, denn bereits das Ritual der Hochmeisterwahl aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sah eine nach landsmannschaftlichen Gesichtspunkten ausgewogene Besetzung der Wahlkommission vor.<sup>175</sup> Als ein gewisses, wenn auch schwaches Indiz für eine Einflussnahme der Ordenszentrale lässt sich die landsmannschaftliche Zugehörigkeit somit durchaus werten. Sie ist jedoch, wie Neitmanns Untersuchung gezeigt hat, stets im Kontext zu betrachten.

### *Die Meisterwahl im Zeichen des Zungenstreits (erste Hälfte des 15. Jahrhunderts)*

Der erste Meister des 15. Jahrhunderts, Konrad von Vietinghoff (1401–1413), wurde offenbar vom Hochmeister investiert, da die Chronik des Offizials von Riesenburg berichtet, jener sei auf der Marienburg zum Meister *gekorin* worden.<sup>176</sup> Für diese Wahl lässt sich ein spezifisches Wesensmerkmal der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erkennen, das sich mit den Worten des Offizials über den neugewählten Meister ausdrücken lässt: *Der selbe was gros gefrunt ym lande czu Lyfflande, wend her vil bruder, ritter und knechte*

<sup>172</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 56–66.

<sup>173</sup> Ebenda, S. 84ff.

<sup>174</sup> Ebenda, S. 66.

<sup>175</sup> Statuten (wie Anm. 18), Gewohnheit 4, S. 93.

<sup>176</sup> Johann's von Posilge, Officials von Pomesanien, Chronik des Landes Preussen (von 1360 an, fortgesetzt bis 1419), hrsg. von ERNST STREHLKE, in: *Scriptores rerum prussicarum*, Bd. 3, hrsg. von THEODOR HIRSCH, MAX TÖPPEN und ERNST STREHLKE, Leipzig 1866, S. 13–316, hier S. 249f. Dies soll am 21.10.1401 geschehen sein. Tatsächlich ist der Hochmeister am 20.10.1401 auf der Marienburg nachweisbar. KLAUS NEITMANN: *Der Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen – Ein Residenzherrscher unterwegs. Untersuchungen zu den Hochmeisteritineraren im 14. und 15. Jahrhundert*, Köln und Wien 1990 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 30), S. 76. Etwas verwirrend ist der vom Chronisten verwendete Begriff *gekorin*, denn dieser fand sowohl für den eigentlichen Wahlvorgang (zum Beispiel beim Wahlkapitel von 1424: LUB I/7, Nr. 113) als auch für die Investitur Verwendung (so 1424: LUB I/7, Nr. 132; Kämmerer-Register der Stadt Riga 1348–1361 und 1405–1474, Bd. 1, bearb. von AUGUST VON BULMERINCQ, Leipzig 1909, S. 149, Z. 1).

*czu frunden hatte, die von Westfalen dar woren geczogen zcu wonen.*<sup>177</sup> Sonja Neitmann hat zu diesem in der Literatur vielzitierten Satz dargelegt, dass Konrad nicht nur die Mehrheit der livländischen Brüder hinter sich wusste, sondern es sich bei dieser chronikalischen Notiz um den frühesten Beleg für das westfälische Übergewicht im livländischen Ordenszweig handele.<sup>178</sup> Die Meisterwahlen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind dabei geradezu als ein Spiegelbild landsmannschaftlicher Auseinandersetzungen zu sehen, da die beiden erwählten Kandidaten jeweils die gegeneinander rivalisierenden „Zungen“ der Westfalen und Rheinländer „repräsentierten“. Dieser wohl ursprünglich landsmannschaftliche Konflikt schwelte dabei so sehr an, dass daraus regelrechte Parteiungen entstanden, in denen nicht mehr die Herkunft, sondern die zentrale Frage der Stellung des livländischen Ordenszweiges in der Korporation des Deutschen Ordens im Vordergrund stand. Die westfälische Partei vertrat dabei die Position eines unabhängigeren Ordenszweiges, während die rheinländische sich über eine engere Bindung an den Hochmeister bzw. preußischen Ordenszweig definierte. Nicht die Herkunft eines Ordensbruders war demnach ausschlaggebend, sondern dessen Positionierung in dieser ordensinternen Auseinandersetzung. Rheinländer konnten demnach der westfälischen Partei angehören und umgekehrt.

Die in diesem Zeitraum gut dokumentierten Wahlen sind insbesondere von Neitmann kenntnisreich kommentiert worden.<sup>179</sup> An dieser Stelle sei lediglich auf die Wahlkapitulation des Hochmeisters Heinrich von Plauen (1410–1413) für den livländischen Meister Dietrich Torck (1413–1415) eingegangen, da sie eine zentrale Rolle in Schwartz' These über die Etablierung eines eigenen Wahlrechts nach 1413 einnimmt. Wie an anderer Stelle ausgeführt, stehen sich die Gewährung weitreichender Rechte zur Bestimmung des Provinzialmeisters und die gleichzeitige Auferlegung einer Wahlkapitulation, die den livländischen Meister in seiner Handlungsfähigkeit stark einschränkte, konträr gegenüber. Die Absicht des Hochmeisters und des preußischen Ordenszweiges, die „Livländer“ stärker von der Marienburg aus zu regieren, konnte mit einem eigenständigen Wahlrecht jedenfalls nicht erreicht werden.<sup>180</sup> Die Existenz des nun in den Quellen des 15. Jahrhundert belegbaren eigenen Wahlrechts ist nur damit zu erklären, dass es, wie gezeigt, bereits um 1300 existierte. Die Wahl von 1413 stellte somit nicht den Auftakt eines eigenen Wahlrechtes dar, sondern

<sup>177</sup> Johann's von Posilge (...) Chronik (wie Anm. 176), S. 249f.

<sup>178</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 91.

<sup>179</sup> Ebenda, S. 100–157. Siehe auch die entsprechenden Ausführungen von Leonid Arbusow d.J. im Rahmen der Akten und Rezesse (wie Anm. 5); ferner siehe ARBUSOW, Geschlechter (wie Anm. 8), S. 37–40; SCHWARTZ, Wahlen (wie Anm. 4), S. 456–465.

<sup>180</sup> GÖTZ, Verbunden mit der Marienburg (wie Anm. 15), S. 411f.

leitete die Phase ein, in der der livländische Ordenszweig weitestgehend unter der Führung der rheinländischen Partei stand.<sup>181</sup>

Diese Phase umfasst insgesamt fünf Meister, von Dietrich Torck bis Heidenreich Vinke von Overberg (1439–1450). Im Gegensatz zu den vorangegangenen Jahrhunderten geben zahlreiche Urkunden Auskunft über den Wahlmodus, teils Konfirmationsurkunden des Hochmeisters, teils Wahlanzeigen des livländischen Landeskapitels. Summarisch lässt sich festhalten, dass die livländischen Brüder jeweils einen Kandidaten der westfälischen und rheinländischen Partei wählten und anschließend zwei, gelegentlich vier Gebietiger mit der Bitte um Bestätigung eines Kandidaten zum Hochmeister entsandten.<sup>182</sup> Die Delegation selbst war ebenfalls paritätisch zwischen Rheinländern und Westfalen aufgeteilt.<sup>183</sup> Die Namen der gescheiterten Kandidaten und damit auch das Resultat der Wahl sind in drei von fünf Fällen dokumentiert, erstmals im Jahre 1424, in dem auch erstmals das in den Gesetzen aus der Zeit des venezianischen Haupthaus beschilderte Wahlverfahren urkundlich belegt ist.<sup>184</sup>

Unübersehbar ist, dass die Meister nicht mehr persönlich vom Hochmeister und auch nicht mehr auf einem Generalkapitel, das im 15. Jahrhundert ohnehin nur noch selten stattfand,<sup>185</sup> investiert wurden. So ist für insgesamt drei Meister, erstmals für Dietrich Torck im Jahre 1413, eindeutig belegt, dass die Einsetzung ins Meisteramt auf einem livländischen Landeskapitel erfolgte.<sup>186</sup> Nachweise über eine in Preußen vorgenommene Investitur lassen sich letztmalig 1401 bei Konrad von Vietinghoff erbringen, so dass sich mit dem Jahr 1413 die Amtseinsetzung auf einem livländischen Landeskapitel endgültig etablierte. Aufgrund fehlender Quellen für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts kann jedoch nicht mit letzter Gewissheit ausgeschlossen werden, dass das livländische Landeskapitel nicht bereits zu einem früheren Zeitpunkt als gewöhnlicher Ort der Investitur angesehen wurde. Aufmerksamkeit erregt diesbezüglich Meister Robin von Eltz (1385–1388), der noch als Landmarschall nach dem Tod des Meisters Wilhelm von Friemersheim (1364–1385) dem Hochmeister eine Gesandtschaft, der er selbst nicht angehörte, ankündigte.<sup>187</sup> Dabei könnte es sich um eine vom livländischen Kapitel ausgesandte Gesandtschaft zur Einholung

<sup>181</sup> Vgl. NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 101f. und 168.

<sup>182</sup> Je zwei Gebietiger bei den Wahlen von 1413, 1424, 1433, und 1435, vier Gebietiger in den Jahren 1415 und 1438. Dazu jeweils ausführlich NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 100–145.

<sup>183</sup> Eine Ausnahme bildet die Wahl von 1438, bei der zusätzlich ein zur westfälischen Partei gehörender Priesterbruder die Gesandtschaft begleitete. Dazu LUB I/9, Nr. 300, 305f., Nr. 549 Art. 6.

<sup>184</sup> LUB I/7, Nr. 113.

<sup>185</sup> GÖTZ, Verbunden mit der Marienburg (wie Anm. 15), S. 380.

<sup>186</sup> Neben Dietrich Torck (LUB I/4, Nr. 1940, Sp. 859) belegbar für Cisse von Rutenberg (LUB I/7, Nr. 132), Heinrich Böckenförde genannt Schungel (LUB I/8, Nr. 1002) und Heidenreich Vinke von Overberg (LUB I/9, Nr. 477).

<sup>187</sup> LUB I/3, Nr. 1219.

der Konfirmation handeln, sodass Robin in Livland investiert worden wäre. Da bei der bereits angezeigten Wahl des Deutschmeisters 1396 die Investitur ebenfalls nicht in Preußen vollzogen wurde, ist nicht gänzlich auszuschließen, dass sich die Investitur in Livland bereits zu einem früheren Zeitpunkt etabliert bzw. abgezeichnet hatte. Das „politische Programm“ der Ordensführung für den livländischen Zweig lässt jedenfalls Zweifel aufkommen, ob die Investitur gerade nach 1410 den livländischen Brüdern „überlassen“ wurde, dann durch diesen für eine monastische Gemeinschaft bedeutenden Akt wurde eine Verbindung zwischen dem Meister und den livländischen Brüdern eingegangen, wie die bei Meister Johann Wolthus von Herse (1470–1471) überlieferte Eidesleistung im Rahmen seiner Investitur verdeutlicht.<sup>188</sup> Im Gegenzug wurde mit der Etablierung der Investitur in Livland die Verbindung mit dem Hochmeister gelockert.

Aufmerksam gemacht sei auf zwei Sonderfälle, zunächst auf die Wahl Heinrichs von Böckenförde genannt Schungel (1435–1437) 1435, die nach einer schweren militärischen Niederlage des livländischen Ordenszweiges gegen das Großfürstentum Litauen an der Heiligenaa erfolgte. Westfalen und Rheinländer setzen wohl aufgrund der bedrohten Lage ihre Auseinandersetzung aus und präsentierten dem Hochmeister nur einen Kandidaten, den jener nach längerem Zögern akzeptierte.<sup>189</sup> Heinrich Schungel agierte dabei in Livland bereits vor der Konfirmation durch das Ordensoberhaupt als livländischer Meister, während er sich gegenüber dem Hochmeister noch als Landmarschall ausgab.<sup>190</sup> Dass sich Hochmeister Paul von Rusdorf (1422–1441) in diesem Konflikt außerordentlicher Mittel bediente, wie dies später auch für den Deutschmeister und der westfälischen Partei zu beobachten ist, zeigt dessen gegen jegliche Gewohnheit erfolgte Bestimmung des Großkomturs Walter Kersdorf zum neuen livländischen Meister im Jahre 1435, für den bereits ein Glückwunschsreiben eines Ordensvertreters aus Basel eingegangen war.<sup>191</sup> Auch wenn dieses Vorhaben, offenbar aufgrund des Rückhalts, den Schungel im gesamten Ordensland Livland genoss, nicht durchsetzungsfähig war,<sup>192</sup> war es gewiss nicht konfliktentschärfend.

Einen weiteren Sonderfall, zugleich den Höhepunkt des Zungenstreits, stellt die Meisterwahl des Jahres 1438 dar, als die Mehrheit

<sup>188</sup> Siehe Anm. 213. Der Eid des livländischen Meisters gegenüber den Brüdern wird auch in den Gesetzen des Hochmeisters Konrad von Erlichshausen genannt: Die Statuten des Deutschen Ordens [1442]. Nach dem Original-Exemplar, mit sinerläuternden Anmerkungen, einigen historisch-diplomatischen Beylagen und einem vollständigen historisch-etymologischen Glossarium, hrsg. von ERNST HENNING, Königsberg 1806, S. 151f.

<sup>189</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 135.

<sup>190</sup> Siehe dazu AR I, S. 374f.

<sup>191</sup> LUB I/8, Nr. 1014. Zum Sachverhalt siehe AR I, S. 374; NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 135.

<sup>192</sup> Siehe dazu den Bericht des nach Livland entsandten Komturs von Brandenburg (LUB I/8, Nr. 999).

repräsentierende westfälische Partei den vom Ordensoberhaupt zum Meister bestellten Rheinländer Heinrich von Notleben nicht akzeptierte. Hintergrund dieser offenen Rebellion waren militärische Misserfolge, einhergehend mit zahlreichen Verlusten, für die aus Sicht der „Livländer“ die Marienburg eine maßgebliche Mitverantwortung trug. Dieser „Blutzoll“, verbunden mit weiteren diversen Ungereimtheiten, sowie der Umstand, dass den Rheinländern bei der Wahl 1438 trotz der Loyalität der westfälischen Partei gegenüber dem Hochmeister – mit Meister Schungel an der Spitze – erneut der Vorzug gegeben wurde, führten zum offenen Aufstand.<sup>193</sup> Anders als 1322 wurde nun nicht der Gehorsam gegenüber dem Hochmeister bekundet, sondern an ein Generalkapitel appelliert, dem sich Teile der rheinländischen Partei um Heinrich von Notleben anschlossen und den westfälischen Meisterkandidaten Heidenreich Vinke von Overberg als Statthalter akzeptierten.<sup>194</sup> Einzig die kurländischen Gebietiger um den Komtur von Goldingen, Matthias von Boningen, widersetzten sich und konnten erst durch Androhung von Gewalt zum Einlenken bewegt werden.<sup>195</sup> Der Komtur von Goldingen berichtete im Kontext dieser Auseinandersetzung, der westfälische Meisterkandidat habe erklärt, *wo see eynen olden breff hebben gefunden inneholdende, dat see hir imme lande unde nicht in anderen landen sullen eynen meister kisen*.<sup>196</sup> Ob es sich bei dieser Äußerung nur um ein taktisches Manöver oder bei dem aufgefundenen Privileg um eine Fälschung handelt, kann lediglich gemutmaßt werden. Es ist aber auffällig, dass das Privileg ausgerechnet in einer Konfliktsituation plötzlich auftauchte. Die Parallelen zu den in jener Zeit gefälschten Orselnschen Statuten sind unverkennbar.<sup>197</sup> Insgesamt stehen die Vorgänge um die Wahl von 1438 im Kontext der Auseinandersetzung innerhalb des gesamten Deutschen Ordens, wie das wenig später vorgenommene politische Tauschgeschäft zwischen dem deutschen und dem livländischen Ordenszweig, Letzterer nun unter der Führung der Westfalen, verdeutlicht: Der Deutschmeister Eberhard von Saunsheim bestätigte kraft der Orselnschen Statuten den westfälischen Meisterkandidaten Heidenreich Vincke bis zu einem Generalkapitel als livländischen Meister, im Gegenzug erkannten die „Livländer“ die Orselnschen Statuten an.<sup>198</sup>

<sup>193</sup> Vgl. die Belege bei GÖTZ, Verbunden mit der Marienburg (wie Anm. 15), S. 403, 405ff.

<sup>194</sup> LUB I/9, Nr. 378.

<sup>195</sup> Siehe dazu JOHANNES A. MOL: The Knight Brothers from the Low Countries in the Conflict between the Westpahlions and the Rhinelanders in the Livonian Branch of the Teutonic Order, in: *Ordines militares* 20 (2015), S. 123-144, hier S. 136-140.

<sup>196</sup> LUB I/9, Nr. 316.

<sup>197</sup> AUGUST SERAPHIM: Zur Geschichte und Kritik der angeblichen Statuten des Hochmeisters Werner von Orseln, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 28 (1915), S. 1-82.

<sup>198</sup> LUB I/9, Nr. 466-468, 483. Zur Auseinandersetzung zwischen dem Hoch- und Deutschmeister liegt bislang lediglich eine etwas einseitige, die Belange Preußens in den Vordergrund stellende Studie vor: CARL AUGUST LÜCKERATH: Deutschmeister

*Erweiterte Selbstständigkeit seit dem  
zweiten Thorner Frieden (zweite  
Hälfte des 15. Jahrhunderts)*

Mit der Wahl Johanns Wolthus von Herse wurde eine neue Phase bei den livländischen Meisterwahlen eingeleitet, denn fortan präsentierten die livländischen Brüder dem Ordensoberhaupt lediglich einen Kandidaten. Eigentlich hätte man einen geänderten Wahlmodus bereits zu einem früheren Zeitpunkt erwarten können, nämlich nach dem Sieg der westfälischen Partei über die Anhänger des Hochmeisters, wie entsprechende Gerüchte und Befürchtungen in den Jahren 1438/39 nahelegen.<sup>199</sup> Jedoch gelang es Hochmeister Konrad von Erlichshausen (1441–1449) einerseits, die gegenseitigen Spannungen abzubauen,<sup>200</sup> andererseits erwies sich der preußische Ordenszweig gegen Bestrebungen eines eigenständigeren Wahlrechts der Provinzen als widerstandsfähig. Dies verdeutlicht der gescheiterte Versuch des deutschen Ordenszweiges, 1447 die Wahl nur eines Kandidaten zu etablieren.<sup>201</sup> Dieses Scheitern hatte für den livländischen Ordenszweig möglicherweise eine abschreckende Wirkung, einen eigenen Versuch in diese Richtung zu unternehmen, denn bei der ersten Meisterwahl nach dem Ende des Zungenstreits im Jahre 1450 wurde nach dem bisherigen Verfahren – mit einem Rheinländer als Gegenkandidaten<sup>202</sup> – Johann von Mengede genannt Osthoff (1450–1469) gewählt.

Der genaue Sachverhalt, wie es letztlich zu einem weiteren Schritt der „Livländer“ in die Eigenständigkeit kam, liegt im Dunkeln, so dass die Forschung verschiedene Ansätze diskutiert hat. Arbusow mutmaßte, dass im Zuge der Übertragung Harriens und Wierlands an den livländischen Ordenszweig 1459<sup>203</sup> aufgrund dessen aktiver Unterstützung für Preußen im Dreizehnjährigen Krieg (1454–1466) auch eine Änderung des Wahlmodus vereinbart worden sei.<sup>204</sup> Stavenhagen hingegen betrachtete den neuen Wahlmodus als Ergebnis von Verhandlungen beim Aufenthalt des Hochmeister-Statthalters Heinrich Reuss von Plauen 1468 in Livland (allein dieser Umstand ist äußerst ungewöhnlich).<sup>205</sup> Albert Bauer wie-

---

Eberhard von Saunshem – Widersacher des Hochmeistertums?, in: Zeitschrift für Ostforschung 18 (1969), S. 270–287.

<sup>199</sup> LUB I/9, Nr. 306, 316, 320, 393.

<sup>200</sup> HANS-EBERHARD MURAWSKI: Zwischen Tannenberg und Thorn. Die Geschichte des Deutschen Ordens unter dem Hochmeister Konrad von Erlichshausen 1441–1449, Göttingen 1953 (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, 10/11), S. 29–70, 133–136.

<sup>201</sup> Dazu s.u.

<sup>202</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 156.

<sup>203</sup> Dazu JUHAN KREEM: The Town and its Lord. Reval and the Teutonic Order (in the Fifteenth Century), Tallinn 2002 (Tallinna Linnaarhiivi Toimetised, 6), S. 32ff.

<sup>204</sup> ARBUSOW, Geschlechter (wie Anm. 8), S. 40.

<sup>205</sup> OSKAR STAVENHAGEN: Johann Wolthuss von Herse, 1470–71 Meister des Deutschen Ordens zu Livland, in: Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-

derum identifizierte den Landmarschall und den Komtur von Goldingen, die sich 1469 zwei Wochen nach erfolgter Hochmeisterwahl in Königsberg aufhielten, als livländische Verhandlungsführer zur Durchsetzung des neuen Wahlverfahrens.<sup>206</sup> Auffällig ist insbesondere die lange Sedisvakanz von nahezu fünf Monaten nach dem Tod Meister Osthoffs am 15. August 1469.<sup>207</sup> Der lange Aufschub bis zur Ansetzung eines Wahlkapitels – der nächste Meister wurde im Januar 1470 gewählt – steht wahrscheinlich im Zusammenhang mit der gleichzeitigen Vakanz im Hochmeisteramt.<sup>208</sup> Aus Sicht der „Livländer“ war diese für einen Präzedenzfall hinderlich, da ein unter einem Statthalter erstmals angewandter Wahlmodus die dauerhafte Etablierung eines neuen Verfahrens nicht garantiert hätte. Dass in einem späteren Privileg über die livländischen Meisterwahl, von dem noch zu sprechen sein wird, die Übertragung Harriens und Wierlands erneut vollzogen wurde, spricht womöglich für die These Arbusows. Eine Rolle ist wohl ebenso dem Zweiten Thorner Frieden von 1466 zuzuschreiben,<sup>209</sup> den der livländische Ordenszweig nicht besiegelte und durch den der nun in Königsberg residierende Hochmeister zu einem Vasallen des polnischen Königs wurde.

Da im Gegensatz zu den bisherigen Meistern des 15. Jahrhunderts die Wahlen seit 1470 – mit Ausnahme von Johann Wolthus – bisher nur summarisch behandelt worden sind, erfolgt an dieser Stelle eine eingehendere Untersuchung. Über Meister Wolthus liegen lediglich indirekte Zeugnisse zu dessen Wahl und Einsetzung ins Meisteramt vor. Nach dem Weißensteiner Rezess von 1478 wurde er am 7. Januar 1470 *tho meister gekaren*.<sup>210</sup> Am 2. Februar 1470 urkundete und siegelte er noch als Komtur von Reval.<sup>211</sup> Da diese Urkunde derzeit lediglich in der kritisch zu betrachtenden „Est- und Livländischen Brieflade“ ediert vorliegt, ist sie nur unter Vorbehalt

---

Est- und Kurlands 17 (1900), S. 1-88, hier S. 6f.

<sup>206</sup> AR II, S. 80, Anm. 1, nach der Nennung der beiden Amtsträger in einer in Königsberg ausgestellten Urkunde vom 28.10.1469; Acten der Ständetage Preussens und der Herrschaft des Deutschen Ordens, Bd. 5, hrsg. von MAX TOEPPEN, Leipzig 1886, Nr. 82. Die Hochmeisterwahl fand am 15.10.1469 statt. MARKIAN PELECH: Heinrich Reuss von Plauen, in: Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190–2012, hrsg. von UDO ARNOLD, 2. Aufl., Weimar 2014 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 40; Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 6), S. 143f., hier S. 143.

<sup>207</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 161.

<sup>208</sup> STAVENHAGEN, Johann Wolthus (wie Anm. 205), S. 6f.; AR II, S. 80, Anm. 1; NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 161.

<sup>209</sup> Vgl. MILITZER, Geschichte (wie Anm. 14), S. 246.

<sup>210</sup> LUB I/13, Nr. 636, Art. 13. Siehe dazu AR II, Nr. 115. Zum Weißensteiner Rezess MATTHIAS THUMSER: Geschichte schreiben als Anklage. Der Weißensteiner Rezeß (1478) und der Konflikt um das Erzstift Riga, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 51 (2005), S. 63-75.

<sup>211</sup> Brieflade (wie Anm. 21), I/1, Nr. 283.

heranzuziehen.<sup>212</sup> Die nach Wolthus' Sturz verfasste Anklageschrift berichtet, dass jener nach der Bestätigung durch den Hochmeister wie seine Vorgänger einen Eid auf die Ratspflicht geschworen habe.<sup>213</sup> In der Literatur wird diese Investitur, insofern der Anklageschrift Glauben geschenkt werden kann, zwischen dem 2. Februar und dem 22. März datiert.<sup>214</sup>

Nach der gewaltsamen Absetzung Wolthus' berichtete der Hochmeister auf typische Weise über die Wahl des Landmarschalls Bernd von der Borch (1471/72–1483): Dieser sei in Eintracht *erwelt unnde gekoren* worden.<sup>215</sup> Als *gekorene[r] meister unnde lanthmarschalck* schrieb Bernd am 1. November 1471 an den Rigaer Rat und verwendete zum Verschluss des Briefes das Siegel des Landmarschalls.<sup>216</sup> Die Bestätigungsurkunde des Hochmeisters, noch im 17. Jahrhundert vorhanden, war nach einem Urkundenverzeichnis frühestens auf den 25. Dezember 1471 datiert.<sup>217</sup> Als Ordensmeister ist Bernd von der Borch erstmals auf einem Landtag von Wolmar am 21. Januar 1472 nachweisbar, wo ebenso ein neuer Landmarschall in Erscheinung trat.<sup>218</sup> In der Zwischenzeit müsste demnach die Investitur vollzogen worden sein.

Nach dem Rücktritt Bernds von der Borch wurde im November 1483 der Komtur von Reval Johann Freitag von Loringhofen zum Statthalter gewählt. Nach Aussage der livländischen Gebietiger unterblieb eine Meisterwahl, da seinerzeit kein geeigneter Zeitpunkt gewesen sei.<sup>219</sup> In erster

<sup>212</sup> An der Brieflade wurde von mehreren Seiten Kritik geäußert. PAUL BARON VON DER OSTEN-SACKEN: Bericht über das Estländische Ritterschaftsarchiv, in: Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1909 und 1910, Mitau 1913, S. 306–316, hier S. 312; DERS.: Bericht über das Estländische Ritterschaftsarchiv für das Triennium 1911/13, in: ebenda 1914, Mitau 1930, S. 36–54, hier S. 40 und 43–47 (mit Korrigenda); ASTAF VON TRANSEHE-ROSENECK: Besprechung von Livländische Güterurkunden (aus den Jahren 1207–1500) herausgegeben von Hermann von Bruiningk und Nikolaus Busch. Riga 1908, in: ebenda 1907 und 1908, Mitau 1910, S. 222f., hier S. 223.

<sup>213</sup> AR II, Nr. 143, Art. 1.

<sup>214</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 161; STAVENHAGEN, Johann Wolthuss (wie Anm. 205), S. 9; AR II, Nr. 121.

<sup>215</sup> LUB I/13, Nr. 15.

<sup>216</sup> AR II, Nr. 147; Index (wie Anm. 21), Nr. 3439; Siegel und Münzen (wie Anm. 95), S. 42.

<sup>217</sup> LUB I/13, Nr. 5; STAVENHAGEN, Johann Wolthuss (wie Anm. 205), S. 47, Anm. 1.

<sup>218</sup> AR II, Nr. 156. Probleme bereitet jedoch eine lediglich abschriftlich erhaltene Güterurkunde vom 14. Dezember 1471 (Textmanuskript Bauer, Urkunde 264, in: Marburg, Dokumentensammlung des Herder-Instituts, 100 Bauer, 12; hier zitiert nach KGU Bauer264), in der Bernd von der Borch bereits als Meister urkundet. STAVENHAGEN, Johann Wolthuss (wie Anm. 205), S. 47, Anm. 1, hat dabei zu recht die Tagesdatierung für verdächtig erklärt, da die Urkunde auf *sonnabende vor Thome* datiert, Thomas aber im Jahr 1471 selbst auf einen Samstag fällt, und zwar eine Woche später (vgl. die Bemerkung von Schadewaldt in den KGU). Dies ist ungewöhnlich, sodass Stavenhagen zuzustimmen ist, dass ein Schreibfehler des Kopisten vorliegen muss.

<sup>219</sup> Livländische Gebietiger an den Hochmeister, 18.11.1483, in: StA Kgb, OBA 17104.



Linie ist dabei an den Krieg mit Riga und dem Erzbischof der Stadt zu denken.<sup>220</sup> Zudem war der Weg nach Preußen entlang der Küste von den Litauern versperrt, wie auch im Gegenzug die Straßen von Livland ins Großfürstentum.<sup>221</sup> So berichtete der Hochmeister im Februar 1484, dass nach Aussage des Hauptmanns von Samaiten *der strandt unserm orden und aller botschafft sall geschlossen bleiben*, bis der polnische König in Litauen eintriffe.<sup>222</sup> Eine livländische Gesandtschaft zur Bestätigung des neuen Meisters konnte somit nicht bzw. nur mit einem erhöhten Risiko ausgesandt werden. Da wahrscheinlich beim Abtritt Bernds von der Borch die Öffnung des Strandes, über den man gewöhnlich von Livland nach Preußen reiste, noch nicht abzusehen war, bedienten sich die livländischen Brüder offenbar bewusst des Mittels der Statthalterschaft. Damit war die Handlungsfähigkeit des livländischen Ordenszweiges gewährleistet, was aufgrund der aktuellen innenpolitischen Lage unbedingt sichergestellt werden musste. Wohl haben auch die Erfahrungen bei der Konfirmation Bernds von der Borch zu diesem Entschluss beigetragen, da seinerzeit aufgrund der ausbleibenden Konfirmation ein anberaumter Landtag mehrfach hatte verschoben werden müssen.<sup>223</sup>

<sup>220</sup> MANFRED HELLMANN: Der Deutsche Orden und die Stadt Riga, in: Stadt und Orden. Das Verhältnis des Deutschen Ordens zu den Städten in Livland, Preußen und im Deutschen Reich, hrsg. von UDO ARNOLD, Marburg 1993 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 44; Veröffentlichungen der Internationalen historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 4), S. 1-33, hier S. 29ff.; JÖRG SCHWARTZ: Zwischen Kaiser und Papst. Der Rigaer Erzbistumsstreit 1480–1483, in: Zeitschrift für historische Forschung 34 (2007), S. 373–401; KLAUS NEITMANN: Um die Einheit Livlands. Der Griff des Ordensmeisters Bernd von Borch nach dem Erzstift Riga um 1480, in: Deutsche im Nordosten Europas, hrsg. von HANS ROTHE, Köln und Wien 1991 (Studien zum Deutschtum im Osten, 22), S. 109–137.

<sup>221</sup> Siehe dazu sowie über die eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten: Hochmeister an Deutschmeister, 13.1.1484, in: Wien, Deutschordenzentralarchiv (künftig DOZA), Varia 732/38. Bei den im Laufe der Darstellung zitierten Archivalien aus dem DOZA wird, um eine Handhabung mit den Quellenbelegen zu vereinfachen, zusätzlich das dazugehörige Regestenwerk angegeben. Die Zitate beziehen sich jedoch ausschließlich auf das jeweilige Archival, nicht auf das Regestenwerk: Nordosteuropa und der Deutsche Orden. Kurzregesten, Bd. 1, hrsg. von KLEMENS WIESER, Bad Godesberg 1969 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 17) (künftig Wieser), hier Nr. 120; Codex epistolares saeculi decimi quinti, Bd. III, hrsg. von ANATOLII LEWICKI, Krakau 1894 (Monumenta medii aevi historica res gestas Poloniae illustrantia, 14), Nr. 307; Hochmeister an Ordensmeister-Statthalter, nach 31.1.1484, in: StA Kgb, Ordensfoliant (künftig OF) 18b, Bl. 70v; Hochmeister an Ordensmeister-Statthalter, 9.4.1484, in: ebenda, Bl. 75r und 74v.

<sup>222</sup> Hochmeister an Ordensmeister-Statthalter, nach 19.2.1484, in: StA Kgb OF 18b, Bl. 73r–73v. Der König lässt sich spätestens am 14. September in Litauen nachweisen, Codex epistolares (wie Anm. 221), Nr. 311.

<sup>223</sup> Siehe das Schreiben des Erzbischofs von Riga an die Stadt Riga vom Oktober 1471 über die Gründe der Verschiebung des Landtages: *so hebben wie den gemeynen landesdach (...) uppe geschoven beth de nye irwelve nw tor tidt meister syne brieve hebbe von synem oversten* (LUB I/12, Nr. 857); vgl. STAVENHAGEN, Johann Wolthuss (wie Anm. 205), S. 63; GERT KROEGER: Erzbischof Silvester Stodewescher und sein

Johann Freitag ist als *meisters stadholder to Lifflande und kumpthur to Revel* erstmals am 17. Dezember 1483 nachzuweisen,<sup>224</sup> zuletzt am 24. November 1484.<sup>225</sup> In der Zeit seiner Statthalterschaft nutzte er dabei nicht wie zuvor Bernd von der Borch als *gekorener meister* das Siegel des von ihm gleichzeitig bekleideten Gebietigeramtes, sondern das Sekretsiegel des Meisters.<sup>226</sup> Dies kann als Hinweis für eine angestrebte Handlungsfähigkeit betrachtet werden. Die Bestätigung als Meister erfolgte durch den Hochmeister am 10. Januar 1485, auf ein Gesuch des alten Komturs von Riga.<sup>227</sup> Da es sich dabei um Gerd von Mallinckrodt, den Ratgeber des ehemaligen Meisters Bernd von der Borch handelte, ist jener offenbar bewusst mit dieser Aufgabe betraut worden.<sup>228</sup> Von einer heikleren Angelegenheit, immerhin war bereits Bernds Vorgänger frühzeitig aus dem Amt geschieden, zeugt das erhalten gebliebene Konzept der Konfirmation. Im ersten Entwurf ist von einem Rücktritt aufgrund von Krankheit und Altersschwäche die Rede. Dies wurde jedoch verworfen und lediglich lapidar vermerkt, dass Bernd von der Borch des Meisteramts *entledygt und desz erlaszen ist*, wie ebenso in der Ausfertigung zu lesen ist.<sup>229</sup> Da nun selbst die Hochmeisterkanzlei lavierte, scheint es sich nicht um einen „einfachen“ Rücktritt gehandelt zu haben, sondern eher um einen erzwungenen Amtsverzicht. Ob Johann Freitag, wie in der Bestätigungsurkunde des Hochmeisters angezeigt, *czum meister gekoren und erwelt wurde*, oder dies gewissermaßen die Statthalterschaft mit sich brachte, wird aus der Überlieferung nicht ersichtlich, ebenso wenig wie eine vorgenommene Investitur. Als Meister begegnet Johann Freitag erstmals am 24. Februar 1485 in Wenden.<sup>230</sup>

Über die Wahl Wolters von Plettenberg (1494–1535) berichten die Quellen ausgesprochen detailliert. So war der Hochmeister bereits frühzeitig nach

---

Kampf mit dem Orden um die Herrschaft über Riga, in: Mitteilungen aus der livländischen Geschichte 24 (1930), S. 143–280, hier S. 223.

<sup>224</sup> Ordensmeister-Statthalter an Reval, 17.12.1483, in: Revaler Stadtarchiv (*Tallinna Linnaarhiiv*, künftig TLA), Bestand 230, Findbuch 1, Akte BB 24 III, Bl. 99.

<sup>225</sup> Ordensmeister-Statthalter an Hochmeister, 24.11.1484, in: StA Kgb, OBA 17156.

<sup>226</sup> Siegel und Münzen (wie Anm. 95), S. 42.

<sup>227</sup> Urkunde des Hochmeisters, 10.1.1485, in: Schwedisches Staatsarchiv (*Rikesarkivet*, Stockholm, künftig RAS), Utländska pergamentsbrev. Estland och Livland, 1485 10/1 (Regest: Schirren, Nr. 153).

<sup>228</sup> Die enge Verbindung zwischen Bernd von der Borch und Gerd von Mallinckrodt lässt sich aus Gerd's zahlreichen Aktivitäten (vordergründig als Komtur von Goldingen) erschließen, die jener für den livländischen Meister ausübte.

<sup>229</sup> StA Kgb, OF 18b, Bl. 155r. Zitat nach der Ausfertigung im RAS, Utländska pergamentsbrev. Estland och Livland, 1485 10/1 (Regest: Schirren, Nr. 153). Dass dabei *entledygt* über der Zeile geschrieben steht, ist wohl einem Versehen des Schreibers geschuldet. Das Konzept diente auch als Vorlage für den Konfirmationsbrief Plettenbergs, siehe StA Kgb, OF 18b, Bl. 154r–155v, und den Druck in LUB II/1, Nr. 70.

<sup>230</sup> KONSTANTIN HÖHLBAUM: Urkundliche Beiträge zur Geschichte Livlands im 15. Jahrh., in: Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat 8 (1877), S. 1–44, hier Nr. 52.

dem Tod Freitags von Lohringhofen über das geplante Wahlkapitel unterrichtet worden und konnte dem Deutschmeister vermelden, dass der livländische Landmarschall die Gebietiger nach Wenden einberufen habe, *ire kör noch alder loblicher gewonheit werden balden und fulfuren, und in körtcz umb die bestetigung an uns schicken*.<sup>231</sup> Über die schließlich am 7. Juli stattgefundene Wahl unterrichteten einige Gebietiger den Revaler Rat, dass Landmarschall Wolter von Plettenberg *endrechtlikken gekorenn und erwellet vor enen gekoren mester sei*.<sup>232</sup> Als *gekoren meister* und *landtmarschalck* erscheint Plettenberg erstmals am 10. Juli,<sup>233</sup> zuletzt am 29. September.<sup>234</sup> Bemerkenswert ist, dass Plettenberg – anders als Bernd von der Borch und wohl auch Johann Wolthus – als gekorener Meister das meisterliche Sekretsiegel nutzte, wobei darauf lediglich die Reste des typischen roten Wachsiegels hindeuten.<sup>235</sup> Eine weitere Besonderheit bei der Wahl Wolters von Plettenberg bestand darin, dass er aufgrund eines für den 29. September anberaumten Generalkapitels mit zwei Gebietigern persönlich in Königsberg die Bestätigung zum Meister entgegennehmen wollte,<sup>236</sup> womit er an eine ältere Tradition angeknüpft hätte. Da das Kapitel jedoch kurzfristig abgesagt wurde – Plettenberg war bereits nach Preußen aufgebrochen – wurde lediglich der Komtur von Goldingen nach Königsberg entsandt,<sup>237</sup> dem am 9. Oktober die Konfirmation ausgestellt wurde.<sup>238</sup>

Bei den geschilderten Meisterwahlen sind im Detail einige Unterschiede zu beobachten, insbesondere bei den Selbstbezeichnungen in der Zeit zwischen erfolgter Wahl und Bestätigung durch den Hochmeister. Während bei der von Johann Wolthus als Revaler Komtur im Rahmen einer reinen harrischen Angelegenheit ausgestellten Urkunde wie bei den früheren Meisterkandidaten absolut nichts auf dessen Wahl hindeutet – insofern die Datierung in der „Est- und Livländischen Brieflade“ korrekt aufgelöst worden ist – wird dies bei den anderen Erwählten an ihrer verwendeten Titulatur ersichtlich. Des Weiteren unterscheiden sich die beiden Landmarschälle Bernd von der Borch und Wolter von Plettenberg voneinander, da sich erstgenannter als erwählter Meister des Siegels des Landmarschalls, zweitgenannter bereits des meisterlichen Sekretsiegels bediente. Dass hier die Statthalterschaft Johann Freitags als Vorbild diente, scheint naheliegend.<sup>239</sup> Auch geben die Quellen keine eindeutige Auskunft darüber, ob die erwählten Meister nach der Bestätigung durch den Hochmeister auf einem livländischen Kapitel investiert worden sind. Während für Johann

<sup>231</sup> LUB II/1, Nr. 15. Vgl. auch LUB II/1, Nr. 6.

<sup>232</sup> LUB II/1, Nr. 21.

<sup>233</sup> LUB II/1, Nr. 20.

<sup>234</sup> LUB II/1, Nr. 62.

<sup>235</sup> Ebenda; Siegel und Münzen (wie Anm. 95), S. 42f. Das Siegel des Landmarschalls ist hingegen grün (ebenda, S. 51f.).

<sup>236</sup> LUB II/1, Nr. 28; siehe auch Nr. 41.

<sup>237</sup> LUB II/1, Nr. 43, 44, 49, 56, 61.

<sup>238</sup> LUB II/1, Nr. 70.

<sup>239</sup> Vgl. Siegel und Münzen (wie Anm. 95), S. 42f.

Wolthus zumindest ein indirekter Quellenbeleg existiert, gibt es bei anderen Meistern lediglich Anhaltspunkte. So könnte die Zeitspanne von ca. sechs Wochen zwischen der ausgestellten Konfirmation und dem ersten Auftreten als livländischer Meister bei Johann Freitag und Wolter von Plettenberg auf eine Investitur hindeuten.<sup>240</sup> Merkwürdig ist jedoch, dass Plettenberg als Meister erstmals am 26. November in Burtneck belegbar ist,<sup>241</sup> und nicht in Wenden, wo man das livländische Landeskapitel eher verorten würde.<sup>242</sup> Dort ist er erst am 29. November nachweisbar, als er sich beim Hochmeister für die Konfirmation bedankte.<sup>243</sup> Da letztendlich Johann Freitag und Plettenberg bereits nach ihrer Wahl zumindest über das Sekretsiegel des Meisters verfügten, scheint es für diese beiden Meister wahrscheinlich zu sein, dass eine gesonderte Investitur ins Meisteramt nicht mehr erfolgte. Damit wäre für diese, und in der Konsequenz auch für die Konfirmation, ein Bedeutungsverlust zu konstatieren. Darauf deutet ebenso hin, dass sich Plettenberg ohne Weiteres dazu bereit erklärte, die Bestätigung des Hochmeisters in Königsberg persönlich entgegenzunehmen.

Der livländische Ordenszweig erreichte seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine weitestgehende Unabhängigkeit bei der Wahl seines obersten Ordensbruders. Mit dem neuen Wahlmodus wurde somit nicht nur dem Zungenstreit gewissermaßen ein „offizielles“ Ende gesetzt,<sup>244</sup> sondern auch die Instrumentalisierung der livländischen Meisterwahl durch den Hochmeister und die Konfirmation dienten nur mehr als eine Art förmlicher Bestätigung.<sup>245</sup>

---

<sup>240</sup> Ungefähr sechs Wochen waren auch bei Meister Dietrich Torck zu beobachten: Die Wahlkapitulation des Hochmeisters und damit seine Konfirmation erfolgte am 5.4.1413 (LUB I/4, Nr. 1936, Sp. 844f.), die Einsetzung ins Meisteramt am 14.5.1413 (LUB I/4, Nr. 1937, Sp. 847ff.).

<sup>241</sup> LUB II/1, Nr. 87. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf eine Urkunde vom 1.9.1494, in der Plettenberg bereits als Meister urkundet. OSKAR STAVENHAGEN: Besprechung von Neue Kurländische Güter-Chroniken, herausgegeben von Eduard Frhr. von Fircks, Mitau 1900, in: Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1899, Mitau 1901, S. 162-171, hier S. 168f., hat diese Urkunde als Fälschung klassifiziert. Erhebliche Zweifel auch bei Schadowaldt (Anmerkung bei KGU erg089). Da die Urkunde auch ein auffälliges Schriftbild vorweist, ist sie als Fälschung anzusehen (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, VIII. Hauptabteilung, B 24 Sammlung Stavenhagen II: Urkunden, Mappe 25, Nr. 165). Druck der Urkunde in Neue kurländische Güter-Chroniken. Nach den Guts-Briefladen und anderen Quellen. Kirchspiel Kandau (1. und 2. Abtheilung), hrsg. von EDUARD FRHR. VON FIRCKS, Mitau 1900-1905, Beilage 61.

<sup>242</sup> JÄHNIG, Verfassung und Verwaltung (wie Anm. 14), S. 164.

<sup>243</sup> LUB II/1, Nr. 88.

<sup>244</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6).

<sup>245</sup> Vgl. MILITZER, Geschichte (wie Anm. 14), S. 246.

*Die Privilegierung des livländischen Ordenszweiges  
mit der freien Meisterwahl 1520/25*

Nach Aussage Meister Wolters von Plettenberg wurde der Hochmeister *ungeferlich 1517* schriftlich und auch durch Gesandte gebeten, ihm und den Gebietigern in Livland *mit schriften unde vorsegelation zcu vorsehen, sie bei alter freiheit und gerechticheit zcu loszen*.<sup>246</sup> Dieses Bedürfnis auf ein Privileg basiert vielleicht auf Ungereimtheiten bei der Wahl des Deutschmeisters im Jahre 1515, bei der Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Ansbach (1511–1525) offenbar nicht den von der deutschen Provinz bevorzugten Kandidaten zum Meister küren wollte.<sup>247</sup> Ein Privileg stand jedoch erst im Jahre 1520 wieder auf der Agenda, als Wolter von Plettenberg auf ein schroff formuliertes Gesuch des Hochmeisters um Unterstützung im so genannten Reiterkrieg gegen Polen (1519–1521) entgegnete, dass *vil artikel vor vil und langen jaren* im livländischen und deutschen Ordenszweig sowie im ganzen Orden in Gebrauch seien, die im *ordensbuch* nicht *usgedruckt* sind. Dazu zähle, dass die livländischen Gebietiger ihren Meister wählen.<sup>248</sup> Dieses ungeschriebene Gewohnheitsrecht konnte Plettenberg am 29. September desselben Jahres in eine schriftliche Form bringen, da er eine nach seinen Wünschen formulierte Urkunde erhielt, in der die *freye und unverhinderte wale* eines Meisters ohne *besperrung und vorhindrung* durch den Hochmeister und dessen Gebietiger festgehalten wurde. Unter einer freien Wahl ist dabei das seit Ende des 13. / Anfang des 14. Jahrhunderts praktizierte Wahlverfahren angesprochen, das im Privileg explizit beschrieben wird. Da daraus jedoch viel Hass, Neid, Parteiungen und Zwietracht im Orden Livlands entstanden seien, werde nun die Wahl lediglich einer Person gestattet, wie dies bereits viermal geschehen sei.<sup>249</sup> Die Anwendung dieses Wahlverfahrens seit Johann Wolthus von Herse wurde damit gewissermaßen offiziell bestätigt. Als Ursache für die Gewährung des Privilegs gibt die Narratio der Urkunde zu verstehen, dass Plettenberg und seine Amtsvorgänger die

<sup>246</sup> ERICH JOACHIM: Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen Albrecht von Brandenburg, Bd. 2-3, Leipzig 1894-1895 (Publicationen aus dem königlich preußischen Staatsarchiven, 58, 61), hier 2, Urkunden und Akten, Nr. 101. Für das Jahr 1517 ist eine Gesandtschaft zum Hochmeister bestehend aus Hermann Hasenkamp, Hauskomtur von Riga, und dem Kanzler Hermann Ronneburg überliefert (Regesta Historico Diplomatica Ordinis S. Mariae Theutonicorum 1198–1525. Pars I: Regesten zum Ordensbriefarchiv, Bd. 1, bearb. von ERICH JOACHIM, hrsg. von WALTHER HUBATSCH, Göttingen 1948, Nr. 21353). Über den Inhalt ihrer Botschaft ist nichts bekannt.

<sup>247</sup> AXEL HERRMANN: Der Deutsche Orden unter Walter von Cronberg (1525–1543). Zur Politik und Struktur des „Teutschen Adels Spital“ im Reformationszeitalter, Bonn-Bad Godesberg 1974 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 35), S. 28.

<sup>248</sup> JOACHIM, Politik 2 (wie Anm. 246), Urkunden und Akten Nr. 110, S. 288: *das die w. h. gebietiger stetz bey der wale eines meisters zcu Liflande gewesen sein*.

<sup>249</sup> Ebenda, Nr. 163, S. 354f. Ein Generalkapitel findet anders als in den Gesetzen Siegfrieds von Feuchtwangen jedoch keine Erwähnung mehr.

preußischen Mitbrüder finanziell und personell in bedrohlichen Situation unterstützt hätten. Damit wurde nicht nur die gegenwärtig geleistete Unterstützung im Reiterkrieg angesprochen, sondern wohl auch die bereits zuvor erwähnte umfassende militärische Unterstützung während des Dreizehnjährigen Krieges durch Meister Johann Osthoff. Indem das Privileg des Jahres 1520 die Übertragung Harriens und Wierlands an den livländischen Ordenszweig aus dem Jahre 1459 wiederholt,<sup>250</sup> wurde dieser Zusammenhang nochmals verdeutlicht.

Das Privileg von 1520 sollte jedoch nicht den Schlussakt der ordensinternen preußisch-livländischen Beziehungen unter dem Gesichtspunkt der Meisterwahl darstellen. Anfang 1525 wurde ein neues, umfangreicheres Privileg ausgestellt, das nicht nur die erst vor fünf Jahren ausgestellte Urkunde wortwörtlich wiederholt, sondern auch Regelungen zu Streitpunkten der zurückliegenden Jahre beinhaltet. Ausgangspunkt dieses neuen Privilegs war ein erneutes Gesuch des Hochmeisters um finanzielle Unterstützung vom Januar 1523. Daraufhin erhoben die „Livländer“ die Forderung nach einem erweiterten Privileg, in dem unter anderem das *Procedere* für die Erwerbung der Regalien für das Ordensland Livland festgehalten werden sollte.<sup>251</sup> Aus den Verhandlungen über den Rechtsinhalt wird ersichtlich, dass mit den Regalien nicht zwangsläufig die persönliche Belehnung des Ordensmeisters angestrebt wurde, sondern man auch den Hochmeister als Empfänger akzeptierte.<sup>252</sup> So findet sich letztlich in der am 25. Januar 1525 ausgefertigten Urkunde folgende Regelung: Wolter von Plettenberg wurde gestattet, für die Belehnung mit den Regalien selbst Sorge tragen zu können. Für alle künftigen neu gewählten livländischen Meister konnte der Hochmeister innerhalb eines halben Jahres beim Reichsoberhaupt zwecks Regalienbelehnung vorstellig werden. Erst nach Ablauf dieser Frist stand es dem livländischen Ordenszweig frei, sich innerhalb von „Jahr und Tag“ selbst um die Regalien für das Ordensland Livland zu bemühen, wobei der Lehnbrief eine Gehorsamsbekundung gegenüber dem Hochmeister beinhalten musste. Des Weiteren wird explizit betont, dass vor der Belehnung mit den Regalien ein neu gewählter Meister zuerst den Hochmeister um Bestätigung ersuchen und seinen Gehorsam bekunden müsse.<sup>253</sup> Etliche Jahre später konnte der livländische Meister Hermann von Brüggenei genannt Hasenkamp (1535–1549) 1538 von Karl V. ein Privileg erwirken, wonach aufgrund der weit abgelegenen Lage Livlands (*zu ende des hailgen*

---

<sup>250</sup> Dazu KREEM, *The Town and its Lord* (wie Anm. 203), S. 38–42.

<sup>251</sup> JOACHIM, *Politik 3* (wie Anm. 246), S. 49 mit Urkunden und Akten Nr. 112–114, 135, 136, 149–151, 155.

<sup>252</sup> Ebenda, Nr. 112 und 155, S. 285f.

<sup>253</sup> RAS, *Utländska pergamentsbrev. Estland och Livland, 1525 25/1* (Regest: Schirren, Nr. 176). Gegenurkunde des livländischen Meisters: JOACHIM, *Politik 3* (wie Anm. 246), Urkunden und Akten Nr. 208.

*reichs gelegen*) allen künftigen Meistern für den Regalienerwerb anstatt der obligatorischen Jahresfrist ein Zeitraum von vier Jahren gewährt wurde.<sup>254</sup>

### *Die Meisterwahl und die Reichsfürstenwürde (16. Jahrhundert)*

Livland, Mihkel Mäesalu zufolge als „königsferner“ Bestandteil des Reiches zu betrachten,<sup>255</sup> und der Deutsche Orden gerieten in den Sog der „institutionellen Verdichtung“ des Reiches.<sup>256</sup> Aber nicht nur deshalb gewann der im Reich gut vernetzte Deutschmeister für die livländische Ordensprovinz an Bedeutung, sondern auch auf Grund des von Albrecht von Brandenburg-Ansbach ausgelösten politischen Erdbebens des Jahres 1525: Als Folge der Säkularisation des Ordenslandes Preußen stieg der höchste Ordensbruder im Reich zum kommissarischen Hochmeister auf. Wolter von Plettenberg wurde am Weihnachtsabend 1526 oder 1527 – das Jahr ist in der Forschung umstritten – vom Reichsregiment in Esslingen die Reichsfürstenwürde zugesprochen, die jedoch erst auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 durch Karl V. mit der Belehnung vollzogen wurde.<sup>257</sup> Nach dem scheinbar nur kurzzeitigen Interesse (und wohl auch geringen Chancen) Plettenbergs an der Übernahme des Hochmeisteramts<sup>258</sup> wurde im Frühjahr 1528 eine livländische Gesandtschaft beim designierten Ordensoberhaupt, dem Deutschmeister Walter von Cronberg, mit der Bitte um Bestätigung der „livländischen Privilegien“ vorstellig.<sup>259</sup> Eine solche Bestätigung wurde auch beim Kaiser angestrebt, wozu der Deutschmeister

<sup>254</sup> DOZA, Liv. 1, Bl. 194r-195v, Zitat Bl. 194r (Regest: Wieser, Nr. 1114); RAS, Livonica I, vol. 39:1, Bl. 67; vgl. Schirren, Nr. 2005, 694 und 696.

<sup>255</sup> MIHKEL MÄESALU: Liivimaa ja Püha Rooma keisririik 1199–1486 [Livland und das Heilige Römische Reich 1199–1486], Tartu 2017 (Dissertationes Historiae Universitatis Tartuensis, 42).

<sup>256</sup> BARBARA STOLLBER-RILINGER: Des Kaisers alte Kleider. Verfassungsgeschichte und Symbolsprache des Alten Reiches, München 2008, S. 211.

<sup>257</sup> Eindeutig zum Jahr 1527 bekennt sich BERNHARD DEMEL: Zur Reichspolitik des livländischen Ordenszweiges in den Jahren 1521 bis 1561/62, in: Ordines militares 20 (2015), S. 145–172, hier S. 152–156 u. 159. Dagegen tendiert zu 1526 MADIS MAASING: Livland und die Reichstage (1520–1555), in: Livland – eine Region am Ende der Welt? (wie Anm. 15), S. 283–312, hier S. 290, Anm. 21.

<sup>258</sup> Siehe dazu HERRMANN, Walter von Cronberg (wie Anm. 247), S. 51–74; LEONID ARBUSOW [D.J.]: Wolter von Plettenberg und der Untergang des Deutschen Ordens in Preußen. Eine Studie aus der Reformationszeit Livlands, Leipzig 1919 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte); HELENE DOPKEWITSCH: Die Hochmeisterfrage und das Livlandproblem nach der Umwandlung des Ordenslandes Preußen in ein weltliches Herzogtum durch den Krakauer Vertrag vom April 1525, in: Zeitschrift für Ostforschung 16 (1967), S. 201–255.

<sup>259</sup> DOZA, Liv 2, Bl. 185r-192v, hier 190v-191r (Regest: Wieser, Nr. 548).

seine Unterstützung zusagte.<sup>260</sup> Eine *freye wale* eines Meisters wurde vom Deutschmeister schließlich im Juni desselben Jahres gewährt, wonach zwei Ritterbrüder, *nemlich einen fur den wegstenn und noch einen zu inne zu meister, erwelet* werden sollten.<sup>261</sup> Ob es nach der offiziellen Annahme des Titels eines Hochmeisteradministrators durch Walter von Cronberg am 26. November 1528,<sup>262</sup> den dieser auch dank der Orselnschen Statuten erworben hatte,<sup>263</sup> nochmals zu einer Bestätigung der freien Meisterwahl gekommen ist – wie es das Privileg von 1528 suggeriert – ist nicht ersichtlich.<sup>264</sup> Unmittelbar nach der Belehnung mit den Regalien 1530 konnte der livländische Ordenszweig noch in Augsburg die Bestätigung seiner Privilegien und der freien Meisterwahl durch Karl V. erreichen, wobei über den Wahlmodus keine Aussage getätigt wurde.<sup>265</sup>

Auf das im deutschmeisterlichen Privileg von 1528 angezeigte Wahlverfahren ist insofern näher einzugehen, als es eine im deutschen Ordenszweig belegbare Praxis dokumentiert, einen der beiden Erwählten beim Hochmeister als bevorzugten Kandidaten anzuzeigen. Johannes Voigt diagnostizierte dies erstmals für das Jahr 1416, somit wohl hinsichtlich der Wahl Dietrichs von Weitershausen (1416–1420).<sup>266</sup> Dass dieses Verfahren im deutschen Ordenszweig im 15. Jahrhundert üblich war, verdeutlichen die Vorgänge um die Wahl des Deutschmeisters im Jahre 1447. So wurde wie schon 1443 dem Hochmeister lediglich ein Kandidat präsentiert, nämlich Jost von Venningen (1447–1454), was den Protest und Einspruch des Ordensoberhauptes erregte und zunächst nicht zur gewünschten Bestätigung des Erwählten führte.<sup>267</sup> Jedoch lag dies keineswegs an einer persönlichen Abneigung gegenüber dem Elekten, sondern ausschließlich an einer empfundenen Minderung der hochmeisterlichen Rechte. Die Vorenthaltung eines zweiten Kandidaten bedeutete für Hochmeister Konrad

<sup>260</sup> DOZA, Liv 13/2, Bl. 38r–41v (Regest: Wieser, Nr. 564). Nach einer von HERMANN, Walter von Cronberg (wie Anm. 247), S. 71f., zitierten Quelle lehnte der Deutschmeister dies jedoch mit dem Verweis auf künftige Einflussmöglichkeiten des Kaisers ab.

<sup>261</sup> Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Ludwigsburg (künftig StA Ludwigsburg), JL 425, Bd. 6, Qu. 21 (Abschrift); DOZA, Liv 6/2, Bl. 41 (Konzept) (Regest: Wieser, Nr. 602). Vgl. ARBUSOW [D.J.], Plettenberg (wie Anm. 258), S. 82 mit Anm. 1; HERRMANN, Walter von Cronberg (wie Anm. 247), S. 72.

<sup>262</sup> HERRMANN, Walter von Cronberg (wie Anm. 247), S. 72ff.

<sup>263</sup> Dazu insgesamt ebenda, S. 33–73.

<sup>264</sup> Jedoch blieb es ein Verhandlungsgegenstand, z.B. auf einem Kapitel zu Frankfurt 1529 (DOZA, Liv. 2, Bl. 271r–276v, hier 273v [Regest: Wieser, Nr. 659]) oder bei dem Vorsprechen einer livländischen Gesandtschaft beim Administrator 1541 im Rahmen der Konfirmation (Wieser, Nr. 1221).

<sup>265</sup> Vidimusurkunde des Lübecker Rats, 3.10.1530, in: Archiv der Hansestadt Lübeck, 7.1-3/22, Ordo Teutonicus 33; vgl. Schirren, Nr. 2005, 661. In der Urkunde ist lediglich allgemein von Privilegien, Freiheiten und der Wahl des Meisters die Rede.

<sup>266</sup> VOIGT, Zwölf Balleien (wie Anm. 39), S. 158f. Wahrscheinlich nach einem 1945 verloren gegangenen Ordensfolianten aus dem Staatsarchiv Königsberg.

<sup>267</sup> Instruktion des Hochmeisters für eine Gesandtschaft auf ein deutsches Landeskaptitel, 6.8.1447, in: StA Kgb, OBA 9373, Bl. 1r.



von Erlichshausen, dass ihm der Gehorsam entzogen sowie seine Macht, Herrlichkeit und Würde geschwächt wurde.<sup>268</sup> Nach der Aussage einer auf ein deutsches Landeskapiel beorderten preußischen Gesandtschaft hätte der Hochmeister den Kandidaten durchaus bestätigt, wenn die deutschen Brüder einen zweiten Anwärter gekürt hätten, selbst wenn dies nur ein einfacher Küchenmeister gewesen wäre.<sup>269</sup> In einer Wahlanzeige lässt sich ein bevorzugter Kandidat des deutschen Ordenszweiges bei den Wahlen der Jahre 1489 und 1515 aufzeigen.<sup>270</sup> Auch wenn für die livländische Ordensprovinz, insbesondere angesichts des Zungenstreits, ein solches Verfahren äußerst unwahrscheinlich ist, so deuten insbesondere die Wahlen von 1322, 1435 und 1438 darauf hin, dass unter besonderen Umständen die Mehrheitspartei ihren Willen durchaus durchsetzen konnte. Letztlich zeugt die im Privileg von 1528 anzutreffende Formulierung davon, dass die Kanzlei des Deutschmeisters kaum Kenntnisse über die livländischen Gewohnheiten besaß. Dies kann anhand der Konfirmation Hermann Hasenkamps 1533 besonders deutlich gezeigt werden.

Die bereits erwähnte livländische Gesandtschaft des Jahres 1528 eröffnete dem Deutschmeister zudem im Geheimen, dass die Gebietiger in Livland mit Zustimmung des Ordensmeisters einen *mayster bey lebendigen leyb des ytzigenn*, also einen Koadjutor, zu erwählen wünschten; Hermann Hasenkamp *uß dem stiffe munster geboren und herr Eberhard von Schuehern, ein westveling*, stünden hierzu zur Wahl.<sup>271</sup> In den Quellen verliert sich wohl aufgrund der Geheimhaltung die Spur über das geplante Vorhaben. In der Überlieferung tritt das Koadjutoramt erst Anfang der 1530er Jahre wieder in Erscheinung, als sich der Herzogssohn Johann von Münsterberg, der noch gar nicht in den Deutschen Orden eingetreten war, öffentlich darum bewarb und zahlreiche Fürsprecher wie Papst, Kaiser und Römischen König vorweisen konnte.<sup>272</sup> Als Gesandtschaften des Römischen

<sup>268</sup> Ebenda, Bl. 1v.

<sup>269</sup> Protokoll von Verhandlungen auf einem deutschen Landeskapiel, 1.–8.9.1447, in: StA Kgb, OBA 9385; vgl. auch die dazugehörige Instruktion OBA 9373, Bl. 1v.

<sup>270</sup> Landkomtore an Hochmeister, 12.6.1489, in: StA Kgb, OBA 17479; Protokolle der Kapitel und Gespräche des Deutschen Ordens im Reich (1499–1525), hrsg. von MARIAN BISKUP und IRENA JANOSZ-BISKUPOWA, Marburg 1991 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 41; Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, 3), Nr. 36.

<sup>271</sup> DOZA, Preu 421/10 Bl. 370r–371v (Regest: Wieser, Nr. 557). Die Lesung *Schuehern* ist unsicher. Wohl handelt es sich um Eberhard von Schüren (Katalog Ritterbrüder [wie Anm. 24], Nr. 785), sodass neben dem Landmarschall Hasenkamp der Hauskomtur von Riga zur Wahl stand. In der Instruktion der Gesandtschaft (DOZA, Liv 2, Bl. 185r–192v [Regest: Wieser, Nr. 548]) und auch in der Antwort des Deutschmeisters (DOZA, Liv 2, Bl. 193r–200v [Regest: Wieser, Nr. 549]) finden sich keine Hinweise auf dieses Vorhaben.

<sup>272</sup> Dazu LEONID ARBUSOW [D.J.]: Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland, Leipzig 1921 (Quellen und Studien zur Reformationsgeschichte, 3), S. 796–799; Empfehlungsschreiben des Kaisers, 22.11.1531, in: TLA, Bq 7, Bl. 5r–6v; des Römischen Königs, 17.2.1532 (Wieser, Nr. 841). Weitere Stücke zur

Königs und des Herzogs von Münsterberg bei Wolter von Plettenberg diesbezüglich vorstellig wurden, wählte man unverzüglich am 24. Juli 1532 den Landmarschall Hermann von Brüggenei genannt Hasenkamp zum Koadjutor, was jedoch geheim gehalten wurde.<sup>273</sup> Der Herzogssohn wurde mit dem Verweis auf die freie Meisterwahl sowie die mangelnde Erfahrung mit den komplexen Verhältnissen in Livland und dessen Nachbarländern abgewiesen,<sup>274</sup> was der Administrator des Hochmeisters begrüßte.<sup>275</sup> Zudem berief sich Plettenberg in der „Münsterbergischen Sache“ auf einen *vertrag* von Wolmar, der unter anderem beinhalte, *das niemant furstlichen stammes, graven noch freiberren, in unsern orden zue Leyfflandt uffgenommen werden soll*, wobei dies auch für die Stifte und damit ganz Livland gelte.<sup>276</sup> Ein solcher Vertrag war jedoch nicht nur dem Deutschmeister unbekannt,<sup>277</sup> sondern ist es bis heute. Eine zeitgenössische Abschrift des so genannten Koadjutorrezesses von 1532 lässt vermuten, dass es sich um eine Interpretation desselben handelt.<sup>278</sup>

„Münsterbergischen Sache“ im DOZA, siehe dazu die Regesten bei Wieser, S. 109-116.

<sup>273</sup> Herzog Albrecht von Preußen und Livland. Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten (1525–1534), bearb. von ULRICH MÜLLER; (1534–1540), (1540–1551), (1551–1557), bearb. von STEFAN HARTMANN, Köln u.a. 1996-2005 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz, 41, 49, 54, 57) (künftig HAL), hier (1534–1540), Nr. 597; Instruktion einer Gesandtschaft Karls von Münsterberg an den livländischen Meister, 12.5.1532 (Wieser, Nr. 856); Instruktion für einer Gesandtschaft des Römischen Königs an den livländischen Meister [1532] sowie die Antwort darauf, 31.7.1532 (Wieser, Nr. 868; AR III, Nr. 314); am 19.7. war die Gesandtschaft Münsterbergs beim Koadjutor des Erzbischofs von Riga. HAL (1525–1534), Nr. 289.

<sup>274</sup> So die Begründung im Schreiben an den Römischen König, in: DOZA, Liv 4/2, Bl. 62–69, hier 65r (Regest: Wieser, Nr. 881): *disse arme weitabgelegene lande zū Leifflandt, allhier am zwickell unnd ende des hayligenn Romischen reichs, der christenheit unnd teütscher nacienn gelegen, mith mannichfaltigenn aignenn sprachenn, inwendiglich auch sünst nach pürlich umgebenn, das sie durch die jenigenn, die darinn von jünger yugenth auffertzogenn lannd und leüthe, auch sünsth dere sprachenn gewonhait und sit-tenn bekanth unnd erfarenn (...)*. Fast gleichlautend an den Herzog von Münsterberg. Ebenda, Bl. 70-75 (Regest: Wieser, Nr. 883). Vgl. auch das Ablehnungsschreiben an den Papst und den Herzog von Münsterberg (Wieser, Nr. 882).

<sup>275</sup> Wieser, Nr. 886.

<sup>276</sup> DOZA, Liv 4/2, Bl. 108r-110v, hier 108-109r (Regest: Wieser, Nr. 930).

<sup>277</sup> Ebenda, Bl. 108v.

<sup>278</sup> DOZA, Liv 1, Bl. 180r-185v (Regest: Wieser, Nr. 844). Die Abschrift trägt die Überschrift: *Wolmarischer furtrag, dorinn die fursten, grafen und freybern ausgeschlossen werden*. Druck nach einer anderen Vorlage: AR III, Nr. 303. Ein Artikel der Abschrift aus dem DOZA hat am Rand folgenden Vermerk von zweiter Hand: *In diesem artigel werden fursten, grafen und freybern ausgeschlossen* (Bl. 182r). Es handelt sich dabei um einen Teil von Art. 5 der Edition Arbusows: *ock nemandes furstlichs standes (...) raden noch daden*. Am Ende der Abschrift ist zudem von derselben zweiten Hand vermerkt: *Diesen furtrag hat die ritterschaft des ertzstiftes Riga nebn andern mehr nicht bewilligen nach annemen wollen* (Bl. 185v). Zum Kontext des Koadjutorrezesses siehe HAL (1525–1534), Nr. 255, 256, 258, 260, 267 u. 269. Das evangelische

Mit der Koadjutorwahl erfolgte nun die Nagelprobe für den Deutschmeister und die Wahrung seiner Rechte als Ordensoberhaupt. Eine livländische Gesandtschaft, bestehend aus dem Vogt von Rositten und dem Kanzler des Meisters, berichtete wohl Anfang Juni 1533 in Mergentheim, dass der Landmarschall zum *successorem* erwählt, gekürt und angenommen worden sei. Sie bat um Unterstützung für dessen Belehnung mit den Regalien. Weder wurde um eine Bestätigung durch den Administrator nach der Instruktion gebeten noch ein zweiter Kandidat präsentiert.<sup>279</sup> Die am 9. Juni 1533 vom Administrator ausgestellte Bestätigung im Amt lässt zwar auf einen reibungslosen Ablauf schließen,<sup>280</sup> doch bestanden in Mergentheim offenbar Unklarheiten, wie die Konfirmation eines livländischen Meisters zu vollziehen sei. Rat dazu holte sich der Administrator bei Jobst Truchseß von Wetzhausen und Wilhelm Graf von Isenburg, die lange Zeit Ämter im preußischen Ordenszweig ausgeübt hatten.<sup>281</sup> Der Ratschlag des Grafen, den Cronberg als *alten Preuß* bezeichnete,<sup>282</sup> ist zwar nicht überliefert, jedoch wird aus dem Antwortschreiben von Jobst Truchseß die vom Deutschmeister aufgeworfene Frage ersichtlich, ob der künftige Meister bei der Konfirmation persönlich zugegen sein müsse. Jobst, der nach eigener Aussage Hermann Hasenkamp persönlich begegnet war und jenem die Eignung als künftigen Meister attestierte,<sup>283</sup> erachtete dies als nicht notwendig: Die livländischen Meister seien stets in Livland und seiner Ansicht nach auf die gleiche Art und Weise wie die Deutschmeister bestätigt worden. Mit Bestimmtheit berichtete er jedoch, dass der deutsche Ordenszweig dem Hochmeister zwei Kandidaten vorgeschlagen habe, woraus ersichtlich wird, dass von den „Livländern“ kein zweiter Kandidat für das Koadjutoramt präsentiert worden war.<sup>284</sup>

---

Bündnis von Wenden aus dem Jahre 1533 enthält hinsichtlich des Ausschlusses der Fürsten eine eindeutigere Bestimmung, AR III, Nr. 324, Art. 5.

<sup>279</sup> Undatierte Instruktion, in: DOZA, Liv 4/2, Bl. 103r-106v, hier 105r-v (Regest: Wieser, Nr. 953); Kredenz des livländischen Meisters auf die Gesandtschaft, 9.3.1533 (ebenda, Bl. 92; Wieser, Nr. 905). Zur Datierung siehe Wieser, Nr. 916. In der Instruktion wird der Administrator lediglich darum gebeten, sich die Wahl *gefallen [zu] lassen*. DOZA, Liv 4/2, Bl. 103r-106v, hier 106r.

<sup>280</sup> Urkunde des Administrators, 9.6.1533, in: Estnisches Nationalarchiv, Estnisches Historisches Archiv (*Rabvuserhiiv, Eesti Ajalooarhiiv*, künftig EAA, Tartu), Bestand 2069, Findbuch 2, Akte 448 (Regest: Schirren, Nr. 183). Das dazugehörige Konzept findet sich im StA Ludwigsburg, JL 425, Bd. 6 Qu. 48 (unpag.).

<sup>281</sup> Aufzeichnung des Kanzlers Gregor Spieß über die Konfirmationen von 1533 und 1541, 10.10.1541, in: StA Ludwigsburg, JL 425, Bd. 6 Qu. 86 (unpag.). Zu den Ämterlaufbahnen der beiden Befragten siehe HERRMANN, Walter von Cronberg (wie Anm. 247), S. 264, 267; BERNHART JÄHNIG: The List of Digintaries and Officials of the Teutonic Order in Prussia, in: The Teutonic Order in Prussia and Livonia (wie Anm. 14), S. 291-345, hier S. 337.

<sup>282</sup> So im Jahr 1531, Visitationen (wie Anm. 163) III, Nr. 255, S. 73.

<sup>283</sup> DOZA, Liv 4/2, Bl. 103r-106v, hier 105r-v (Regest: Wieser, Nr. 953); DOZA, Liv 6/2, Bl. 51r-54v, hier 51r (Regest: Wieser, Nr. 918).

<sup>284</sup> DOZA, Liv 6/2, Bl. 51r-54v (Regest: Wieser, Nr. 918).

Der Text der ausgestellten Konfirmation ist gegenüber den bekannten früheren Ausfertigungen wesentlich umfangreicher. So werden die gegen den Herzog von Münsterberg vorgebrachten Argumente aufgegriffen und Hermann Hasenkamp nicht nur Gottesfürchtigkeit, ein ehrenhafter Lebenswandel, hohe Vernunft und Geschicklichkeit bescheinigt, sondern betont, er sei *dartzu inn unserm orden zu Leyfflandt ufferzogen, der lande gelegenheit, wysenschaft und den anstossenden oberkaiten, auch den inwonern und underthanen woll bekannt*.<sup>285</sup> Diese Eigenschaften werden auch von der livländischen Gesandtschaft angepriesen, so dass die Gesandtschaft offenbar auf die inhaltliche Gestaltung der Konfirmation Einfluss nehmen konnte.

Die livländische Gesandtschaft erreichte am 8. Juli 1533 auch die Bestätigung des Koadjutors beim Römischen König,<sup>286</sup> nicht jedoch die Belehnung mit den Regalien. Dazu habe der Beweis über das Ableben des amtierenden Meisters oder dessen Amtsverzicht gefehlt.<sup>287</sup> Nach Rückkehr der Gesandtschaft nach Livland adressierten Wolter von Plettenberg und Hermann Hasenkamp im November 1533 jeweils Dankesschreiben an den Administrator für dessen Unterstützung und die Bestätigung des Koadjutors.<sup>288</sup> Die Bekanntgabe der Wahl – deren Geheimhaltung wird bei der „Wahlanzeige“ gegenüber dem Administrator explizit erwähnt – wurde jedoch erst auf dem Landtag von Fellin im Februar 1534 bekanntgegeben.<sup>289</sup> Hasenkamp bezeichnete sich selbst seit seiner Wahl bis zum Tode Plettenbergs am 28. Februar 1535 weiterhin lediglich als Landmarschall.<sup>290</sup> Einzig gegenüber dem Administrator Walter von Cronberg betitelte er sich direkt nach dem Erhalt der Konfirmation als *lantmarschalck, erwelter und confirmierter des meistertümbis zü Leifflandth*.<sup>291</sup> Ähnlich bezeichnete er sich erst wieder direkt nach dem Tode Plettenbergs am 3. und 9. März 1535.<sup>292</sup> Nach einem Bericht des Rigaer Ratssekretärs Johannes Lohmüller wurden am Tag vor der Eröffnung des Landtages zu Wolmar, die für den 14. März 1535 angesetzt war, der neue Meister Hasenkamp *uf sein stul gesatz*t

<sup>285</sup> Urkunde des Administrators (wie Anm. 280).

<sup>286</sup> RAS, Livonica I, vol. 39:1, Bl. 63v-64r (Exzerpt); Regest: Index (wie Anm. 21), Nr. 3506; Schirren, Nr. 2005, 674.

<sup>287</sup> RAS, Livonica I, vol. 39:1, Bl. 64v (Exzerpt); Regest: Index (wie Anm. 21), Nr. 3507; Schirren, Nr. 2005, 673.

<sup>288</sup> DOZA, Liv 4/2 Bl. 119r-122v (Regest: Wieser, Nr. 943); ebenda, Bl. 88 (Regest: Wieser, Nr. 945).

<sup>289</sup> AR III, Nr. 328, Art. 8f.

<sup>290</sup> AR III, Nr. 343.

<sup>291</sup> DOZA, Liv 4/2 Bl. 119r-122v, hier 120v (Regest: Wieser, Nr. 943).

<sup>292</sup> AR III, AR Nr. 344: *erwelter bolenter* [!] *meyster und lantmarschalck*; DOZA, Liv. 4/2, Bl. 135-136, hier 136r (Regest: Wieser, Nr. 995): *erwelter confirmerter und bestedigter meyster*. Nach Arbusow wurde beim ersten Stück zum Verschluss ein gelbes Siegel verwendet, was auf das Landmarschallsiegel hindeute. Der Landmarschall siegelte für gewöhnlich jedoch mit grünem Wachs. Siegel und Münzen (wie Anm. 95), S. 51f. In dem Brief aus dem DOZA ist hingegen eindeutig rotes Siegelwachs erkennbar, weshalb es sich um das Siegel des Meisters gehandelt haben dürfte.

sowie einige Gebietigerämter neu besetzt.<sup>293</sup> Mit den Regalien wurde der Meister schließlich am 26. April 1536 belehnt.<sup>294</sup>

Anlässlich der Wahl Hermann Hasenkamps werden erstmals weitere Insignien des livländischen Meisteramts in den Quellen genannt.<sup>295</sup> So bedankte sich Hasenkamp beim Erhalt der Konfirmation im Jahr 1533 für den Empfang der *andernn tzaichen unnser investierung*: einem *uffgelossenn ordenns mantell, kappenn unnd guldennn ringes myt eynem saffir*.<sup>296</sup> Jedoch bestand wie schon bei der Konfirmation innerhalb des deutschen Ordenszweiges Unklarheit über die Insignien eines livländischen Meisters. So erklärte der dazu befragte Landkomtur von Österreich, er habe bezüglich der Konfirmation eines Deutschmeisters lediglich Kenntnis von einem goldenen Ring mit einem Saphir, den er selbst in den Händen gehalten und der ungefähr einen Wert von 30 oder 40 Gulden habe. Von einem *convents mantel oder kappen*, welche offenbar die livländische Gesandtschaft einforderte, wisse er nichts. Ein solcher Mantel sei ihm weder aus Preußen noch Livland bekannt, er kenne lediglich den *zulossen* Mantel. Daher riet er dazu, einen solchen mit einer Kappe nach Livland zu übersenden, wie es folglich auch geschah.<sup>297</sup> Tatsächlich wurden bei der letzten Bestätigung eines Deutschmeisters durch einen Hochmeister im Jahr 1515 als Zeichen der Bestätigung lediglich ein Ring und eine Kappe übersandt.<sup>298</sup> Von einem Siegel, das im 13. und 14. Jahrhundert die wichtigste Insignie darstellte, ist hingegen an keiner Stelle mehr die Rede. Dies liegt wohl daran, dass mit der Etablierung der Investitur auf einem livländischen Landeskaptel zu Beginn des 15. Jahrhunderts das Siegel zur Konfirmation eines Meisters das Land nicht mehr verlassen hat.

Bei Meister Johann von der Recke (1549–1551) sind unverkennbar Parallelen zur Koadjutorwahl Hasenkamps zu erkennen. So riet bereits 1537 der Administrator des Hochmeisters dem livländischen Meister zur Wahl eines Koadjutors, da offenbar der Landgraf von Hessen diesbezügliche Pläne für einen seiner Söhne hege.<sup>299</sup> Anfang der 1540er Jahre hatte jedoch Herzog Albrecht von Mecklenburg für seinen Sohn ein Auge auf den Stuhl des

<sup>293</sup> HAL (1534–1540), Nr. 794.

<sup>294</sup> DOZA, Liv 1, Bl. 186r–187v (Abschrift) (Wieser, Nr. 1039); vgl. Schirren, Nr. 2005, 686 und 706; RICHARD HAUSMANN: Über das Verhältnis des livländischen Ordens zum Römisch-deutschen Reiche im 16. Jahrhundert, in: Baltische Monatschrift 63 (1907), S. 1–20, hier S. 13 (nach einer Abschrift aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien).

<sup>295</sup> Siehe dazu HERMANN VON BRUININGK: Die Investitur-Insignien der livländischen Meister: Ordensmantel, Conventskappe und Fingerring, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands 1886, Riga 1887, S. 23–26.

<sup>296</sup> DOZA, Liv 4/2 Bl. 119–122, hier 119v (Regest: Wieser, Nr. 943).

<sup>297</sup> DOZA, Liv 6/2, Bl. 51r–54v, hier Bl. 52r–52v (Regest: Wieser, Nr. 918).

<sup>298</sup> Antwort des Hochmeisters auf vorgebrachte Anliegen der deutschen Landkomture, 6.6.1511, in: StA Kgb, OBA 20511.

<sup>299</sup> DOZA, Preu. 421/8, Bl. 225 (Regest: Wieser, Nr. 1095).

livländischen Meisters geworfen.<sup>300</sup> Initialzündung für die Wahl eines Koadjutors war dieses Mal ein Ansinnen des Kaisers, der Meister Hasenkamp *hefftiglich* ersuchte, den Mecklenburger als künftigen livländischen Meister aufzunehmen. Als Reaktion darauf wurde am 16. Mai 1541 mit Johann von der Recke, dem Komtur von Fellin, ein Koadjutor aus den eigenen Reihen gewählt.<sup>301</sup> Des Weiteren erklärte Meister Hasenkamp am folgenden Tag seinen freiwilligen Rücktritt und die Übertragung des Meisteramts an den Erwählten.<sup>302</sup> Aus der bisherigen Darstellung lässt sich bereits erahnen, dass dies allein aus dem Grund geschah, um für den neu gewählten Koadjutor unverzüglich die Belehrung mit den Regalien zu erreichen. Die Überlieferung lässt keinen Zweifel an diesem taktischen Manöver erkennen, denn Hasenkamp führte als Meister weiterhin uneingeschränkt die Regierungsgeschäfte. Nach der Bestätigung des Koadjutors durch den Administrator am 6. Oktober 1541<sup>303</sup> – um Konfirmation wurde dieses Mal ausdrücklich gebeten<sup>304</sup> – erfolgte am 18. Februar 1542 die Belehrung mit den Regalien durch den Römischen König Ferdinand in Speyer.<sup>305</sup> Die Koadjutorwahl scheint erneut geheim gehalten worden zu sein, denn der Erzbischof von Riga war im April des Jahres 1543 im Unklaren darüber, weshalb der Meister erneut mit den Regalien belehnt worden war.<sup>306</sup> Zudem ist Johann von der Recke in den Jahren 1541 bis 1543 ausschließlich als Komtur von Fellin belegbar.<sup>307</sup> In welchem Zusammenhang die Koadjutorwahl inner- und außerhalb Livlands kommuniziert worden ist, wurde für den hier vordergründig interessierenden Sachverhalt nicht weiter recherchiert. Am 18. Juni 1544 bezeichnete sich Johann von der Recke erstmals als *erwelter unnd bolenter coadiutor des meisterampts tho Lyfflande*

<sup>300</sup> Siehe dazu die Schriftstücke in Schwerin, Mecklenburgisches Landeshauptarchiv (künftig MLHA Schwerin), 02.11–02/1, 1009, Bl. 32r–42v, insbesondere livländischer Meister an Herzog von Mecklenburg, 18.6.1540, ebenda, Bl. 32f.

<sup>301</sup> DOZA, Liv 6/2, Bl. 60r–62v, hier Bl. 60 (Regest: Wieser, Nr. 1242); Datierung nach ebenda, Bl. 63r–64v (Regest: Wieser, Nr. 1239). Vgl. dazu einen an Herzog Albrecht verfassten Bericht eines Hofdieners des Erzbischofs vom 21.5.1541, wonach sich etliche Gebietiger in Wenden versammelt hätten, darunter der Landmarschall und die Komture von Fellin und Reval. HAL (1540–1551), Nr. 1113.

<sup>302</sup> DOZA, Preu 407/1, S. 107r–110v (Regest: Wieser, Nr. 1216).

<sup>303</sup> 1541 Okt 6 (zeitgenössische Abschrift), in: StA Ludwigsburg, JL 425, Bd. 6 Qu. 86, ad Qu. 86 Nr. 10 (unpag.); Schirren, Nr. 2005, 709.

<sup>304</sup> DOZA, Liv 6/2, Bl. 60r–62v, hier Bl. 60r (Regest: Wieser, Nr. 1216). Zudem wird wie bei Hasenkamp die Eignung Johanns von der Recke betont, z.B. dass er von Wolter von Plettenberg in Amtsgeschäften *ufferzogen worden* sei (DOZA, Liv 6/2 Bl. 70r–73v, hier 73v; Regest: Wieser, Nr. 1240).

<sup>305</sup> HAUSMANN, Verhältnis des livländischen Ordens (wie Anm. 294), S. 13.

<sup>306</sup> HAL (1540–1551), Nr. 1207.

<sup>307</sup> TLA, BB 52 VI, Bl. 105–112. Letztmals als ausschließlich Komtur von Fellin ist er am 14.7.1543 nachweisbar. Livländische Güterurkunden, Bd. II, hrsg. von HERMANN VON BRUININGK, Riga 1923; Bd. III, hrsg. von KLAUS NEITMANN (*in Vorbereitung*) (künftig LGU), hier II, Nr. 945.

*und cumptuer tho Vellin.*<sup>308</sup> Nach dem Tod Hermanns von Brüggenei am 4. Februar 1549<sup>309</sup> berichtete von der Recke bereits am 9. Februar aus Wenden von der Übernahme der Amtsgeschäfte<sup>310</sup> und verschloss am nächsten Tag einen Brief mit dem meisterlichen Sekretsiegel.<sup>311</sup> Eine gesonderte Einsetzung durch die Gebietiger hat demnach wohl nicht stattgefunden.

Nach dem Tod Johanns von der Recke am 18. Mai 1551<sup>312</sup> in Fellin wurde Heinrich von Galen (1551–1557) Mitte Juni in Wenden zum Meister gewählt.<sup>313</sup> Womöglich aufgrund der verhältnismäßig kurzen Amtszeit seines Vorgängers war er zuvor nicht zum Koadjutor gewählt worden.<sup>314</sup> Bereits am 20. Juni urkundete Heinrich als livländischer Meister.<sup>315</sup> Am 22. Juni unterrichtete er die Regenten des Stifts Dorpat aus Wenden über seine *einbellig[e] wahl* und am 29. Juni beglückwünschte der Rigaer Rat den Meister zur Wahl und Einsetzung.<sup>316</sup> Investitur und Wahl wurden demnach gleichzeitig vollzogen. Der Administrator wurde erst am 28. Juni über den Tod des Meisters und die Wahl Heinrichs von Galen unterrichtet und mittels einer Gesandtschaft um Unterstützung zur Erlangung der Regalien gebeten, nicht jedoch um Konfirmation.<sup>317</sup> Letzteres wurde im Antwortschreiben des Administrator bemängelt, denn *von rechts und alts herkommen und gewonheit* gebührt es sich, ihn zuerst *umb verliedung und confirmation der wahl anzusuchen*, wie es in den Jahren 1533 und 1541 geschehen sei. Er bewertete dies jedoch als *vergesennheit der canzelei* und konfirmierte

<sup>308</sup> LGU II, Nr. 999. Vgl. Tiburtius [Widdenberg] an Herzog v. Mecklenburg, 11.7.1544, in: MLHA Schwerin, 02.11–02/1, 1009, S. 40–42.

<sup>309</sup> Siegel und Münzen (wie Anm. 95), S. 48 (nach der noch heute in der Johanniskirche in Cēsis anzutreffenden Grabplatte). Nach Kenntnis des Erzbischofs von Riga wurde er am 8. Februar beigesetzt. HAL (1540–1551), Nr. 1468/1. Ein Textzeuge (Sigle u1) der so genannten Kleinen Meisterchronik nennt als Todestag den 5.2., morgens um fünf Uhr. CARL SCHIRREN: Fortgesetzte Mittheilung kleiner livländischer Chroniken, in: Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands 8 (1861), S. 266–283, hier S. 282.

<sup>310</sup> Livländischer Meister an Erzbischof Riga, in: RAS, Livonica I, vol. 9:1, Bl. 13v–14v; Livländischer Meister an alle Gebietiger, 10.2.1549, in: ebenda, Bl. 56.

<sup>311</sup> Livländischer Meister an Reval, in: TLA, BB 24 V, Bl. 7.

<sup>312</sup> Chronologie (wie Anm. 21), S. 111. Der Todestag, Montag nach Pfingsten, wird erwähnt in: DOZA, Liv 3/2, Bl. 80–81 (Regest: Wieser, Nr. 1600); ebenfalls in einem Schreiben des Administrators an den Statthalter der Ballei Franken, 30.6.1551, DOZA, Liv 21/3, Bl. 217–218 (Regest: Wieser, Nr. 1604). Nach einem bislang unbekanntem Textzeugen der Kleinen Meisterchronik starb Johann hingegen am 19.5. (Dienstag nach Pfingsten) in Fellin und wurde in der Kirche begraben. Catalogus der herrn meistere in Liflandt van anfangen, in: Archiv der Hansestadt Lübeck, ASA Externa, Borussia 1 (unpag.).

<sup>313</sup> SCHIRREN, Fortgesetzte Mittheilung (wie Anm. 308), S. 282, gibt den 15. Juni als Tag der Wahl an.

<sup>314</sup> Vgl. SCHWARTZ, Wahlen (wie Anm. 4), S. 467.

<sup>315</sup> LGU III, Nr. 319.

<sup>316</sup> RAS, Livonica I, vol. 9:2, Bl. 76r; ebenda, Livonica I, vol. 15 (zum Datum 29.6.1551).

<sup>317</sup> DOZA, Liv 6/1, Bl. 106r–107v (Regest: Wieser, Nr. 1601). Der Administrator hatte jedoch bereits Kenntnis vom Tod Johanns von der Recke (Wieser, Nr. 1603).

auf Bitte des livländischen Gesandten, dessen Eigeninitiative er zu entschuldigen bat, den neuen Meister am 29. Dezember 1551.<sup>318</sup> Mit der Konfirmation und einem Empfehlungsschreiben des Administrators zog die Gesandtschaft vor den Kaiser,<sup>319</sup> der am 22. Januar 1552 Heinrich von Galen mit den Regalien belehnte.<sup>320</sup>

Der letzte livländische Meister bzw. Koadjutor, der vom Administrator konfirmiert wurde, war Wilhelm von Fürstenberg (1557–1559). Nach seiner Wahl zum Koadjutor am 15. März 1556 baten er und der Meister, anders als noch 1551, den Administrator um die Bestätigung im Amt.<sup>321</sup> Diese erfolgte am 16. Juli 1556.<sup>322</sup> Knapp einen Monat später wurde Wilhelm von Fürstenberg am 13. August 1556 vom Römischen König Ferdinand mit den Regalien belehnt und unmittelbar nach dem Tod Heinrichs von Galen Ende Mai 1557 begegnet er bereits als livländischer Meister.<sup>323</sup> Die Koadjutorwahl Fürstenbergs unterscheidet sich von vorherigen Wahlen insofern, als sich an ihr ein handfester Konflikt innerhalb des livländischen Ordenszweig entzündete: Der amtierende Landmarschall Jasper von Munster lehnte diese Wahl nicht nur ab, sondern beanspruchte die Nachfolge im Meisteramt für sich selbst.<sup>324</sup> Seine Amtsenthebung und Flucht nach Preußen verdeutlichen die besonderen Umstände dieser Wahl genauso anschaulich wie dessen

<sup>318</sup> DOZA, Liv 6/2, Bl. 88r-95v, Zitat 91v (Regest: Wieser, Nr. 1637). Konzept der Konfirmationsurkunde, 29.12.1551, in: StA Ludwigsburg, JL 425 Bd 7 Qu. 33, ad Qu. 33 (unpag.). Bei dieser Konfirmation werden ebenfalls Insignien genannt, siehe BRUININGK, Investitur-Insignien (wie Anm. 295), S. 24f. (nach u.a. Hoch- und Deutschmeister an Hauskomtur von Nürnberg, 4.2.1552, in: StA Ludwigsburg, JL 425, Bd 7 Qu. 33, ad Qu. 33 Nr. 14). Ob die Bitte um Konfirmation 1533 jedoch tatsächlich erfolgte, ist nicht überliefert. Es scheint sich daher eher um ein hervorgesobenes Argument des Administrators zu handeln.

<sup>319</sup> DOZA, Liv 6/2, Bl. 93r-94r.

<sup>320</sup> RAS, Livonica I, vol. 39:1, Bl. 72r-73r (Abschrift); Schirren, Nr. 2005, 746.

<sup>321</sup> DOZA, Preu 407, S. 173-176 (Regest: Wieser, Nr. 1788); ebenda, S. 177-180 (Regest: Wieser, Nr. 1789). Das Datum der Wahl überliefert in HAL (1551-1557), Nr. 1910/5.

<sup>322</sup> RAS, Utländska pergamentsbrev. Estland och Livland, 1556 18/7 (Regest: Schirren, Nr. 199).

<sup>323</sup> Ebenda, 1556 13/8 (Regest: Schirren, Nr. 200); Livländischer Meister an Reval, 31.5.1557, in: TLA, BB 24 VII, Bl. 7f. Galen starb zwischen dem 23. und 30.5.1557 (Chronologie [wie Anm. 21], S. 116).

<sup>324</sup> Dazu das Memorial Jaspars von Munster über das Sukzessionsrecht des Landmarschalls, HAL (1551-1557), Nr. 1910/1. Vgl. auch eine Äußerung Wilhelms von Brandenburg aus dem Jahre 1555, wonach nach dem Tode des amtierenden Meisters entweder Wilhelm von Fürstenberg (Komtur von Fellin) oder Christoph Neuhof genannt Ley (Komtur von Goldingen) zum neuen Meister gewählt werden würde und diese danach beabsichtigen, den Landmarschall Jasper von Munster auszuschalten. Ebenda, Nr. 1660/1. Zum Landmarschall siehe JUHAN KREEM: Netzwerke um Jasper von Munster. Der Deutsche Orden während der livländischen Koadjutorfehde im Jahre 1556, in: *Ordines militares* 19 (2014), S. 73-86; JOHANNES A. MOL: Traitor to Livonica? The Teutonic Order's Landmarshal Jasper van Munster and his Actions at the Outset of the Livonian Crisis, 1554-1556, in: ebenda, S. 205-240.



in Königsberg gedruckte Verteidigungsschrift.<sup>325</sup> Dieser Konflikt macht deutlich, dass der Landmarschall vom Koadjutor als wichtigster Ordensbruder neben dem Meister verdrängt worden war.<sup>326</sup> Dass die Gebietiger um das Amt des Koadjutors rivalisierten, zeigte sich bereits bei der Wahl von 1541, da Heinrich von Galen, damals Landmarschall, das Amt gerne angetreten hätte. Interesse zeigte 1541 ebenfalls der Vetter des Administrators, Wilhelm von Fürstenburg, der jedoch für den König von Polen nicht vermittelbar gewesen wäre. Die Wahl fiel deshalb auf Johann von der Recke, was sich somit als Kompromiss interpretieren lässt.<sup>327</sup> Darauf deutet ebenso hin, dass, anders als ansonsten üblich, nicht von Einträchtigkeit die Rede war, sondern von einem Vergleich.<sup>328</sup> Ein Kompromisskandidat ist wohl an sich nichts Außergewöhnliches, ein solcher war Wilhelm von Fürstenburg bei seiner Wahl 1556 aber sicherlich nicht.

Bei der Wahl Gotthard Kettlers (1559–1562) zum Koadjutor im Jahre 1558 wurden erneut innere Zerwürfnisse innerhalb der Gemeinschaft deutlich. Dabei ging es insbesondere um die Frage der außenpolitischen Ausrichtung des livländischen Ordenszweiges, wovon die Koadjutorwahl wohl entscheidend beeinflusst wurde.<sup>329</sup> Besonders hervorzuheben bei der Wahl

<sup>325</sup> VD 16 M 6642: Warhaftiger kurtzer und wolgegruendter bericht des Ehrwürdigen hochachtbaren und Ehrenuesten herzen Caspar von Muenster Teutsches Ordens Landmarschalchs zu Leyfflandt, Königsberg 1556. Abgedruckt in den Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands 10 (1865), S. 143–160.

<sup>326</sup> Z.B. bei: Wolmarer Abschied von 1546 (siehe Anm. 342); Vidzemes tiesibu vēstures avoti 1336.–1551. g. [Quellen zur Rechtsgeschichte Livlands 1336–1551], hrsg. von ARVEDS ŠVĀBE, Riga 1941 (Latvijas vēstures avoti, 7), Nr. 187. Besonders anschaulich wird die Stellung des Koadjutors 1547, als er die Privilegien Rigas bestätigte. LVVA, 8/8(Capsula d)/22 (Teilabdruck in: ebenda, Nr. 208).

<sup>327</sup> DOZA, Liv. 6/2, Bl. 70r–73v (Regest: Wieser, Nr. 1240).

<sup>328</sup> DOZA, Liv 6/2, Bl. 60r–62v, hier 60r (Regest: Wieser, Nr. 1242): (...) *so hat [Hasenkamp] die jhennen, so zu der wael eins maisters geborten, beruffen und sich mit inen einhelliglich verglichen.*

<sup>329</sup> Darauf deuten zwei in der Forschung offenbar bislang nicht berücksichtigte Dokumente hin: die in Anm. 330 genannte Urkunde sowie das Transsumpt des Königs von Polen über einen ausgestellten Bündnisvertrag, den Gotthard Kettler ausgehandelt hat, 11.4.1559, in: LVVA, 554/1/11. Ebenfalls unbekannt blieb der Forschung eine Quelle in St. Petersburg, auf die Aleksandr Rogačevskij hinwies, und die die von einem Ordenskapitel vollzogene Übertragung des Meisteramts von Fürstenberg auf Kettler dokumentieren soll. ALEXANDER ROGATSCHEWSKI: Baltische Staats- und Rechtsgeschichte des 13. bis 18. Jahrhunderts in den Handschriftensammlungen von St. Petersburg, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 145/146 (2009/2010), S. 217–280, hier S. 254. Die Urkunde (?) datiert auf den 22.2.1559 und trägt die Signatur: Archiv des St. Petersburger Instituts für Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften, westeuropäische Abteilung, Sammlung 33, Nr. 483, Bl. 79. Zitiert nach DMITRIY WEBER: Quellen zur Geschichte des Deutschen Ordens aus St. Petersburg, in: Editions-wissenschaftliches Kolloquium: Quelleneditionen zur Geschichte des Deutschen Ordens und anderer geistlicher Editionen, hrsg. von HELMUT FLACHENECKER, KRZYSZTOF KOPIŃSKI und JANUSZ TANDECKI, Toruń 2017 (Publikationen des deutsch-polnischen Gesprächskreises für Quelleneditionen, 9), S. 97–108.

Ketters ist die dazu in Wenden ausgestellte Urkunde vom 23. Juli 1558.<sup>330</sup> Auffällig ist, dass eine solche Urkunde seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, als noch zwei Kandidaten gewählt worden waren, nicht mehr ausgefertigt worden war. Das Bedürfnis nach Schriftlichkeit bzw. einer gesonderten Legitimation ließe sich als Kennzeichen einer Konfliktsituation innerhalb der Gemeinschaft interpretieren.<sup>331</sup> Die inneren Konflikte bei der Wahl Ketters und womöglich auch Fürstenbergs sind für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit nebensächlich. Vielmehr ist von Interesse, dass Ketter weder eine Bestätigung des Administrators noch eine Belehnung mit den Regalien einholte, was womöglich den Umständen des Livländischen Krieges (1558–1583) geschuldet ist.<sup>332</sup>

Für die letzte Episode der livländischen Meisterwahl ist festzuhalten, dass der livländische Ordenszweig seit dem Abfall des Hochmeisters das Meisteramt ohne die Konsultation des kommissarischen Ordensoberhauptes besetzen konnte, wie es sich bereits bei Wolter von Plettenberg angedeutet hatte. Dass dennoch die Konfirmation und Bestätigung durch den Administrator und Deutschmeister erworben wurde, hat wohl weniger damit zu tun, dass dieses Verfahren im Privileg über die Meisterwahl von 1525 explizit festgehalten worden war. Vorrangig lässt es sich darauf zurückführen, dass auf die Konsultation des Administrators angesichts seiner Stellung im Beziehungsgeflecht des Reiches in Angelegenheiten des Deutschen Ordens nicht verzichtet werden konnte.<sup>333</sup> Für die Ausübung der Regierungsgeschäfte in Livland hatte die Konfirmation jedoch keinerlei Bedeutung. Auch wenn der livländische Ordenszweig wohl keinerlei Ambitionen hegte, die Gesamtkorporation des Deutschen Ordens nach dem Verlust Preußens einer weiteren Schwächung zu unterziehen, wird deutlich, dass es sich de facto um zwei eigenständige Ordenszweige handelte, die institutionell nur sehr locker miteinander verbunden waren. Dies verdeutlicht der Umstand, dass Heinrich von Galen zum Zeitpunkt seiner Wahl dem Administrator völlig unbekannt war,<sup>334</sup> obwohl er bereits ein hohes Alter erreicht hatte.<sup>335</sup> Die lockere Verbindung lässt sich auch daran erkennen, dass die livländische Ordensprovinz ohne erkennbaren Protest das vom Deutschmeister ausgestellte Privileg von 1528 über die

---

<sup>330</sup> LVVA, 554/1/10. Ausgestellt und besiegelt wurde die Urkunde vom Meister, dem Landmarschall, den Komturen von Goldingen, Marienburg und Dünaburg sowie den Vögten von Kandau und Grobin. Die Urkunde weist einen Wasserschaden auf. Die Schrift ist stark verblasst. Die Siegel sind teils stark fragmentiert, teils beschädigt oder fehlen gänzlich.

<sup>331</sup> Vgl. KREEM, Innere Voraussetzungen (wie Anm. 11), S. 99.

<sup>332</sup> Ebenda; HAUSMANN, Verhältnis des livländischen Ordens (wie Anm. 294), S. 13.

<sup>333</sup> So wird in der Bestätigung Hasenkamps durch den Römischen König die Konfirmation durch den Administrator explizit erwähnt (RAS, Livonica I, vol. 39:1, Bl. 63v–64r).

<sup>334</sup> DOZA Liv 6/2, Bl. 88–95, hier 92v (Regest: Wieser, Nr. 1637).

<sup>335</sup> Nach einem unbekanntem Autor war Heinrich von Galen 1552 ungefähr 80 Jahre alt. HAL (1551–1557), Nr. 1545.

Meisterwahl hinnahm, obwohl dieses im Vergleich mit demjenigen von 1525 weniger Vorrechte gewährte. Ebenso sind nur zögerliche Bemühungen der livländischen Ordensführung sichtbar geworden, das Privileg Albrechts von Brandenburg-Ansbach vom Administrator bestätigen zu lassen. Wie die geschilderten Wahlen des 16. Jahrhunderts verdeutlichen, war eine solche Privilegienbestätigung praktisch auch gar nicht notwendig, denn das von den „Livländern“ praktizierte Wahlverfahren erregte keinen sichtbaren Widerstand in Mergentheim. Dass das Privileg von Albrecht von Brandenburg-Ansbach das ungleich bedeutendere war, wird bei der Ablehnung des Herzogs von Münsterberg erkennbar, denn der livländische Meister stützte sich bei seiner Argumentation ausschließlich auf eben dieses Privileg.<sup>336</sup>

Unübersehbar ist für die Wahlen des 16. Jahrhunderts die Anknüpfung Livlands an das Reich.<sup>337</sup> Die Bestrebungen einzelner Fürstenhäuser, nachgeborene Söhne an der Spitze des Deutschen Ordens in Livland zu installieren, ist ein Sinnbild dieser Entwicklung, die ebenfalls bei den anderen geistlichen Landesherrschaften beobachtet werden kann (z.B. Wilhelm von Brandenburg-Ansbach, Herzog Magnus von Holstein). Die Koadjutorwahlen der Jahre 1533 und 1541 sind auf solche Ambitionen zurückzuführen. Anschaulich wird dies im Zuge der Bekanntmachung der Koadjutorwahl auf dem Landtag von Fellin im Jahr 1534, auf dem die Befürchtung laut wurde, ein ausländischer Fürst könnte dem Vorbild Albrechts von Brandenburg-Ansbach folgen und in Livland ein weltliches Herzogtum errichten.<sup>338</sup> Die livländischen Landesherren waren im Laufe des 16. Jahrhunderts um die Installierung von Sicherheitsmechanismen bemüht, um landfremde Fürsten aus dem Land fernzuhalten, was jedoch nur mäßigen Erfolg zeitigte.<sup>339</sup> Neben dem bereits erwähnten Koadjutorrezess ist eine am 4. Mai 1541, wenige Tage vor der Koadjutorwahl Reckes, ausgefertigte Urkunde des postulierten Bischofs von Kurland Johann von Münchhausen hervorzuheben, der im Namen Kaisers Karl V. urkundete, *dath keyner inn desse lande, von bütenlendesschen ader sunsth, tho eynem regerenden hovevede dusser lande, edth geschee denne midth Rat, Wissen und Willen des livländischen Meisters und des livländischen Ordenszweiges und anderen, den es gebordt, (...) postulert, eligeret, accepteret, upp ader abngenhommenn werde.*<sup>340</sup> Ein im Februar 1542 vom Römischen König Ferdinand verliehenes Privileg für den Deutschen Orden in Livland präziserte diesbezüglich, dass die

<sup>336</sup> DOZA, Liv. 4/2, Bl. 62r-69, hier Bl. 66r (Regest: Wieser, Nr. 881).

<sup>337</sup> Dazu z.B. MADIS MAASING, Livland und die Reichstage (wie Anm. 257).

<sup>338</sup> Albrecht und Livland (1534–1540), Nr. 597.

<sup>339</sup> Zum Kontext der ablehnenden Haltung gegenüber ausländischen Fürsten siehe KLAUS NEITMANN: Ein Franke an den „weit entlegenen Enden der Christenheit“. Erzbischof Wilhelm von Riga zwischen „inländischen“ und „ausländischen“ Herrschaftspersonal, in: Livland – eine Region am Ende der Welt (wie Anm. 15), S. 141–181, hier S. 148ff.

<sup>340</sup> RAS, Utländska pergamentbrev. Estland och Livland, 1541 4/5 (Regest: Schirren, Nr. 187).

Besetzung der livländischen Stifte mit dem livländischen Ordenszweig zu vollziehen sei.<sup>341</sup> Zumindest juristisch hatte sich der livländische Ordenszweig gegen einen landfremden Fürsten abgesichert, wobei zu dem Kanon dazugehöriger Bestimmungen noch der Wolmarer Abschied von 1546<sup>342</sup> zu zählen ist, der gewichtigste Beschluss der livländischen Landesherrn zur Abwehr ausländischer Fürsten.<sup>343</sup>

Von den Koadjutorwahlen Hermann Hasenkamps und Johanns von Recke sind diejenigen von Wilhelm von Fürstenberg und Gotthard Kettler zu unterscheiden, da sich in ihnen Auseinandersetzungen innerhalb der Gemeinschaft widerspiegeln, insbesondere persönliche Ambitionen und Animositäten. Dies wird ebenso dadurch deutlich, dass die Wahl im Falle der beiden Letztgenannten nicht geheim gehalten wurde. Auch wenn ein Ansuchen des letzten livländischen Meisters Gotthard Kettlers um Konfirmation wohl aufgrund der politischen Umstände nicht erfolgte, so steht dieses Ausbleiben sinnbildlich für die Eigenständigkeit des livländischen Ordenszweiges im 16. Jahrhundert.

<sup>341</sup> In zwei bekannt gewordenen Abschriften überliefert: Kopenhagen, Rigsarkivet, Tyske Kancelli, Udenrigske Afdeling, 301 67-1. Karton, 1542 Febr. [27]); DOZA, Liv 4/2, fol. 327r-330v (Regest: Wieser, Nr. 1278); vgl. dazu Schirren, Nr. 2005/717; DOZA, Liv 1, Bl. 247r-248v (Regest: Wieser, Nr. 1279).

<sup>342</sup> Bislang lediglich in einem Druck des 18. Jahrhunderts zugänglich: *Liefländische Urkunden, welche Herr Heinrich von Tiesenhausen der ältere, seiner zu Berson im Jahre 1575 vollendeten und handschriftlich hinterlassenen Geschlechts-Deduction beygefüget hat* [hrsg. von HEINRICH JOHANN LIEVEN], in: *Neue Nordische Miscellaneen*, Bd. 7/8, hrsg. von AUGUST WILHELM HUPEL, Riga 1794, S. 227-354, hier Nr. 18; Varianten einer Königsberger Abschrift bei Urkunden zur älteren Geschichte Riga's, hrsg. von CARL EDUARD NAPIERSKY, in: *DERS., Riga's ältere Geschichte in Uebersicht, Urkunden und alten Aufzeichnungen*, Riga und Leipzig 1844 (*Monumenta Livoniae Antiquae*, 4), S. CXXXVII-CCCIII, Nr. 166; vgl. dazu das Regest HAL (1540-1551), Nr. 1342. In den jeweiligen Vorlagen des Drucks und des Regests fehlen offenbar die Zeugen und die Siegelnden. Drei Abschriften des Wolmarer Rezesses befinden sich im Deutschordenszentralarchiv (Wieser, Nr. 1385; dazu ist eine Signatur richtig zu stellen: DOZA, Varia 506, Bl. 1r-8v), eine weitere in MLHA Schwerin, 02.11-02/1, 1009, Bl. 55r-62v. Weitere Textzeugen sind zu erwarten. Wie die so genannte Koadjutorfehde verdeutlicht, konnte der Wolmarer Abschied die Ankunft eines Fürsten in Livland nicht verhindern. Zur Fehde MADIS MAASING: *Saare-Lääne ja koadjuutorivaenused: keskaegse Liivimaa viimased kodusõjad* [Die wickische Fehde und die Koadjutorfehde: die letzten Bürgerkriege im mittelalterlichen Livland], in: *Ajalooline Ajakiri*, 2010, Nr. 2 (132), S. 115-151; STEFAN HARTMANN: *Neue Quellen zur livländischen Koadjutorfehde 1555/56: Mit einer Darstellung der livländischen Koadjutorfehde bis zur Gefangennahme Erzbischof Wilhelms in Kokenhusen im Spiegel der Regesten des Herzoglichen Briefarchivs und der neu aufgefundenen Quellen*, in: *Aus der Geschichte Alt-Livlands. Festschrift für Heinz von zur Mühlen zum 90. Geburtstag*, hrsg. von BERNHART JÄHNIG und KLAUS MILITZER, Münster 2004 (*Schriften der Baltischen Historischen Kommission*, 12), S. 275-306.

<sup>343</sup> NEITMANN, *Eine Franke* (wie Anm. 339), S. 151.

### *Fazit*

Die unterschiedlichen Perioden der livländischen Meisterwahlen sind von sich jeweils ändernden strukturellen Rahmenbedingungen gekennzeichnet, die sich mit den wechselnden Standorten der Ordensleitung verknüpfen lassen. Nachdem zunächst im 13. Jahrhundert in der Regel ein im Reich bestimmter Meister nach Livland entsandt worden war, entwickelte der livländische Ordenszweig im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts eine sich stetig steigende Eigenständigkeit, die, als sich das Haupthaus in Venedig befand, im Erwerb eines eigenen Wahlrechts gipfelte. In den 1320er Jahren und während der beginnenden Etablierung des Hochmeistertums in Preußen kam es wohl zu einer stärkeren Einflussnahme der nun auf der Marienburg residierenden Ordensführung, die sich jedoch nicht eindeutig bemessen lässt. Dass Einfluss genommen wurde, verdeutlicht die Parteibildung unter den livländischen Brüdern am Ende des 14. Jahrhunderts,<sup>344</sup> die aufgrund des Katalysators der Schlacht von Tannenberg 1410 in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in den Zungenstreit mündete. Nachdem sich die westfälische Mehrheitsfraktion im Zusammenspiel mit den Deutschordensbrüdern im Reich aus der preußischen „Umklammerung“ gelöst hatte, konnten die „Livländer“ im Zuge der stetig absinkenden Stellung des Hochmeisters und des preußischen Ordenszweiges eine weitestgehend von Königsberg unabhängige Wahl etablieren. Nach dem Abfall Preußens und dem Aufbau einer neuen Ordensleitung in Mergentheim war der livländische Ordenszweig nahezu vollkommen eigenständig. Die Interessen des livländischen Ordenszweiges sowie ganz Livlands im Reich haben jedoch dazu beigetragen, dass eine Verbindung zur Ordensführung in Mergentheim bis zum Untergang der Ordensherrschaft in Livland bestehen blieb.

Zu betonen ist, dass ein streng geregeltes Verfahren, wie ein Meister zu bestimmen sei, nicht existierte, wie die immer wieder begegnenden Variationen im *Procedere* verdeutlichen. Es konnte sogar vom einem zu einem bestimmten Zeitpunkt praktizierten Wahlmodus deutlich abgewichen werden. Insgesamt steht das Wahlverfahren für den livländischen Meister aber stellvertretend für die Verselbstständigung des livländischen Ordenszweiges, zugleich aber auch für eine der tiefsten Krisen der Gemeinschaft im 15. Jahrhundert. Es stellt somit einen bedeutenden Indikator dar, um das Verhältnis der Ordensprovinz Livland zu den wechselnden Ordenszentralen zu beschreiben und zu bewerten.

---

<sup>344</sup> NEITMANN, Grafschaft Mark (wie Anm. 6), S. 86f. und 186, beobachtet die Anfänge der Parteibildung unter dem Meister Wennemar von Brüggenei (1389–1401).

SUMMARY

---

*The Election of the Livonian Master: An Indicator for the Relations between the Centre and the Province within the Teutonic Order*

The question of the election practices of the Livonian masters has been raised quite often in research works that aim to describe the relationship between the Livonian branch of the Teutonic Order and the Order's centre. Philipp Schwartz's analysis from the 19<sup>th</sup> century, in which he argues that the Livonian branch acquired the right to choose its own master at the beginning of the 15<sup>th</sup> century, still serves as a foundation for all scholars dealing with this question. In a way, this was interpreted as representing the prelude to the independence of the Livonian Order. In my article, on the one hand, Schwartz's thesis is examined on the basis of an intensive analysis of sources. On the other hand, I try to go beyond Schwartz by offering a synthesis of the practices of electing a Livonian master throughout medieval times from the point of view of interaction between the province and the Order's leadership.

The reading of sources presented in this article leads to the assumption that, as can be observed from the perspective of the Order's branches in Prussia and Germany, the Livonian branch acquired the right to elect its master already around 1300 (at least temporarily) and not only at the beginning of the 15<sup>th</sup> century. However, this has to be seen in the context of the temporary residence of the Order's leadership in Venice. After the relocation of the headquarters to Marienburg in Prussia, due to the lack of sources it cannot be clearly seen whether the new practice had any influence on future elections. At least some form of influence might be assumed though, since at the end of the 14<sup>th</sup> century, parties were formed that were defined by their relationship to the centre at Marienburg. As a result of the following dispute within the Livonian branch during the first half of the 15<sup>th</sup> century, the "Livonians" were able to achieve a higher degree of independence from the then Königsberg-based Order's leadership in the second half of the century. After the fall of Prussia in 1525 and the establishment of a new headquarter in Mergentheim, the Livonian branch was almost completely independent. In conclusion, the different periods of the elections of the Livonian masters are thus characterized by changing structural conditions, which can be linked to the changing positions of the Order's leadership.

# Der Rossdienst und die Adelsfahne in Livland in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts

VON ILMAR TAMMISTO

Die Adelsfahne<sup>1</sup> gilt als eine der ältesten Militäreinheiten von dauerhafter Natur, die in Liv- und Estland aktiv gewesen ist.<sup>2</sup> Ungeachtet dessen, dass sie im Mittelalter formiert wurde, die Kriege in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sowie die damit einhergehenden gesellschaftlichen Veränderungen überstanden hat und noch bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts eingesetzt wurde, wissen wir jedoch sehr wenig von der Herausformung und der Tätigkeit der livländischen Adelsfahnen. Dies gilt auch hinsichtlich des Rossdienstes, der der Bildung der Adelsfahne zugrunde lag. Während der Forschungsstand im Hinblick auf Estland etwas besser ist,<sup>3</sup> gehen Studien zur schwedischen

---

Die Anfertigung des Beitrages wurde unterstützt durch die Estnische Forschungsagentur (*Eesti Teadusagentuur*), PRG 318.

<sup>1</sup> In den zeitgenössischen Quellen trifft man eigentlich nicht auf den Terminus „Adelsfahne“ (schwed. *adelsfana*). Das Wort „Rossdienst“ (schwed. *rustjänst*) bezeichnet sowohl die Verpflichtung des Grundbesitzers, einen Reiter bereitzustellen, als auch die Reitereinheit, die in Erfüllung dieser Pflicht formiert wurde. In schwedischsprachigen Quellen stößt man zur Bezeichnung der Letztgenannten auch auf den Terminus *landssäter*. Um die betreffende Pflicht von der Militäreinheit abzugrenzen und zugleich eine frühere Tradition zu bewahren, wird in der vorliegenden Studie zur Bezeichnung der Reitereinheit der Terminus „Adelsfahne“ verwendet.

<sup>2</sup> MARGUS LAIDRE: *Üks hä tru ja öige sullane: elust Rootsi sõjaväes Eesti- ja Liivimaa 1654–1700* [Ein guter und treuer Knecht: über das Leben in der schwedischen Armee in Est- und Livland 1654–1700], Tartu 1999, S. 130.

<sup>3</sup> Was die frühere Periode betrifft, so hat Jakob Koit die Rekrutierung der estländischen Adelsfahne in den Jahren 1584 und 1586 erforscht. Es handelt sich jedoch hauptsächlich um eine statistische Untersuchung, die kein breiteres Bild vom Rossdienst und der Adelsfahne bietet. JAKOB KOIT: Die Musterregister der estländischen Adelsfahne 1584 und 1586, Th. 1, in: *Annales Societatis Litterarum Estonicae in Svecia V* (1965–1969), S. 71–84; Th. 2, in: *Annales Societatis Litterarum Estonicae in Svecia VI* (1970–1973), S. 3–63; den Anteil der Esten in der estländischen Adelsfahne während des Nordischen Krieges hat untersucht OTTO LIIV: *Eestlastest Põhjasõja ühe väeühiku raamides* [Über die Esten im Nordischen Krieg im Rahmen einer Truppeneinheit], in: *Sõdur* 1936 (Nr. 43–44), S. 1083–1088. Im Rahmen breiter angelegter Studien wurde die estländische Adelsfahne und der Rossdienst thematisiert etwa von BERNDT FEDERLEY: *Konung, ståthållare och korporationer: studier i Estlands förvaltning 1581–1600* [König, Statthalter und Korporationen: Studien zur Verwaltung Estlands 1581–1600], Helsinki 1962, S. 85–96, und ADOLF PERANDI: *Die Aufgaben und Funktionen der Estländischen Generalgouvernementsregierung während der schwedischen Zeit*, Tartu 1935, S. 54–57.

Zeit nur flüchtig auf den Rossdienst und die Adelsfahne in Livland im 16. und 17. Jahrhundert ein; wenn dies Thema überhaupt angesprochen wird, dann nur im engen zeitlichen Rahmen der jeweiligen Abhandlung.<sup>4</sup> Demgegenüber liegen ausführliche Studien über die schwedischen und kurländischen Adelsfahnen sowie über die dort geltenden Grundsätze des Rossdienstes vor, die für die Erforschung der livländischen Verhältnisse gutes Vergleichsmaterial bieten.<sup>5</sup>

Im vorliegenden Aufsatz werden die ersten Jahre des 17. Jahrhunderts sowie die 1630er und 1640er Jahre betrachtet. Damals standen der livländische Adel und die schwedische Zentralgewalt in einem engen Dialog miteinander und waren darauf bedacht, die gegenseitigen Rechte und Pflichten festzulegen. Die schwedische Staatsgewalt setzte voraus, dass alle, die in Livland mit Grundbesitz belehnt worden waren, einen Beitrag zur Verteidigung des Landes leisteten – mittelbar durch die Entrichtung der Einquartierungssteuer und unmittelbar durch die Leistung des Rossdienstes. Dem örtlichen Adel kam es hingegen darauf an, ein größeres Mitspracherecht und hinsichtlich einiger Fragen auch die Entscheidungsbefugnis in livländischen Angelegenheiten zu erlangen. Wenngleich die Wiederherstellung der Livländischen Ritterschaft in der Zeit der schwedischen Herrschaft von mehreren – überwiegend – deutschbaltischen Historikern erforscht worden ist, so ist dem Rossdienst und der Rolle der Adelsfahne in diesem Prozess keine Aufmerksamkeit zuteilgeworden.<sup>6</sup> Somit lautet die zentrale Frage der vorliegenden Studie wie folgt: Wie und inwieweit

---

<sup>4</sup> ERNST SERAPHIM: Livländische Geschichte von der „Aufsegelung“ der Lande bis zur Einverleibung in das russische Reich, Bd. 2: Die Provinzialgeschichte bis zur Unterwerfung unter Russland, Reval 1904, S. 235f.; RAGNAR LILJEDAHL: Svensk förvaltning i Livland 1617–1634 [Schwedische Verwaltung in Livland 1617–1634], Uppsala 1933, S. 363; RALPH TUCHTENHAGEN: Zentralstaat und Provinz im frühneuzeitlichen Nordosteuropa, Wiesbaden 2008 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 5), S. 147f. Eine Übersicht über den Rossdienst und die Adelsfahnen in Est- und Livland in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts findet sich bei LAIDRE, Üks hä tru ja öige sullane (wie Anm. 2) S. 130–142.

<sup>5</sup> PER SÖRENSON: Adels rusttjänst och adelsfanans organisation [Der Rossdienst des Adels und die Organisation der Adelsfahne], in: Historisk tidskrift 42 (1922), S. 105–151; 214–244; VOLKER KELLER: Lehnspflicht und äußere Bedrohung: Der Streit um den Rossdienst im Herzogtum Kurland 1561 bis 1617, in: Das Herzogtum Kurland 1561–1795. Verfassung – Wirtschaft – Gesellschaft, hrsg. von ILGVARS MISÄNS und ERWIN OBERLÄNDER, Lüneburg 1993, S. 57–98.

<sup>6</sup> Die bisher ausführlichste Übersicht über die Wiederherstellung der Livländischen Ritterschaft stammt von FRIEDRICH GUSTAV BIENEMANN d.J.: Die Begründung des livländischen Landrathscollégiums: ein Gedenkblatt zum 4. Juli 1893, Riga 1893. Ferner hat sich mit diesem Thema auseinandergesetzt etwa HEINRICH VON HAGEMEISTER: Auszüge aus Livländischen Landtags-Verhandlungen, Convents-Recenzen und andern Actenstücken, für den Zeitraum v.J. 1562–1710, in: Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurland's, Bd. 2, Riga und Leipzig 1842, S. 1–43, und JULIUS ECKARDT: Der Livländische Landtag in seiner historischen Entwicklung, Th. 2, in: Baltische Monatsschrift, Bd. 3, Riga 1861, S. 116–159.



beeinflusste der Rossdienst die Beziehungen zwischen dem livländischen Adel und der Zentralgewalt?<sup>7</sup>

Die Probleme des Rossdienstes und der Adelsfahne tauchen in unterschiedlicher Weise auf fast allen Ebenen der Kommunikation zwischen dem Adel und der Staatsgewalt auf – in der Korrespondenz des Adels mit dem Generalgouverneur, den einflussreichen Vertretern des schwedischen Hochadels sowie dem König. Zur Behandlung der Frage, wie sich die Ansichten der schwedischen Staatsgewalt herausbildeten, wurden die nach Stockholm gesandten Berichte der livländischen Generalgouverneure und die Protokolle des schwedischen Reichsrats herangezogen. Wertvolle Informationen über die Leistung des Rossdienstes sowie über die Größe, Ausrüstung, Mitgliedschaft und Struktur der Adelsfahne liefern die Musterrollen der Adelsfahne; vier derartige Verzeichnisse sind aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts überliefert.<sup>8</sup> Nach den Angaben, die dem Verfasser zur Verfügung stehen, sind die letztgenannten Quellen noch nicht erforscht worden.

*Die Entstehung des Rossdienstes und der  
Adelsfahne in den Kriegen am Ende des 16.  
Jahrhunderts und zu Beginn des 17. Jahrhunderts*

Die Verpflichtung des Vasallen, im Fall eines Angriffs in eigener Person und auf eigene Kosten zusammen mit Landsknechten im Heer des Landesherrn Wehrdienst zu leisten („Heerfahrt“, „Heerfolge“), war bereits im Waldemar-Erichschen Lehnrecht festgelegt worden, das im Jahre 1315 vom dänischen König an die harrisch-wierischen Vasallen verliehen worden war. In angepasster Form galt sie auch in anderen livländischen Landesherrschaften.<sup>9</sup> Diese Pflicht galt aber nur innerhalb des landesherrlichen Territoriums und war somit ihrem Wesen nach auf Verteidigung ausgerichtet.<sup>10</sup>

<sup>7</sup> Dieser Beitrag ist Teil einer breiter angelegten Studie zu den Beziehungen zwischen dem Adel und der Staatsgewalt in Livland im 17. Jahrhundert. Bereits erschienen ist ein Aufsatz über die Zusammenarbeit von zwei einflussreichen livländischen Adligen mit verschiedenen schwedischen Institutionen in den 1630er und 1640er Jahren. ILMAR TAMMISTO: Otto ja Engelbrecht von Mengden Rootsi riigi teenistuses 1630.–1640. aastatel [Otto und Engelbrecht von Mengden im Dienst des schwedischen Reichs], in: Tuna 2018, Nr. 3, S. 20-31.

<sup>8</sup> Die Musterrolle der Dorpater Reiter, 6.1.1637, sowie die Musterrolle der Reiter von Riga, Kokenhusen und Pernau, 16.1.1637, in: Schwedisches Reichsarchiv. Kriegsarchiv (*Svenska riksrådet. Krigsarkivet*, künftig SRA, KRA, Stockholm), Rullor 1620–1723 (künftig Rullor), 1637, vol. 18; die Musterrolle der Reiter von Riga, Kokenhusen und Pernau, 13.1.1640, sowie die Musterrolle der Dorpater Reiter, 20.1.1640, in: SRA, KRA, Rullor, 1641, vol. 26.

<sup>9</sup> Eesti ajalugu II: Eesti keskaeg [Geschichte Estlands II. Estnisches Mittelalter], hrsg. von ANTI SELART, Tartu 2012, S. 115.

<sup>10</sup> ASTAF VON TRANSEHE-ROSENECK: Zur Geschichte des Lehnswesens in Livland, Th. 1: Das Mannlehen, Riga 1903, S. 33. Zur Verteidigungspflicht, die der

Grundlegende Veränderungen in Hinsicht auf die militärischen Verpflichtungen der harrisch-wierischen Vasallen erfolgten im Jahre 1350, unmittelbar nachdem der dänische König seinen Landbesitz in Nordestland an den Deutschen Orden verkauft hatte. In der Anordnung des Hochmeisters des Deutschen Ordens an den livländischen Zweig vom 25. Mai 1350 wird zunächst eine allgemeine Landwehr erwähnt. Demnach waren alle Einwohner des Landes (mit Ausnahme der Geistlichen) gehalten, im Falle eines feindlichen Einfalls auf eigene Kosten Gegenwehr zu leisten. Sollte die auf einer solchen Grundlage gebildete Einheit etwa die Düna überqueren, so verpflichtete sich der Landesherr, alle mit dem Kriegszug verbundenen Kosten und Schäden zu übernehmen. Darüber hinaus wurde mit der Anordnung von 1350 eine völlig neue Steuer eingeführt, die als die erstmalige Einführung des Rossdienstes in einer livländischen Landesherrschaft bezeichnet werden kann. Damals erlegte der Ordensmeister allen Untertanen, die zwischen dem Fluss Narva und der Düna mit Landbesitz belehnt worden waren, die Pflicht auf, ihm für je 100 Haken einen schwerbewaffneten deutschen Reiter samt zwei leichtbewaffneten Reitern örtlicher Herkunft zur Verfügung zu stellen. Axel von Gernet nimmt an, dass zumindest die Wehrpflichtigen, die von harrisch-wierischen Vasallen bereitgestellt wurden, zu einer gesonderten Einheit zusammengefasst worden seien. Allerdings schreibt er zugleich, dass es wegen Quellenmangels nicht möglich sei, etwas über Struktur oder Tätigkeit dieser Einheit auszusagen. Für von Gernet ist es wesentlich, dass die Ursprünge des Rossdienstes somit im Landesrecht und nicht im Lehnrecht liegen.<sup>11</sup>

Aufgrund der zunehmenden Bedrohung aus dem Osten beschlossen die livländischen Stände 1498 auf dem Landtag in Walk, den Rossdienst zu reorganisieren. Nunmehr musste für je 15 estnische und 20 lettische Bauernhöfe wenigstens „ene guder Dutscher knecht“ bereitgestellt werden. Außerdem musste für jeden estnischen Bauernhof bzw. im lettischen Gebiet für jeden besiedelten Haken eine Rigische Mark entrichtet werden, die zur Rekrutierung von Soldaten eingesetzt wurde.<sup>12</sup>

Erneut wurde die Thematik des Rossdienstes in den Ordensgebieten im Jahre 1561 in Verbindung mit der Kapitulation vor Polen-Litauen auf die

---

Bauernschaft auferlegt worden war, siehe EVALD BLUMFELDT: Über die Wehrpflicht der estnischen Landbevölkerung im Mittelalter, in: Apophoreta Tartuensis, hrsg. von JAAN OLVET-JENSEN, Stockholm 1949, S. 163-176.

<sup>11</sup> AXEL VON GERNET: Die Harrisch-Wirische Ritterschaft unter der Herrschaft des Deutschen Ordens bis zum Erwerb der Jungingenschen Gnade, in: Forschungen zur Geschichte des Baltischen Adels, H. 1, Reval 1893, S. 64-68. Federley stimmt mit von Gernet darin überein, dass es sich bei der Adelsfahne der harrisch-wierischen Vasallen in gewissem Sinne um eine Eliteeinheit handelte, der es oblag, die Fahne des Ordensmeisters zu tragen und der sich auch der Ordensmeister selbst auf Kriegszügen anschloss. FEDERLEY, Konung, ståthållare och korporationer (wie Anm. 3), S. 85.

<sup>12</sup> Akten und Rezesse der Livländischen Ståndetage, Bd. 3 (1494-1535), hrsg. von LEONID ARBUSOW d.Ä., Riga 1910, S. 15.

Tagesordnung gesetzt. Sehr allgemein wurden die militärischen Verpflichtungen der Ordensvasallen gegenüber dem polnisch-litauischen König Sigismund II. August in dem im gleichen Jahr ausgestellten *Privilegium Sigismundi Augusti* festgelegt. Danach sagte der Adel dem König zwar zu, ihm so viel Hilfe wie möglich zu leisten, doch gab er zugleich zu verstehen, dass die in der Friedenszeit gültigen Normen des Rossdienstes (die allerdings nicht genannt wurden),<sup>13</sup> nicht eingehalten werden könnten. Im Hinblick darauf wurde festgelegt, dass bei der Bestimmung der Höhe der genannten Verpflichtung die jeweiligen Möglichkeiten des Adligen zu berücksichtigen seien.<sup>14</sup> In den Kriegen, die in den darauffolgenden Jahren an der Ostküste der Ostsee geführt wurden, kam dem örtlichen Adel eine widersprüchliche Rolle zu. Recht gut sind die militärischen Abenteuer der sogenannten Hofleute bekannt, von denen ein Großteil aus dem örtlichen Adel stammte.<sup>15</sup> Eine genaue Einordnung der Hofleute bezüglich der Adelsfahne, einer Söldner- oder einer anderen Einheit erweist sich jedoch als problematisch. Die Abteilungen der Hofleute waren oft auf der Grundlage der Rekrutierungen wie auch des Rossdienstes formiert worden. Vorhandene knappe Angaben lassen die Vermutung zu, dass zumindest in den Einheiten, die auf schwedischer Seite kämpften, die Rossdienstler<sup>16</sup> im Vergleich zu rekrutierten Söldnern eine Minderheit stellten.<sup>17</sup> Je länger die militärischen Aktionen und die Plünderung des Landes andauerten, aufgrund derer der Adel verarmte, desto geringer dürfte der Anteil der Rossdienstler geworden sein. Außerdem wird das Bild der Hofleute in ihrer Eigenschaft als Söldner dadurch charakterisiert, dass sie von einem Herrn zum anderen überliefen, je nachdem, wer bessere Bedingungen bot und eine höhere Besoldung zusagte. Aus der Kommunikation Eriks XIV. und Johanns III. mit dem estländischen Adel geht eindeutig hervor, dass

<sup>13</sup> Im Herzogtum Kurland konnte als Ergebnis der Verhandlungen zwischen dem Adel und dem Herzog der Rossdienst bereits 1568 geregelt werden, als beschlossen wurde, dass nach alter Gewohnheit ein komplett ausgestatteter Reiter auf je 20 Haken bereitgestellt werden müsse. Dies stimmt mit dem Landtagsbeschluss von 1498 in Walk überein. KELLER, Lehnspflicht und äußere Bedrohung (wie Anm. 5), S. 62.

<sup>14</sup> Das *Privilegium Sigismundi Augusti*, Art. XVII, in: Sammlung der Gesetze, welche das heutige livländische Landrecht enthalten, hrsg. von GUSTAV JOHANN VON BUDDENBROCK, Bd. 1: Angestammte livländische Landes-Rechte, Mitau 1802, S. 420-423.

<sup>15</sup> ERNST SERAPHIM: Der Feldoberst Klaus Kursell und seine Zeit: Ein Bild Ehstlands in der ersten Zeit schwedischer Herrschaft, Reval 1897 (Bibliothek Livländischer Geschichte, 1); ANDRES ADAMSON: Liivimaa mõisamehed Liivi sõja perioodil [Livländische Hofleute in der Periode des Livländischen Krieges], in: Acta Historica Tallinnensia, Bd. 10, Tallinn 2006, S. 20-47.

<sup>16</sup> In Anbetracht dessen, dass mit dem Rossdienst nicht das Erfordernis einherging, persönlich Dienst zu leisten, ist es wichtig, zwischen einer Person, der die Verpflichtung oblag, Rossdienst zu leisten (Rossdienstpflichtiger) und einer Person, die den Rossdienst tatsächlich leistete (Rossdienstler bzw. Dienstreiter) zu unterscheiden.

<sup>17</sup> So etwa gab es im Jahre 1568 in Klaus Kursells Einheit 100 Rossdienstler und etwa 200 rekrutierte Reiter. SERAPHIM, Der Feldoberst Klaus Kursell (wie Anm. 15), S. 93.

die Könige mit der Leistung des Rossdienstes durch den Adel unzufrieden waren und die Letzteren oft zu überzeugen versuchten, ihre Pflichten gegenüber dem Staat ernster zu nehmen.<sup>18</sup>

Weniger ist bekannt, wie und inwieweit die Träger der Regierungsgewalt in Polen-Litauen in den Jahren 1561–1583 den Adel des überdünischen Livland zur Erreichung ihrer militärischen Ziele einsetzten. Eine der wenigen diesbezüglichen Miteilungen stammt aus dem Jahre 1581, als die Truppen des polnisch-litauischen Königs Stefan Báthory Pleskau belagerten. Eine anonym gebliebene Person, die sich im polnisch-litauischen Feldlager aufhielt und in ihrem Tagebuch eine detaillierte Übersicht über die Ereignisse gab, beschreibt, wie sich am 27. August Georg Fahrensbach und ihm unterstellte 150 deutsche Reiter bei den Truppen einfanden. Über den Sturmangriff am 8. September ist festgehalten, dass „die Fahrensbachschen Reiter, sammt und sonders, sich von den Pferden warfen und Sturm liefen; es sind dabei viele vom livländischen Adel geblieben“. Während es sich bei der Fahrensbachschen Einheit um rekrutierte Reiter gehandelt haben dürfte, so „wurden am 12. September noch 100 Mann von der Livländischen Adelsfahne<sup>19</sup> gemustert, die freiwillig aus solchen Landesteilen kommen, die unter dem Könige stehn.“<sup>20</sup> Der Verweis auf die Freiwilligkeit bedeutet offensichtlich, dass sich die Adelsfahne nicht verpflichtet fühlte, an den militärischen Aktionen außerhalb Livlands teilzunehmen. Zum Vergleich sei angemerkt, dass auch der kur-<sup>21</sup> und estländische<sup>22</sup> Adel derselben Ansicht war. Somit war eines der Prinzipien der auf dem Lehnrecht beruhenden Heerfahrt auch auf die livländische Adelsfahne übertragen worden. Der livländische Adel hielt seinen militärischen Beitrag auf jeden Fall für wichtig. Als sich die Vertreter des Adels im Jahre 1582 über die im gleichen Jahr verabschiedete *Constitutiones Livoniae* und die Tatsache beschwerten, dass der Landbesitz der Adligen des ehemaligen Bistums Dorpat der Krone überlassen worden war, wurde unter anderem angemerkt, dass der livländische Adel im Krieg gegen die Russen dem polnisch-litauischen König treuen Dienst geleistet habe.<sup>23</sup> Somit erwies

<sup>18</sup> Ebenda, S. 25 und 33ff.

<sup>19</sup> Es ist nicht bekannt, welcher Terminus im polnischsprachigen Original verwendet wurde.

<sup>20</sup> Das Tagebuch wurde aus dem Polnischen übersetzt und publiziert von KARL HEINRICH VON BUSSE: Zur Geschichte Livland's in den Jahren 1581 und 1582, in: Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurland's, Bd. 8, H. 3, Riga 1857, S. 369–407, hier S. 371f. und 378f.

<sup>21</sup> KELLER, Lehnspflicht und äußere Bedrohung (wie Anm. 5), S. 60.

<sup>22</sup> Trotz heftigen Widerstands war die estländische Adelsfahne im Jahre 1598 gezwungen, sich an Sigismunds Kriegszug nach Schweden zu beteiligen. FEDERLEY, Konung, ståthållare och korporationer (wie Anm. 3), S. 95.

<sup>23</sup> JÜRGEN HEYDE: Zwischen Kooperation und Konfrontation: Die Adelspolitik Polen-Litauens und Schwedens in der Provinz Livland 1561–1650, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 47 (1998), S. 544–567, hier S. 550.

sich der Wehrdienst für den Adel als ein wichtiges Argument, das bei der Verteidigung ihrer Privilegien ins Feld geführt werden konnte.

Die ersten ausführlichen Angaben über den Rossdienst in Livland und die auf dessen Grundlage formierte Einheit stammen aus dem Jahre 1599, als die Adelsfahne in Oberpahlen gemustert wurde. Der Aufbewahrungsort des Originals der Musterrolle ist nicht bekannt, doch ist eine spätere Umschrift aus schwedischer Zeit publiziert worden.<sup>24</sup> Aus der Musterrolle geht hervor, dass allein seitens der örtlichen deutschen Grundbesitzer insgesamt 709 Reiter und 14 Fußsoldaten bereitgestellt wurden. Fügt man die aus Polen und Litauern bestehende, etwa 300-köpfige Adelsfahne hinzu, so konnte in Livland auf der Grundlage des Rossdienstes eine aus mehr als tausend Personen bestehende Reitereinheit formiert werden. Zum Vergleich sei angeführt, dass bei der Musterung der estländischen Adelsfahne nur 200 Reiter eingezogen werden konnten.<sup>25</sup> Leider ist in der Musterrolle nicht angegeben, ob der Rossdienst nach der Größe des Landbesitzes (und wenn ja, wie viele Haken je einen Reiter erforderlich machten) oder auf einer anderen Grundlage berechnet wurde. Auch ist nicht gesondert aufgeführt, wer die Verpflichtung selbst erfüllte und wer Rossdienstler in Dienst nahm. Mehrere Umstände weisen darauf hin, dass die rekrutierten Rossdienstler eine ganz Livland umfassende Reitereinheit bildeten, die man als livländische Adelsfahne bezeichnen könnte. Erstens wurden die Rossdienstler aller Regionen zugleich an ein- und demselben Ort rekrutiert. Zweitens heißt es 1601 in einem Schreiben des Marienburger Adels an Herzog Karl, dass der Adel aus den Gebieten des ehemaligen Erzbistums Riga im Gegensatz zu der in polnischer Zeit eingeführten Ordnung nach alter Gewohnheit eine eigene Adelsfahne formieren könnte.<sup>26</sup> Schließlich sei angemerkt, dass der polnisch-litauische König Sigismund III. in den Briefen an Georg Fahrensbach Letzteren als „Militär-Präfecten“ des livländischen Adels bezeichnete, was auf seine Position als Kommandeur der Adelsfahne hinweisen dürfte.<sup>27</sup>

<sup>24</sup> Die Umschrift der Musterrolle wurde publiziert von HEINRICH VON HAGEMEISTER: *Materialien zu einer Geschichte der Landgüter Livlands*, Th. 2, Riga 1837, S. 207-223. Darauf, dass es sich nicht um ein Original handelt, lässt in erster Linie die Struktur der Musterrolle schließen. Zuerst werden die Rossdienstpflichtigen dieser Regionen aufgezählt, die auch nach 1629 im polnisch-litauischen Besitz blieben (z.B. Rositten und Dünaburg) und danach „folget, was Ihre königliche Majestät durch das Schwert unter die Krone Schweden gebracht“.

<sup>25</sup> *Ehst- und Livländische Brieflade: Eine Sammlung von Urkunden zur Adels- und Gütergeschichte Ehst- und Livlands*, in *Uebersetzungen und Auszügen*, Th. 2, Bd. 1, hrsg. von CHRISTIAN EDUARD PABST und ROBERT VON TOLL, Reval 1861, S. 208.

<sup>26</sup> Fabian von Tiesenhausen an Herzog Karl, 14.4.1601, in: FRIEDRICH GUSTAV BIENEMANN d.J.: *Zur Geschichte der Livländischen Ritter- und Landschaft 1600-1602*, in: *Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands*, Bd. 17, Riga 1900, S. 513.

<sup>27</sup> Sigismund III. an Georg Fahrensbach, 30.4.1598, in: *Ehst- und Livländische Brieflade* (wie Anm. 25), S. 185.

In Anbetracht der Stärke der livländischen Adelsfahne ist es durchaus verständlich, dass zu Beginn des Schwedisch-Polnischen Krieges im Jahre 1600 beide Parteien darauf hinzuwirken versuchten, die militärische Leistungsfähigkeit des örtlichen Adels zur Erreichung ihrer jeweiligen Ziele einzusetzen. Während ein Großteil der livländischen Adelsfahne im ersten Jahr der militärischen Aktionen noch dem Wendener Woiwoden und dem Obersten der livländischen Adelsfahne Georg Fahrensbach unterstellt war, so lief bis zum darauffolgenden Frühling ein Großteil des livländischen Adels ins Lager Herzog Karls über oder verweigerte den Rossdienst für Polen.<sup>28</sup> Zumindest teilweise lag dies an den Beeinflussungsversuchen des Herzogs, der in den Jahren 1600–1602 einen regen Briefwechsel mit dem livländischen Adel führte.<sup>29</sup> Sobald sich die Adligen einer Region unter Karls Schutz gestellt hatten, wurde von ihnen erwartet, dass sie sich unverzüglich dem Kriegszug gegen Polen anschlossen.<sup>30</sup> Daraufhin stellte der Adel mehrere kleinere Trupps zusammen, die relativ eigenständig handelten. So etwa gab Fabian von Tiesenhausen<sup>31</sup> im Februar 1601 Karl bekannt, dass er mit einer 20-köpfigen Reitertruppe das Gut Tirsen unter seine Kontrolle gebracht habe und nun auf Seßwegen und Behrson vorgehe.<sup>32</sup> Zugleich gab es auch Fälle, wo die Rossdienstler Personen unterstellt wurden, die nicht aus Livland stammten. Als Beispiel kann etwa ein Rittmeister namens la Daetorn angeführt werden,<sup>33</sup> dem im März 1601 eine

<sup>28</sup> Offenkundig wurde dies beim Verhör eines Zeugen im Jahre 1604 im Burggrafengericht in Riga, wo Georg Wolf über die Tätigkeit Johann Ringemuths, der in Livland über Lehen verfügte, in den Jahren 1600 und 1601 aussagte. Die livländische Adelsfahne war bis Dezember 1600 unter der Leitung Georg Fahrensbachs an verschiedenen Orten im Feldlager gewesen, wurde dann aufgelöst, und bei den Rekrutierungen, die im Mai und Juni 1601 stattfinden sollten, erschien niemand mehr. Das Verhörprotokoll des Burggrafengerichts in Riga, 6.9.1604, in: BIENEMANN, *Zur Geschichte* (wie Anm. 26), S. 477f.

<sup>29</sup> Ebenda eine große Auswahl der Korrespondenz zwischen Herzog Karl und den livländischen Adligen.

<sup>30</sup> Die Adligen des Dorpater Kreises ersuchten darum, sich dem Kriegszug anzuschließen, um etwas mehr Zeit, um Männer und Ausrüstung zusammenzuführen. Die Dorpater Ritterschaft an Herzog Karl, Januar 1601, in: BIENEMANN, *Zur Geschichte* (wie Anm. 26), S. 481; Herzog Karl Erlaa an den Adel, 19.2.1601, in: ebenda, S. 499.

<sup>31</sup> Wahrscheinlich handelt es sich um den jüngeren Sohn (gest. im Jahre 1558) des zum Hauptzweig der Bersoner in der Tiesenhausen-Familie gehörenden Fabian von Tiesenhausen, dessen Lebensdaten nicht bekannt sind, in: *Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften, Th. Estland, Bd. 1*, hrsg. von OTTO MAGNUS VON STACKELBERG und ASTAF VON TRANSEHE-ROSENECK, Görlitz 1931, S. 414.

<sup>32</sup> Fabian von Tiesenhausen an Herzog Karl, 12.2.1601, in: BIENEMANN, *Zur Geschichte* (wie Anm. 26), S. 496. Die Wahl der genannten Güter war selbstverständlich nicht zufällig, alle drei gehörten Mitgliedern der Familie von Tiesenhausen. HAGEMEISTER, *Materialien zu einer Geschichte der Landgüter Livlands* (wie Anm. 24), S. 210f.

<sup>33</sup> Die Person des fraglichen Rittmeisters konnte nicht festgestellt werden, bekanntlich ist einer Person mit diesem oder einem nämlichen Namen weder in Liv- noch Estland Grundbesitz als Lehen gegeben worden.

31-köpfige Reitereinheit unterstellt war. Aus dem Verzeichnis, das dem Brief von la Daetorn an Herzog Karl beigelegt ist, geht hervor, dass die betreffende Einheit aus 11 örtlichen Adligen bestand, die selbst ihren Rossdienst ableisteten und darüber hinaus zusätzliche Reiter in Dienst genommen hatten. Vergleicht man die Zahl der Letzteren damit, wie viele Reiter von denselben Adligen bei der Rekrutierung der Adelsfahne im Jahre 1599 bereitgestellt worden waren, kann man annehmen, dass unter den Schweden der Rossdienst in gleichem Umfang zu leisten war wie während der polnischen Herrschaft. So etwa leistete Stephan Clott aus Jürgensburg sowohl 1599 als auch 1601 seinen Rossdienst mit fünf Reitern, Johan Witte aus Lemburg tat dies in beiden Fällen allein. Vier Adlige brachten 1601 einen Reiter weniger mit als zwei Jahre zuvor, was an den mit der Kriegführung verbundenen Schwierigkeiten oder auch daran gelegen haben könnte, dass die Rekrutierung sehr kurzfristig angekündigt worden war.<sup>34</sup>

Es bleibt jedoch offen, auf welcher Grundlage und in welchem Umfang die jeweiligen Herrscher an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert den Rossdienst verlangten. Dem Protokoll des Verhörs von Tönnis Wenthing vom 12. März 1601 in Riga zufolge schlugen die Adligen des Kreises Wenden Herzog Karl vor, einen Reiter je 15 Haken bereitzustellen.<sup>35</sup> Dies hätte den Normen entsprochen, die 1498 festgelegt worden waren. Es herrschte in Livland jedoch keine einheitliche Auffassung über den Umfang des Rossdienstes. Als Herzog Karl im Mai 1601 den livländischen Adel bat, unter Eid bekannt zu geben, in welchem Umfang sie bisher Rossdienst geleistet hätten,<sup>36</sup> hieß es nur, dass im Lande hinsichtlich dieser Frage große Unklarheit bestünde. Ein Großteil der Adligen stellte einen Reiter für eine bestimmte Hakenzahl ab, doch wurden in verschiedenen Teilen des Landes unterschiedliche Vermessungseinheiten verwendet.<sup>37</sup> Ferner kam es vor, dass der Rossdienst nach der Bauernzahl berechnet wurde. Diese Praxis wurde aber eher kritisch gesehen und die Größe des Grundbesitzes als Bemessungsgrundlage bevorzugt. Aus diesem Grund war man der

<sup>34</sup> Rittmeister la Daetorn an Herzog Karl, 19.3.1601, in: BIENEMANN, Zur Geschichte (wie Anm. 26), S. 511.

<sup>35</sup> Tönnis Wenthing wurde in der Stadt Riga festgenommen, wo er versuchte, verschiedenen Personen die Briefe von Hans zur Horst zu übergeben. Im Hinblick auf die letztgenannte Person ist wahrscheinlich, dass es sich um einen Rigaer Stadtbürger handelte, der in Karls Lager übergewechselt war und danach seine Standesgenossen zu überzeugen versuchte, dass sie dasselbe täten. Verhörprotokoll von Tönnis Wenthing, 12.3.1601, in: BIENEMANN, Zur Geschichte (wie Anm. 26), S. 509.

<sup>36</sup> Herzog Karl an die livländischen Stände, Mai 1601, in: BIENEMANN, Zur Geschichte (wie Anm. 26), S. 536.

<sup>37</sup> Eine gründliche Übersicht über die Entstehung des Hakens als einer Landnutzungs- und Steuereinheit im 13. Jahrhundert sowie über seine Entwicklung und Veränderung bis zum 19. Jahrhundert in Est- und Livland, die auch auf die im 17. Jahrhundert in Livland entstandene besonders verworrene Lage eingeht, als sowohl deutsche wie auch polnische Haken nebeneinander benutzt wurden, stammt von ENN TARVEL: Der Haken. Die Grundlagen der Landnutzung und der Besteuerung in Estland im 13.–19. Jahrhundert, Tallinn 1983.

Ansicht, dass eine Landrevision dringend nötig sei, um die Größe der in verschiedenen Teilen Livlands gültigen Haken zu vereinheitlichen.<sup>38</sup>

Wie bekannt, war der militärische Erfolg Herzog Karls in Livland nur von kurzer Dauer. Bis in die 1620er Jahre hinein verblieb ein Großteil Livlands unter polnisch-litauischer Herrschaft. In der kurzen Periode der schwedischen Herrschaft konnte der livländische Rossdienst nicht genauer geregelt werden. Aufgrund der Kriegslage blieben die militärischen Aktionen des örtlichen Adels eher spontan und unkoordiniert. Weder über die allgemeine Situation des livländischen Adels noch über ihre militärischen Aktionen zu dieser Zeit ist viel bekannt. Ragnar Liljedahl zufolge büßte damals ein Großteil des livländischen Adels als Strafe für seine polenfeindliche Haltung seine Landgüter und somit auch seine gesellschaftliche Position ein. Es wurde fast jede ritterschaftliche Organisation abgeschafft.<sup>39</sup> Der örtliche Adel dürfte zu Beginn des 17. Jahrhunderts seine militärische Bedeutung eingebüßt haben – auf der Grundlage des geschrumpften Grundbesitzes wurde im Vergleich zu früher weniger Rossdienst geleistet. Zudem nahm mit Sicherheit das Misstrauen der Polen gegenüber den Livländern zu. Allerdings ist das Verhältnis des livländischen Adels zu den polnisch-litauischen Behörden nach dem gescheiterten Kriegszug Herzog Karls bislang noch nicht erforscht worden.

### *Der Rossdienst nach Livlands Einverleibung in das Schwedische Reich*

Bekanntlich brach in Livland 1617 der Krieg zwischen Polen-Litauen und Schweden erneut aus, der schließlich dazu führte, dass Livland *de facto* dem Schwedischen Reich einverleibt wurde. Wie viele livländische Adlige sich an dieser Phase des Krieges beteiligten und in welcher Organisationsform sie auftraten, ist nicht bekannt. Nachdem die Schweden ihre Position in Livland gefestigt hatten, machten sie sich an die Revision und Reform der Verwaltung der neuen Provinz; in deren Verlauf wurde zu Beginn der 1630er Jahre schließlich auch der dem Adel obliegende Rossdienst eingeführt. Aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist keine an Livland gerichtete Anordnung oder Regelung der schwedischen Zentralgewalt bekannt, in der konkrete Anforderungen an die Adligen bezüglich des Rossdienstes festgehalten worden wären.<sup>40</sup> Somit kann angenommen werden, dass

---

<sup>38</sup> Die Livländische Ritterschaft an Herzog Karl, 28.5.1601, in: BIENEMANN, Zur Geschichte (wie Anm. 26), S. 541f.

<sup>39</sup> LILJEDAHL, Svensk förvaltning i Livland (wie Anm. 4), S. 20f.

<sup>40</sup> Gegenteiliges behauptet zwar Ralph Tuchtenhagen, nach dessen Worten Gustav II. Adolf am 20. Mai 1626 die Ordnung des livländischen Rossdienstes erlassen habe. Der Autor verweist auf die Ordnung des Rossdienstes von 1686, die sich wiederum auf die im Jahre 1626 eingeführte frühere Ordnung bezog. Diese Behauptung



hinsichtlich dieser Frage sowohl von den lokal tradierten Praktiken als auch von der in Schweden gültigen Ordnung ausgegangen wurde.

In Schweden kam es bereits im zweiten und dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zu einer genaueren Regelung des Rossdienstes. Per SÖRENS-SON zufolge wurde 1626 eine ständige Ordnung eingeführt, die bis zu den Reformen der 1680er Jahre aufrechterhalten wurde. Danach waren alle männlichen Adligen, die älter als 15 Jahre waren, zur Leistung des Rossdienstes verpflichtet, je nach den Einnahmen, die sie aus der Verpachtung ihrer Landgüter erzielten. Für je 125 Reichstaler musste ein komplett ausgestatteter Reiter in ständiger Bereitschaft gehalten und zum festgelegten Zeitpunkt an den Rekrutierungsort gesandt werden. Dort wurden alle Reiter und ihre Ausstattung durch einen königlichen Beamten überprüft. An das Pferd und die Ausstattung wurden detaillierte Anforderungen gestellt: So musste das Pferd z.B. wenigstens fünf Fuß hoch sein, das Schwert zum Schlagen wie zum Stechen taugen und ausreichend Schießpulver für die Pistole vorhanden sein. Wer überhaupt nicht, verspätet oder mit einer ungeeigneten Ausstattung am Rekrutierungsort erschien, hatte mit unterschiedlichen Geldstrafen zu rechnen. Für wiederholte vorsätzliche Verstöße war als strengste Strafe die Enteignung des Lehens vorgesehen.<sup>41</sup>

Aufgrund der schwierigen Lage Livlands in der Nachkriegszeit wurde die Regelung des Rossdienstes erst in den 1630er Jahren ernsthaft auf die Tagesordnung gesetzt. Die Diskussionen zwischen den zentralen Behörden bzw. zwischen der Zentralgewalt und dem livländischen Adel über die Grundsätze dieses Dienstes dauerten bis zur zweiten Hälfte der 1640er Jahre an. Eine der wichtigsten Fragen war nach wie vor, auf welcher Grundlage und in welchem Umfang der Rossdienst verlangt wurde. In Estland war man bis zum Ende des 16. Jahrhunderts im Ergebnis langwieriger Verhandlungen zwischen dem Adel und den zentralen Behörden zu dem Beschluss gelangt, ein Lehnsmann habe für je 20 Haken einen Reiter bereitzustellen.<sup>42</sup> Aus einer Petition der Livländischen Ritterschaft aus dem Jahre 1634 an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina geht hervor, dass bisher für je 15 Haken ein komplett ausgestatteter Reiter bereitgestellt worden sei. Für einen Adligen bedeute dies einen monatlichen Aufwand in Höhe von zwei Reichstalern für jeden Haken, was jährlich 360 Reichstaler auf 15 Haken ausmache.<sup>43</sup> Diese Berechnung ließ allerdings die Ausgaben viel höher erscheinen, als sie tatsächlich waren. Aus dem Jahre 1635 ist ein knapp gehaltener Vertrag des estländischen Adligen Gotthard Welling erhalten geblieben, in dem dieser seine Rossdienstpflicht

---

ist jedoch irrtümlich, weil die Ordnung von 1686 nur für den schwedischen und finnischen Adel galt. TUCHTENHAGEN, Zentralstaat und Provinz (wie Anm. 4), S. 147.

<sup>41</sup> SÖRENSON, Adels rusttjänst (wie Anm. 5), S. 216ff.

<sup>42</sup> FEDERLEY, Konung, ståthållare och korporationer (wie Anm. 3), S. 87.

<sup>43</sup> Der livländische Adel an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina, 1634, in: Schwedisches Reichsarchiv (*Svenska Riksarkivet*, Stockholm, künftig SRA), Livonica II (künftig Liv II), vol. 148.

einer Person namens Dietrich Payckull übertrug. Als Besoldung waren 10 Reichstaler monatlich vorgesehen. Während der Rekrutierung und während eines Kriegszugs der Adelsfahne belief sich die monatliche Besoldung auf 24 Reichstaler.<sup>44</sup> Der livländische Adlige und Kommissar von Liv- und Ingermanland Engelbrecht von Mengden<sup>45</sup> unterbreitete 1640 im Namen des livländischen Adels Reichskanzler Axel Oxenstierna den Vorschlag, für die Berechnung des Rossdienstes – wie in Schweden und Finnland – das jährliche Einkommen des Adligen heranzuziehen.<sup>46</sup> Der Vorschlag fand in Stockholm jedoch kein Gehör, womit endgültig festgelegt wurde, dass der Berechnung des Rossdienstes in Livland die Größe des Grundbesitzes zugrunde lag. Trotz mehrerer Diskussionen im Reichsrat, wo unterschiedliche Standpunkte über die genaue Größe des dem Rossdienst zugrunde liegenden Landbesitzes vertreten wurden,<sup>47</sup> liegen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts keine Angaben vor, dass das erwähnte Höchstmaß von 15 Haken verändert worden wäre. Nach wie vor waren aber Ungleichheiten hinsichtlich des Rossdienstes dadurch bedingt, dass der Haken in verschiedenen Teilen Livlands anders berechnet wurde, was nur durch eine die ganze Provinz umfassende Landrevision gelöst werden konnte. Zwar wurden solche Landrevisionen tatsächlich 1630 und 1638 durchgeführt, doch wurde das Ziel, das Hakenmaß in Livland zu vereinheitlichen, nicht erreicht.<sup>48</sup>

<sup>44</sup> Ehst- und Livländische Brieflade (wie Anm. 25), S. 472. Im Oktober 1643 beschwerte sich ein Offizier Lütke beim Generalgouverneur Herman Wrangel darüber, dass der Verwalter des in Wainsel gelegenen Grundbesitzes Gustav Horns ihm nicht die vereinbarte Vergütung für die Leistung des Rossdienstes gezahlt habe. Die Summe für die Leistung des Rossdienstes mit zwei Pferden betrug 120 Reichstaler jährlich. Lütke an Herman Wrangel, 9.10.1643, in: Estnisches Nationalarchiv, Estnisches Historisches Archiv (*Rahvusarhiiv, Eesti Ajalooarhiiv*, künftig EAA), Bestand 278, Findbuch 1, Akte XVI-2.

<sup>45</sup> Über Engelbrecht von Mengdens Aktivitäten im Staatsdienst siehe FRIEDRICH GUSTAV BIENEMANN d.J.: Zur Geschichte Engelbrecht v. Mengdens und seines Landrechtentwurfs, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1900, Riga 1901, S. 57-71, und TAMMISTO, Otto ja Engelbrecht von Mengden (wie Anm. 7) S. 26-31.

<sup>46</sup> Engelbrecht von Mengden an Axel Oxenstierna, 28.12.1640, in: SRA, Oxenstiernas Sammlung (*Oxenstiernska samlingen*, künftig OS), vol. E659.

<sup>47</sup> Im Juli 1638 kam man im Reichsrat zu der Auffassung, dass der livländische Rossdienst an die in Estland geltenden Prinzipien angepasst werden sollte – mit 20 Haken als Berechnungsgrundlage pro Reiter. Svenska riksrådets protokoll [Die Protokolle des schwedischen Reichsrats], hrsg. von SEVERIN BERGH, Bd. VII (1637–1639), Stockholm 1895, S. 253f. 1642 erklärte Reichsmarschall Axel Gustaffson Banner im Reichsrat, dass in Livland 30 Haken als Höchstwert dieser Berechnung zu gelten hätten. Ebenda, Bd. IX (1642), Stockholm 1902, S. 322.

<sup>48</sup> Zur Landrevision von 1638 siehe EDGARS DUNSDORFS: Actus Revisionis Livoniae 1638. Pars Latviae, Riga 1938–1941; ÜLLE TARKIAINEN: Maarevisjonid Eestija Liivimaal Rootsi võimuperioodi alguses [Die Landrevisionen in Est- und Livland zu Beginn der schwedischen Herrschaftsperiode], in: Ajalooline Ajakiri 2013, Nr. 2 (144), S. 143-181, hier S. 169-181.

Über die Rossdienstpflicht wurde nicht nur theoretisch debattiert, sie wurde auch tatsächlich eingeführt. Seit Ende der 1620er Jahre begann der Staat immer mehr darauf zu achten, dass der örtliche Adel seine Pflichten ihm gegenüber erfülle. Eine große Rolle kam dabei Johan Skytte zu, der im Jahre 1629 zum Generalgouverneur von Liv- und Ingermanland ernannt wurde und sich unter anderem durch eine scharfe und kompromisslose Einstellung gegenüber dem örtlichen Adel auszeichnete.<sup>49</sup> Bekanntlich fand die erste Rekrutierung des Rossdienstes im nun schwedischen Livland 1631 in Wolmar statt. Die Rekrutierung erfolgte nach derselben regionalen Aufteilung, die im Jahre 1599 gültig gewesen war (Pernau, Dorpat und Wenden). Aufgrund der Verarmung des Dorpater Kreises wurden dessen Rossdienstler jedoch mit denjenigen aus Ingermanland zusammengeschlossen. Somit wurden in Livland zwei Kompanien formiert, die beide unter der Leitung eines Rittmeisters standen, der aus dem lokalen Adel stammte. Die Pernauer Kompanie wurde von Otto von Mengden,<sup>50</sup> dem wahrscheinlich einflussreichsten livländischen Adligen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, geleitet; an der Spitze der Wendener Kompanie stand der aus dem Dorpater Kreis gebürtige Fabian Plater. Liljedahl zufolge scheiterte die Rekrutierung dieses Jahres jedoch völlig – ein Großteil des Adels war nicht erschienen und viele der eingetroffenen Reiter genügten nicht den gestellten Anforderungen.<sup>51</sup> Einen Offizier, dem die beiden Kompanien unterstellt worden wären, gab es im Unterschied zu 1599 nicht mehr. Dies lässt die Vermutung zu, dass diese Einheiten keine einheitliche Adelsfahne bildeten, die ganz Livland umfasste.

Ein neuer Versuch, den livländischen Adel einzusetzen, wurde im Sommer 1635 unternommen, als der sechs Jahre zuvor geschlossene Waffenstillstand von Altmark zwischen Polen und Schweden ablief. Aufgrund des zu erwartenden Einfalls war die Lage in Livland unruhig. Überliefert ist die Anordnung Bengt Oxenstiernas, der 1634 zum neuen Generalgouverneur von Liv- und Ingermanland ernannt worden war, die Adelsfahne solle sich

---

<sup>49</sup> So etwa soll Johan Skytte 1632 die Livländer mit harten Worten bedroht und erklärt haben, dass sie in Anbetracht dessen, dass sie Schweden militärisch einverleibt wurden, kein Recht hätten, ständig über staatliche Steuern zu klagen. Wenn der König nur wollte, könne er sie alle enthaupten lassen. Der livländische Adel an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina im Jahre 1634, in: SRA, Liv II, vol. 148.

<sup>50</sup> Otto von Mengden fungierte in den Jahren 1629–1648 als Fürsprecher bei allen fünf Delegationen des livländischen Adels, die nach Stockholm entsandt wurden; er wurde zum ersten Landmarschall der im Jahre 1643 wiederhergestellten livländischen Ritterschaft gewählt und bekleidete den Posten des livländischen Landrats bis zu seinem Tod im Jahre 1681. SERAPHIM, *Livländische Geschichte* (wie Anm. 4), S. 319–322.

<sup>51</sup> LILJEDAHL, *Svensk förvaltning i Livland* (wie Anm. 4), S. 363.

bis zum 24. Juli 1635 in Neumühlen versammeln.<sup>52</sup> Über den Erfolg der Rekrutierung liegen aber keine Mitteilungen vor.

Ausführliche Angaben über die Rekrutierung des livländischen Rossdienstes stammen aus den Jahren 1637 und 1640; aus beiden Jahren sind die Musterrollen der livländischen Rossdienstpflichtigen erhalten geblieben.<sup>53</sup> Wie erwähnt, handelt es sich dabei um die einzigen überlieferten Musterrollen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Im Vergleich zum Jahr 1631 hatte sich die regionale Aufteilung der Bildung der Kompanien verändert. Eine gesonderte Kompanie setzte sich aus den Rossdienstpflichtigen des Dorpater Kreises unter der Leitung des Rittmeisters Fabian Plater zusammen. Eine andere Kompanie unter der Leitung Otto von Mengdens wurde aus den Gebieten Riga, Kokenhusen und Pernau gestellt. 1637 fand die Rekrutierung in Walk in zwei Phasen statt: Am 6. Januar wurde Fabian Platers Dorpater Kompanie und am 16. Januar Otto von Mengdens vereinigte Kompanie rekrutiert. Die Stärke der Einheiten belief sich jeweils auf 65 und 90 Reiter; ähnlich der Musterrolle von 1599 ist nicht angegeben, ob der Grundbesitzer selbst den Rossdienst leistete oder jemanden an seiner Stelle in Dienst genommen hatte. Aus den Musterrollen ergibt sich aber, dass nach wie vor ein Reiter für je 15 Haken bereitgestellt werden musste. Auch wenn der Grundbesitz eines Großteils des örtlichen Adels unter diesem Höchstmaß blieb, befreite sie dieser Umstand nicht von der Rossdienstpflicht. Trotz der Möglichkeit einer kollektiven Leistung des Rossdienstes<sup>54</sup> kamen solche Fälle, wo die Hakenzahl genau durch 15 dividiert werden konnte, nur selten vor. Alle Abweichungen wurden aber zugunsten des Staates ausgelegt – sollte es an Haken mangeln, so musste ein Reiter für eine Landeinheit, die geringer als 15 Haken war, bereitgestellt werden. Wer aber z.B. über 17 Haken verfügte, musste entweder jemanden finden, der seine zwei überzähligen Haken übernahm, oder aber zwei Reiter bereitstellen. Dies führte dazu, dass der livländische Adel (im Unterschied zu den Lehnsherren aus dem schwedischen Hochadel) den Rossdienst in einem durchschnittlich größeren Umfang erfüllte als von den staatlichen Normen vorgesehen. Beachtlich ist indes die Zahl der Haken, auf die kein Rossdienst geleistet wurde. Im Kreis Dorpat kam man auf 388 Haken und in den Kreisen Riga, Kokenhusen und Pernau auf 743; dabei machte in beiden Fällen der Grundbesitz des schwedischen

<sup>52</sup> Bengt Oxenstiernas öffentliches Mandat hinsichtlich des Rossdienstes, 17.7.1635, in: Lettisches Historisches Staatsarchiv (*Latvijas Nacionālais arhīvs, Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, künftig LVVA), Bestand 7349, Findbuch 1, Akte 29.

<sup>53</sup> Siehe Anm. 8.

<sup>54</sup> Dies bedeutet, dass die Haken der Rossdienstpflichtigen summiert wurden; auf die so ermittelte Landeinheit musste ein Reiter bereitgestellt werden. So schlossen sich etwa bei der Rekrutierung am 16. Januar in einem Fall sogar sieben Rossdienstpflichtige zusammen, um gemeinsam einen Reiter zu stellen. Die Musterrolle der Rossdienstpflichtigen von Riga, Kokenhusen und Pernau, 16.1.1637, in: SRA, KRA, Rullor, 1637, vol. 18.

Hochadels einen Großteil aus.<sup>55</sup> Addiert man diese Zahlen und teilt sie durch 15, dann sieht man, dass die Zahl der Reiter, die bei der Rekrutierung eintrafen, um 75 Reiter geringer war als zu erwarten gewesen wäre. Dasselbe Problem stellte sich auch in Estland am Ende des 16. Jahrhunderts, als die hauptsächlichen Mängel bei der Leistung des Rossdienstes mit schwedischen Lehnsleuten verbunden waren.<sup>56</sup>

Die Rekrutierungen des Jahres 1640 in Wenden fanden wieder in zwei Etappen statt: Am 13. Januar wurde Otto von Mengdens vereinigte Kompanie, die aus den Adligen von Riga, Kokenhusen und Pernau bestand, und eine Woche später Fabian Platers Dorpater Kompanie rekrutiert. Im Vergleich zu 1637 war die Rekrutierung weitaus erfolgreicher. Fabian Plater waren nunmehr 100 Reiter und Otto von Mengden sogar 187 Reiter unterstellt. Auf der einen Seite ist die Zunahme der Reiterzahl auf die verbesserte Disziplin des schwedischen Hochadels bei der Leistung des Rossdienstes zurückzuführen: Wenngleich ihm nach wie vor die meisten Verstöße zugeschrieben werden konnten, gab es insgesamt nur 21 Reiter, die nicht zum Dienst erschienen. Auf der anderen Seite spielte bei diesem beschriebenen Zuwachs auch die Landrevision von 1638 eine Rolle, mit der ja unter anderem eine Erhöhung der Hakenzahl bezweckt worden war, auf deren Grundlage eine höhere Einquartierungssteuer eingetrieben und die Leistung des Rossdienstes in größerem Umfang gefordert werden konnte.<sup>57</sup>

Die Musterrollen von 1640 zeichnen sich durch ausführliche Informationen aus: Außer den Rossdienstpflichtigen sind diesmal auch diejenigen Personen namentlich genannt, die die fragliche Pflicht tatsächlich erfüllten. Zudem werden alle Mängel hinsichtlich ihrer Ausstattung angegeben. Selbst leisteten den Rossdienst aus dem Dorpater Kreis nur zwei und aus dem Gebiet Riga/Kokenhusen/Pernau acht Rossdienstpflichtige. Unter den Reitern, die in Dienst genommen worden waren, war die Zahl der Namen, die auf schwedische Herkunft verweisen, mit der der deutschen Namen fast identisch. Als häufigster Mangel werden „untaugliche Pistolen“ (*oduglige pistoler*) angeführt, der diesbezügliche Vermerk ist bei zehn Reitern aus dem Dorpater Kreis und bei sechs aus dem Gebiet Riga/Kokenhusen/Pernau angegeben. Mit einem zum Dienst untauglichen Pferd sind insgesamt

---

<sup>55</sup> Zum Beispiel befanden sich von 388 Haken im Dorpater Kreis, auf die kein Rossdienst geleistet wurde, 309 Haken bzw. fast 80% entweder im Besitz des schwedischen Hochadels oder in geringerem Maße auch im Besitz der Krone. Siehe die Musterrolle der Dorpater Rossdienstpflichtigen, 6.1.1637, in: SRA, KRA, Rullor, 1637, vol. 18.

<sup>56</sup> FEDERLEY, Konung, stäthällare och korporationer (wie Anm. 3), S. 93f.

<sup>57</sup> TARKIAINEN, Maarevisjonid Eesti- ja Liivimaal (wie Anm. 48), S. 170. Auch in Estland hatte die Landrevision erhebliche Auswirkungen auf den Rossdienst. Während 1585 240 Reiter in die estländische Adelsfahne rekrutiert wurden, konnten nach der Durchführung der Landrevision nur ein Jahr später bereits 341 Reiter eingezogen werden. FEDERLEY, Konung (wie Anm. 3), S. 88f.

sechs Reiter erschienen.<sup>58</sup> Somit genügte die überwiegende Mehrheit der Eingetroffenen den Anforderungen. Zumindest hinsichtlich der Ausstattung handelte es sich durchaus um kampfbereite Truppen.

Zum Vergleich sei angemerkt, dass im Jahre 1640 auch die Rekrutierung der schwedischen Adelsfahne durchgeführt wurde. Aus dem ganzen Mutterland konnten nur etwas mehr als 300 Männer eingezogen werden, von denen ein Großteil mit einer mangelhaften Ausrüstung und viele sogar ohne Pferd erschienen.<sup>59</sup> Somit war die Adelsfahne einer Provinz des schwedischen Großreichs zahlenmäßig fast ebenso groß und ihrer Qualität nach mindestens gleichwertig mit derjenigen des Mutterlandes.

Bei der Rekrutierung im Januar 1646 in Wenden hatte die livländische Adelsfahne bereits 364 Reiter in ihren Reihen,<sup>60</sup> was die Zahl der 1637 rekrutierten 155 Reiter um mehr als das Doppelte übertraf. Im Vergleich zu den 709 Reitern des Jahres 1599 war es jedoch ein deutlicher Rückschritt. Der Kommissar von Liv- und Ingermanland Engelbrecht von Mengden schrieb Oxenstierna 1641, dass die Kluft zwischen der livländischen Adelsfahne in polnischer und schwedischer Zeit auf die schwedische Lehenpolitik zurückzuführen sei, in deren Folge ein Großteil des Grundbesitzes in den Besitz des schwedischen Hochadels übergegangen war.<sup>61</sup> Es ist jedoch wahrscheinlicher, dass bei der Rekrutierung von 1599 der doppelte Rossdienst eingeführt worden war, der etwa in Kurland in Zeiten erhöhter Kriegsgefahr eine übliche Praxis war.<sup>62</sup>

Interessanterweise stellte die Stadt Riga, die in den Musterrollen von 1637 und 1640 aufgeführt ist, drei bzw. sechs Reiter ab.<sup>63</sup> Wodurch sich aber die Adelsfahne tatsächlich als eine Militäreinheit des Adels auszeichnete, waren ihre Offiziere. Sowohl in der Liste des Jahres 1637 als auch in den Rechnungsbüchern der livländischen Gouvernementsregierung ab 1638 sind die Verzeichnisse der militärischen Führungskräfte der auf Grundlage des Rossdienstes formierten Einheiten namentlich aufgeführt. Die überwiegende Mehrheit der Offiziere stammte aus dem örtlichen Adel, wobei es sich weitgehend um dieselben Personen handelte, die zur gleichen Zeit in den Institutionen der Livländischen Ritterschaft tätig waren. Neben Otto von Mengden zählten zu den Mitgliedern des im 1643 Jahre gegründeten Landratskollegiums Fabian Plater und Ernst von Mengden, der im Jahre 1642 zum Rittmeister aufgestiegen war; Ernst fungierte von 1646 bis 1648

<sup>58</sup> Die Musterrolle der Rossdienstpflichtigen von Riga, Kokenhusen und Pernau, 13.1.1640, und die Musterrolle der Dorpater Rossdienstpflichtigen, 20.1.1640, in: KRA, Rullor, 1641, vol. 26.

<sup>59</sup> SÖRENSON, Adelns rusttjänst (wie Anm. 5), S. 224.

<sup>60</sup> Gabriel Oxenstierna an Königin Christina, 23.1.1646, in: SRA, Liv II, vol. 71.

<sup>61</sup> Engelbrecht von Mengden an Axel Oxenstierna, 1.2.1641, in: SRA, OS, vol. E659.

<sup>62</sup> KELLER, Lehnspflicht und äußere Bedrohung (wie Anm. 5), S. 65.

<sup>63</sup> Die Musterrolle der Rossdienstler von Riga, Kokenhusen und Pernau, 16.1.1637, in: SRA, KRA, Rullor, 1637, vol. 18; die Musterrolle der Rossdienstler von Riga, Kokenhusen und Pernau, 13.1.1640, in: SRA, KRA, Rullor 1641, vol. 26.

auch als Landmarschall der Ritterschaft.<sup>64</sup> Alle Rittmeister der Adelsfahne bekleideten auch Stellungen im livländischen Rechtssystem – Fabian Plater war von 1631 bis 1656 als Assessor am livländischen Hofgericht tätig, Ernst und Otto von Mengden fungierten viele Jahre als Landrichter (in Pernau und Kokenhusen). Mehrere Adlige, die 1630 und 1640 niedrigere Positionen in der Führung der Adelsfahne besetzten, stiegen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in einflussreiche Ämter sowohl in den Institutionen der Ritterschaft als auch in denjenigen des Staates auf.<sup>65</sup>

Während 1637 und 1640 die livländischen Rossdienstler noch getrennt rekrutiert wurden und die formierten Einheiten keiner einheitlichen Führung unterstellt waren, so war ab 1644 für Otto von Mengden außer der Besoldung eines Rittmeisters auch das Entgelt des Obersten der Adelsfahne vorgesehen.<sup>66</sup> Ab 1645 sind in den Rechnungsbüchern der livländischen Gouvernementsregierung neben dem Obersten auch noch Quartiermeister und Barbier angeführt; die drei erwähnten Positionen machten die Führung der Adelsfahne als Kavallerieregiment aus.<sup>67</sup> Somit bildeten die auf der Grundlage des Rossdienstes formierten drei Kompanien spätestens bis 1645 wieder eine einheitliche Adelsfahne, welche die ganze Provinz umfasste. Die ganze Einheit konnte aber nicht allein auf der Grundlage des Rossdienstes komplettiert werden. Ab 1644 wurden in den Rechnungsbüchern der Gouvernementsregierung die Kosten für die Rekrutierung von 36 Reitern zu den Ausgaben für die Adelsfahne hinzugefügt. Otto von Mengden hatte bereits seit 1635 versucht, durch Vermittlung des Generalgouverneurs die Vormundschaftsregierung für Königin Christina davon zu überzeugen, dass eine von der Adelsfahne unabhängige und aus Livländern zusammengesetzte Reitereinheit formiert werden müsse. Wegen des Widerstandes der Vormundschaftsregierung konnte dieser Plan nicht verwirklicht werden, doch wurde 1642 ein Kompromiss geschlossen – sollte der Rossdienst für die Komplettierung der drei Kompanien der Adelsfahne nicht ausreichen, konnten die vakant gebliebenen Stellen durch Rekrutierung besetzt werden.<sup>68</sup>

---

<sup>64</sup> GEORG VON KRUSENSTJERN: Die Landmarschälle und Landräte der Livländischen und der Öselschen Ritterschaft in Bildnissen, Hamburg 1963, S. 47ff.

<sup>65</sup> So etwa wurde Heinrich Patkull, der im Jahre 1640 in Otto von Mengdens Kompanie als Korporal Dienst geleistet hatte, zehn Jahre später zum Landmarschall ernannt, und Wolmar Schlippenbach, der im selben Jahr in Fabian Platers Kompanie im Rang eines Kornetts gestanden hatte, stieg im Jahre 1648 zum Rittmeister der schwedischen Armee auf.

<sup>66</sup> Hauptbuch der livländischen Gouvernementsregierung aus dem Jahr 1644, in: EAA 278/1/XXII-13a.

<sup>67</sup> Dasselbe aus dem Jahr 1645, in: EAA 278/1/XXII-14.

<sup>68</sup> TAMMISTO, Otto ja Engelbrecht von Mengden (wie Anm. 7) S. 22ff.

## *Die Adelsfahne als eine autonome Militäreinheit*

Sowohl bei den est- als auch livländischen Adelsfahnen handelte es sich um Militäreinheiten, die im Vergleich zu den Einheiten der regulären Armee einen Sonderstatus genossen. Dieser ging weitgehend auf den Prozess der Entwicklung der Adelsfahnen zurück, in dessen Verlauf die Grundsätze der Formierung und Einsetzung der jeweiligen Einheit durch die Verhandlungen zwischen Lehnsleuten und Landesherren festgelegt wurden. Somit hatte der Rossdienst seinen Platz im livländischen Rechtssystem und war zugleich eng mit den Privilegien des örtlichen Adels verbunden – auf beide Aspekte musste die schwedische Zentralgewalt bei in Livland Rücksicht nehmen.<sup>69</sup> Worin genau bestand aber die Autonomie der Adelsfahne in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts? Ein wichtiger Indikator dafür ist eine isolierte Stellung der Adelsfahne in der Struktur der schwedischen Armee. Während der behandelten Periode wurde die Adelsfahne kein einziges Mal einer anderen Einheit angeschlossen. Nur der Generalgouverneur übte die Befehlsgewalt über die Adelsfahne aus – in Kriegs- wie in Friedenszeiten; er nutzte sie sowohl aus eigener Initiative als auch aufgrund königlicher Erlasse.

Musste sich die Adelsfahne einerseits selbst die Ausstattung beschaffen, ließ man ihr andererseits relativ viel Spielraum hinsichtlich ihrer Organisation und der Sicherstellung der Disziplin in der Einheit. Aus den Patenten des Generalgouverneurs von Liv- und Ingermanland Bengt Oxenstierna und seiner Korrespondenz mit den Rittmeistern der livländischen Adelsfahne Otto von Mengden und Fabian Plater geht hervor, dass die Verantwortung für die korrekte Ableistung des Rossdienstes und die Kompletierung der Adelsfahne auf deren Offizieren lastete. So berichteten Otto von Mengden und Fabian Plater Oxenstierna im Mai/Juni 1635 über die Probleme mit den von schwedischen Großgrundbesitzern eingestellten Gutsverwaltern, welche die Bereitstellung von Reitern hinsichtlich des ihnen anvertrauten Grundbesitzes verweigerten. Sie gaben dem Generalgouverneur zu verstehen, dass ihre Autorität zu schwach sei, um die Gutsverwalter zur Erfüllung ihrer Pflicht gegenüber dem Staat zu zwingen.<sup>70</sup> Oxenstierna bevollmächtigte die beiden Rittmeister, alle Betroffe-

<sup>69</sup> Wenngleich Königin Christina die Privilegien des livländischen Adels erst im Jahre 1648 bestätigte, trifft man auch in den Dienstanweisungen für die früheren Generalgouverneure auf einen Punkt, welcher sie zur Beachtung der Privilegien der örtlichen Stände verpflichtete. So etwa heißt es 1634 in der Dienstanweisung für Bengt Oxenstierna, dass der Generalgouverneur unter anderem dafür sorgen müsse, „dass die Privilegien der Stände und Einzelpersonen aufrechterhalten“ (*hwadh ständh och eenschyllte Persohners privilegier maintineras*) werden. Siehe Dienstanweisung für Oxenstierna, 16.10.1634, in: SRA, OS, E516.

<sup>70</sup> Otto von Mengden an Bengt Oxenstierna, 19.5.1635; Otto von Mengden und Fabian Plater an Bengt Oxenstierna, 25.6.1635, in: LVVA, 7349/1/28. Zu Beginn der 1620er Jahre wurde ein groß angelegtes Vorhaben in Angriff genommen, in dessen Verlauf staatlicher Besitz in Livland als Lehen gegeben wurde und der schwedische



nen in seinem Namen daran zu erinnern, dass der Rossdienst für alle ohne Rücksicht auf den Stand, die Nationalität oder die Lebensbedingungen in gleicher Weise gelte.<sup>71</sup> Fünf Jahre später wurden die Befugnisse der Adelsfahne hinsichtlich des Rossdienstes weiter ausgebaut; nun erteilte der Generalgouverneur den Rittmeistern die Genehmigung, ihre Reiter auf die Güter zu schicken, welche die Leistung des Rossdienstes verweigerten. Der Gutsbesitzer bzw. -verwalter hatte dabei für die Unterhaltung der Reiter aufzukommen, die erst dann wieder abzogen, wenn das betreffende Gut seiner Dienstpflicht nachkam.<sup>72</sup>

Im Jahre 1642 erließ Oxenstierna eine Anordnung zur Aufrechterhaltung der Disziplin in der Adelsfahne. Im ersten Teil werden acht Fälle aufgeführt, bei denen der Rittmeister zur richterlichen Entscheidung und zur Verhängung einer angemessenen Strafe befugt war. Es handelte sich um leichtere Verstöße, wie etwa Verspätung am Rekrutierungsort, um Unachtsamkeit auf Wache oder im Feld, aber auch um Fälle des Widerstands gegenüber den Befehlshabern mit Worten oder Fäusten. Schwerere Verbrechen wie Hochverrat, Mord und der bewaffnete Widerstand gegen den Befehlshaber fielen automatisch in die Zuständigkeit des höheren Kriegsgerichts.<sup>73</sup> Somit ähnelte die Jurisdiktion des Rittmeisters der Adelsfahne derjenigen des Befehlshabers über ein Regiment der schwedischen regulären Armee. Allerdings hatte der Letztere nach den Kriegsartikeln von 1621 ein 13-gliedriges niederes Kriegsgericht zu bilden, um die Vergehen zu beurteilen;<sup>74</sup> über eine entsprechende Pflicht des Rittmeisters der Adelsfahne ist nichts bekannt. Auch dürfte der Rittmeister über die Verhängung von Strafen nach eigenem Ermessen entschieden haben, da sich in der Anordnung des Generalgouverneurs keine Einschränkungen finden.

Ein wesentlicher Indikator für die Autonomie der Adelsfahne ist der Grad, inwieweit die Staatsgewalt in die Struktur und die Führung der Adelsfahne eingriff. Um diese Frage ging es 1641, als die Vormundschaftsregierung für Königin Christina überlegte, ob Otto von Mengdens vereinigte Kompanie in zwei Abteilungen unterteilt werden sollte. Von Mengden widersetzte sich hartnäckig diesem Plan, wobei er sich in seinem Brief an den Generalgouverneur mit dem biblischen Jakob verglich, „der viel Jahr umb die schöne Rahel ümb gross Ehr und Nutz diente und wartt endlich mitt der schelen Lea bezahlet“.<sup>75</sup> Auf seine Meinung wurde aber keine Rücksicht genommen. Seit Oktober 1642 gab es in der livländischen

---

Hochadel sich in Livland ausgedehnten Grundbesitz aneignete. Bis 1641 waren von 4 343 Haken in Livland 2 509 Haken im Besitz des schwedischen Hochadels: HAGEMESTER, Auszüge aus Livländischen Landtags-Verhandlungen (wie Anm. 6), S. 15.

<sup>71</sup> Bengt Oxenstierna an Otto von Mengden und Fabian Plater, 27.6.1635, in: LVVA, 7349/1/29.

<sup>72</sup> Bengt Oxenstiernas öffentliches Mandat, 30.7.1640, in: LVVA, 7349/1/30.

<sup>73</sup> Bengt Oxenstiernas Punkte über die Befugnisse des Rittmeisters der Adelsfahne, 6.7.1642, in: LVVA, 7349/1/31.

<sup>74</sup> LAIDRE, Üks hä tru ja öige sullane (wie Anm. 2), S. 352.

<sup>75</sup> Otto von Mengden an Bengt Oxenstierna, 24.10.1641, in: EAA, 278/1/XVIII-6.

Adelsfahne drei anstelle der früheren zwei Kompanien.<sup>76</sup> Ein Jahr zuvor hatte Rittmeister Plater wegen seines hohen Alters und seines schlechten Gesundheitszustandes sein Amt als Rittmeister der Adelsfahne des Dorpater Kreises quittiert. Somit waren in Livland 1642 zwei Rittmeisterstellen vakant, woraus sich die Frage ergab, wer befugt war, diese Stellen neu zu besetzen. Der lokale Adel und die Staatsgewalt waren in dieser Hinsicht unterschiedlicher Auffassung. Im Mai 1641 wandten sich elf Adlige des Dorpater Kreises an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina mit dem Gesuch, den bereits gewählten neuen Rittmeister Gotthard Wilhelm Budberg in seinem Amt zu bestätigen. In gleicher Weise sei auch der vorige Rittmeister Fabian Plater ins Amt eingesetzt worden. Schließlich müsse die Wahl eines Offiziers sicherstellen, dass „nicht ein frembder, der nemblich nicht im Dörptischen Creise sitz und wohnhafft, uns zum präjudicio und despect vorgezogen“ werde.<sup>77</sup> In der Resolution der Vormundschaftsregierung vom Oktober 1642 wurde demgegenüber festgelegt, dass Plater nach wie vor die Pflichten des Rittermeisters des Dorpater Kreises wahrzunehmen habe und Otto von Mengden an der Spitze der kürzlich formierten Wendener Kompanie verbleibe. Zum Rittmeister der Pernauer Kompanie wurde Otto von Mengdens Bruder Ernst ernannt.<sup>78</sup>

Somit zog die Vormundschaftsregierung den Ärger des livländischen Adels auf sich. Im Sommer 1643 reiste eine Adelsdelegation der Provinz nach Stockholm, die der Vormundschaftsregierung eine umfangreiche Petition vorlegte, in der hauptsächlich die Ausdehnung des livländischen Landesstaates und die Ausweitung seiner Befugnisse bezweckt wurden.<sup>79</sup> Im zehnten Punkt der Petition wurde darauf hingewiesen, dass die Wahl der Offiziere der Adelsfahne entsprechend den althergebrachten Rechten in die Zuständigkeit des Adels selbst fallen müsse, und um Bestätigung dafür ersucht, dass dieser Grundsatz auch in Zukunft eingehalten werde.<sup>80</sup> Die Vormundschaftsregierung akzeptierte nun diesen Vorschlag – doch nur unter der Bedingung, dass damit den Interessen der königlichen Majestät in Livland in keiner Weise geschadet werden dürfe.<sup>81</sup>

---

<sup>76</sup> Die Vormundschaftsregierung für Königin Christina an Bengt Oxenstierna, 10.10.1642, in: SRA, Reichsregistratur (*Riksregistraturet*, künftige RR), vol. 214.

<sup>77</sup> Die Adligen des Dorpater Kreises an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina, 21.5.1641, in: SRA, Liv II, vol. 148.

<sup>78</sup> Die Vormundschaftsregierung für Königin Christina an Bengt Oxenstierna, 10.10.1642, in: SRA, RR, vol. 214.

<sup>79</sup> Zur Wiederherstellung der Livländischen Ritterschaft und die damit verbundenen Ereignisse im Jahre 1643 siehe BIENEMANN d.J., Die Begründung des livländischen Landrathscollégiums (wie Anm. 6).

<sup>80</sup> Die Livländische Ritterschaft an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina, 12.5.1643, in: SRA, Liv II, vol. 148.

<sup>81</sup> Resolution der Vormundschaftsregierung für Königin Christina, 4.7.1643, in: SRA, RR, vol. 217.

*Die Tätigkeit der Adelsfahne und deren  
Auswirkungen auf die Beziehungen  
zwischen dem livländischen Adel und  
der schwedischen Zentralgewalt*

Die Adelsfahne übte in erster Linie eine militärische Funktion aus – es hieß, Livland im Fall eines Angriffs zu schützen. Es sei daran erinnert, dass sich der livländische Adel zunächst aktiv am Schwedisch-Polnischen Krieg in Livland beteiligt hatte, indem er sowohl im polnischen als auch im schwedischen Lager kämpfte. Bekanntlich erschien die Adelsfahne erst im August 1635 wieder auf den Schlachtfeldern der Region, als Hetman Krzysztof II. Radziwiłł mit seinen litauischen Truppen in Livland einfiel.<sup>82</sup> Dieser Konflikt war nur von kurzer Dauer und endete bereits im September des gleichen Jahres mit der Wiederherstellung des Status quo.<sup>83</sup> Die knappen Angaben über die Tätigkeit der Adelsfahne in diesem Krieg sind jedoch widersprüchlich. Friedrich Gustav Bienemann d. J. zufolge nahm Otto von Mengdens Kompanie im August 1635 die Burg von Sunzel ein, die die Polen zuvor von den Schweden erobert hatten.<sup>84</sup> Allerdings werden in der Quelle, auf die Bienemann verweist, weder die Adelsfahne noch Otto von Mengden erwähnt.<sup>85</sup> Da jedoch Generalgouverneur Bengt Oxenstierna im Sommer 1635 in regem Schriftverkehr mit den Rittmeistern Otto von Mengden und Fabian Plater stand und die Rekrutierung der Adelsfahne auf den 24. Juli in Neumühlen festgelegt wurde,<sup>86</sup> ist es tatsächlich wahrscheinlich, dass die Rossdienstler damals eingesetzt worden sind.

Erneut wurde die Adelsfahne im Juli 1639 auf die Probe gestellt, als eine Truppe des brandenburgischen Kurfürsten unter der Leitung von Oberst Both im südlichen Teil Livlands einfiel.<sup>87</sup> Ein wesentlicher Unterschied im Vergleich zu 1635 war der Umstand, dass der Angriff diesmal sowohl für die lokalen Behörden als auch für die Vormundschaftsregierung völlig überraschend kam.<sup>88</sup> Damit lässt sich auch erklären, dass die Kompanien

<sup>82</sup> SERAPHIM, Livländische Geschichte (wie Anm. 4), S. 335.

<sup>83</sup> MARGUS LAIDRE: *Domus belli: Põhjamaade Saja-aastane sõda Liivimaal 1554–1661* [Domus belli: Der Hundertjährige Krieg der nordischen Länder in Livland 1554–1661], Tallinn 2015, S. 769.

<sup>84</sup> BIENEMANN, Die Begründung des livländischen Landrathscollegiums (wie Anm. 6), S. 15f.

<sup>85</sup> Bengt Oxenstierna an die schwedische Heeresleitung, 20.9.1635, in: LVVA, 7349/1/29.

<sup>86</sup> Siehe Anm. 52.

<sup>87</sup> Hierzu siehe AUGUST SERAPHIM: Des Obersten Both Anschlag auf Livland (1639) und sein Zusammenhang mit der allgemeinen Politik der Zeit: Ein Beitrag zur Geschichte Kurfürst Georg Wilhelms von Brandenburg, Königsberg 1895.

<sup>88</sup> So etwa gelangten die Informationen über einen unerwarteten Angriff an Generalgouverneur Bengt Oxenstierna in der Zeit, als er sich auf einer Rundfahrt in Ingermanland aufhielt. Bengt Oxenstierna an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina, 4.7.1639, in: SRA, Liv II, vol. 68.

der Adelsfahne die einzigen Reitereinheiten waren, die sich in der Provinz aufhielten.<sup>89</sup> Ungeachtet dessen, dass die feindlichen Truppen Livland bereits ein paar Wochen nach ihrem Einfall wieder verließen und die unmittelbare Gefahr bereits vor der Mobilmachung der in Livland stationierten schwedischen Truppen vorbei war, erteilte der Generalgouverneur den Kompanien der Adelsfahne den Befehl, sich für den Schutz der Düna bereitzuhalten.<sup>90</sup> Die Versetzung der Einheiten in Kampfbereitschaft benötigte jedoch einige Zeit – die im Juli erteilte Anordnung wurde erst im September ausgeführt. Gemäß dem Befehl aus Stockholm musste von Mengdens Kompanie ihre Patrouillengänge am Dünaufer so lange fortsetzen, bis die aus Finnland entsandten Einheiten eintrafen.<sup>91</sup> Es verdient Beachtung, dass die Kompanie bei dieser Aufgabe aus öffentlichen Mitteln versorgt wurde. Den Rechnungsbüchern der livländischen Gouvernementsregierung lässt sich entnehmen, dass ihr am 9. Oktober auf Anordnung Oxenstiernas eine große Menge an Ausrüstung bereitgestellt wurde – überwiegend diverse Uniformelemente.<sup>92</sup> Dabei galt doch der allgemeine Grundsatz, dass sich die Adelsfahne ihre Ausrüstung selbst beschaffen musste. Spätestens ab Januar 1640 war von Mengdens Kompanie von der Patrouillenpflicht befreit.<sup>93</sup>

Angesichts der Tatsache, dass die außenpolitischen Ambitionen des Schwedischen Reichs in den 1630er Jahren auf deutsche Gebiete gerichtet waren, liegt es auf der Hand, dass für die Verteidigung der Ostseeprovinzen keine großen Mittel aufgebracht werden konnten. Die Ereignisse im Sommer 1639 zeigten deutlich, dass die Verteidigung auf unerwartete Angriffe nicht vorbereitet war. Zur Lösung der Situation sollte unter anderem die livländische Adelsfahne herangezogen werden, weshalb die Grundlagen ihrer Tätigkeit seit 1639 gründlich revidiert wurden. Im Juli kam der Stockholmer Reichsrat zu der Auffassung, dass die Zahl der Offiziere und Unteroffiziere der Adelsfahne erhöht werden müsse, um zu einer besseren Ausbildung und einer höheren Einsatzbereitschaft der Einheit beizutragen. Außerdem wurde beschlossen, dass die Offiziersstellen mit

<sup>89</sup> Im Rechnungsbuch der livländischen Gouvernementsregierung für das Jahr 1639 taucht auch die Dragonerkompanie unter der Leitung von Major Otto Welling auf, deren Soldaten und Offiziere aber ab Juli 1639 besoldet wurden. Somit wurde die betreffende Einheit erst als Erwiderung auf den erfolgten Angriff formiert. EAA, 278/1/XXII-8.

<sup>90</sup> Bengt Oxenstierna an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina, 18.7.1639, in: SRA, Liv II, vol. 68.

<sup>91</sup> Die Vormundschaftsregierung für Königin Christina an Bengt Oxenstierna, 6.9.1639, in: SRA, RR, vol. 199.

<sup>92</sup> Der Kompanie der Adelsfahne unter der Leitung Otto von Mengdens wurden unter anderem 105 Kopfbedeckungen, 108 Ellen gewöhnlichen Stoff und 57 Ellen grauen Stoff, Knöpfe, farbige Bänder u.a. zur Verfügung gestellt. Der Gesamtwert der Ausrüstung belief sich auf 1 106 Reichstaler. EAA, 278/1/XXII-61, S. 973.

<sup>93</sup> Im Januar 1640 wurden in Wenden die Rekrutierungen der Kompanien der Adelsfahne durchgeführt, wo sowohl Otto von Mengdens als auch Fabian Platers Einheiten anwesend waren.

Vertretern des lokalen Adels zu besetzen waren.<sup>94</sup> Anfang 1640 konnte Oxenstierna in seinem Schreiben an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina feststellen, dass der livländische Rossdienst in einen guten Zustand gebracht worden sei, von jetzt an stehe er immer zur Verfügung samt guten Männern und Waffen.<sup>95</sup> Im selben Jahr lieferte der Generalgouverneur den Rittmeistern der Adelsfahne wiederholt Informationen über die angespannte außenpolitische Lage und verpflichtete sie dazu, ihre Einheiten darauf vorzubereiten, dass sie im Fall eines Angriffs in der Lage wären, sogar im Laufe einiger Stunden zu reagieren.<sup>96</sup> Dies bedeutete faktisch, dass die Adelsfahne nicht mehr nur einmal im Jahr zur Rekrutierung oder in Reaktion auf einen feindlichen Angriff zu versammeln war, sondern ständig einsatzbereit sein musste. Diese wesentliche Veränderung der Grundbedingungen der Adelsfahne bedeuteten für den Adel in erster Linie einen beträchtlichen Anstieg der Kosten des Rossdienstes, weil ein vom Grundbesitzer in Dienst genommener Reiter musste während der Rekrutierung und während des Einsatzes doppelt besoldet werden. Als die Ende 1639 in Livland eingetroffenen finnischen Einheiten drei Jahre später in ihre Heimat zurückkehrten, verpflichtete die Vormundschaftsregierung für Königin Christina die Einheiten der Adelsfahne dazu, sich erneut für den Schutz der Düna bereitzuhalten. Dabei sollten sie alle Aufgaben, die zuvor auf den Finnen gelastet hatten, übernehmen.<sup>97</sup> Auch wenn diese Anordnung im folgenden Jahr aufgrund der Proteste der Ritterschaft aufgehoben wurde, blieb die Forderung nach ständiger Einsatzbereitschaft bestehen. Somit war eine recht chaotische Einheit, die schwer zu handhaben war, in nur wenigen Jahren zu einer organisierten und kampffähigen Truppe reorganisiert worden, von der man erwartete, dass sie im Fall eines Angriffs unverzüglich reagiere.

Außer der Wahrnehmung militärischer Aufgaben erfüllte die Adelsfahne auch eine repräsentative Funktion. Im Untersuchungszeitraum reiste 1642 und 1646 eine zahlenmäßig starke, mehr als hundertköpfige russische Delegation durch Livland. Beide Male trug die Adelsfahne unter von Megenden die Verantwortung für den Empfang der Gesandten und für ihre Begleitung bis nach Riga.<sup>98</sup> 1642 hatte der Generalgouverneur bei von

<sup>94</sup> Svenska riksrådets protokoll (wie Anm. 47), Bd. VII, S. 541.

<sup>95</sup> Bengt Oxenstierna an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina, 18.3.1640, in: SRA, Liv II, vol. 68.

<sup>96</sup> „Als ist hiermit an diese Rittmeistern mein gesuch und begehren, derselbe allen und jeden unter seine Compagnier gehörigen eylig und ernstlich anmelden und uferlegen solte, daß sich ein jeder zum auffbruch täglich ia stündlich dargestalt fertig und bereit halten möge“. Bengt Oxenstierna an Otto von Mengden und Fabian Plater, 28.5.1640, in: LVVA, 7349/1/30.

<sup>97</sup> Die Vormundschaftsregierung für Königin Christina an Bengt Oxenstierna, 10.10.1642, in: SRA, RR, vol. 214.

<sup>98</sup> Zu den Ereignissen des Jahres 1642 siehe Otto von Mengdens Briefe an Bengt Oxenstierna, 14.6. und 22.6.1642, in: EAA, 278/1/XVIII-6; über die russische Gesandtschaft, die 1646 durch Livland reiste, gibt es einen ausführlichen Bericht von

Mengden interessanterweise darum ersucht, eine repräsentative Einheit aus etwa 30 Reitern der Adelsfahne und aus 70 Angehörigen der schwedischen Streitkräfte, die sich in der Provinz aufhielten, zusammzusetzen. Die Russen wurden indes mit 100 Reitern empfangen, die allesamt zur Adelsfahne gehörten.<sup>99</sup> Dabei darf mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass die Adelsfahne für einen Großteil der entstehenden Kosten für die Bewirtung der ausländischen Gäste selbst aufkommen musste.<sup>100</sup>

Dass sich der Staat immer mehr auf Rossdienstler stützte, veranschaulichen die Veränderungen in den Aufwendungen für die Adelsfahne in den Jahren von 1633 bis 1653 (siehe Tab. 1). Während Stockholm 1633 der Adelsfahne noch keinen einzigen Reichstaler zufließen ließ, wurden die Rittmeister spätestens ab 1635 mit einem Jahresgehalt in Höhe von 88 Reichstalern besoldet; im darauffolgenden Jahr war die Besoldung bereits auf 300 Reichstaler angewachsen. Einen sprunghaften Anstieg erfuhren die öffentlichen Aufwendungen für die Adelsfahne 1638, als außer den Rittmeistern auch alle Offiziere und Unteroffiziere besoldet wurden, wodurch die Kosten auf 2 844 Reichstaler jährlich anstiegen. Dieser Trend setzte sich bis 1645 fort, als die Adelsfahne die stabile Größe und Struktur eines aus drei Kompanien bestehenden Regimentes erreicht hatte. Durch die Aufwendungen für die Führung des Regiments und die Rekrutierung wurde die staatliche Unterstützung für die Adelsfahne auf 13 458 Silbertaler erhöht. In den darauffolgenden Jahren blieben die Aufwendungen stabil, weshalb angenommen werden kann, dass es keine größeren Veränderungen in Struktur und Größe der Adelsfahne gab.<sup>101</sup> Während der Staat für den Unterhalt des Führungspersonals aufkam, trugen die Gutsbesitzer die Verantwortung für die Besoldung und Ausrüstung der Soldaten.

Es ist wohl kein Zufall, dass je mehr der Staat den livländischen Adel hinsichtlich der Verteidigung der Provinz in die Pflicht nahm, die Ritterschaft immer deutlicher Anspruch auf größere Rechte bei der Verwaltung Livlands erhob. Als eine livländische Adelsdelegation im Jahre 1642 nach Stockholm reiste, um die königliche Genehmigung für die im Jahre 1637 eingerichtete Kasse der Ritterschaft einzuholen, erinnerte Reichskanzler Axel Oxenstierna die Livländer daran, dass von ihnen nach wie vor erwartet wurde, Beistand zur Verteidigung des Landes zu leisten, und

---

Generalgouverneur Gabriel Oxenstierna. Siehe seinen Bericht an Königin Christina im Mai 1646, in: SRA, Liv II, vol. 71.

<sup>99</sup> Bengt Oxenstierna an Otto von Mengden, 16.6.1642, in: LVVA, 7349/1/31.

<sup>100</sup> Otto von Mengden gab in seinem Brief vom 22. Juni dem Generalgouverneur bekannt, dass die russischen Gesandten kein Geld mitgebracht hätten, weil man ihnen einen kostenlosen Unterhalt zugesagt hätte. Auch finden sich in den Rechnungsbüchern der livländischen Gouvernementsregierung keine Vermerke darüber, dass der schwedische Staat von Mengden oder der Adelsfahne irgendeine Entschädigung gezahlt hätte.

<sup>101</sup> Eine geringe Zunahme der Kosten für die Adelsfahne nach 1645 war durch den Anstieg der Rekrutierungskosten bedingt: Die Rechnungsbücher der livländischen Gouvernementsregierung 1633–1653, in: EAA, 278/1/XXII-2 bis 22.

dass die Adelsfahne auf „unerwartete Fälle“ (*subita casuum*) vorbereitet sei. Die Kasse der Ritterschaft wurde vom König genehmigt.<sup>102</sup> Schon ein Jahr später reiste die nächste livländische Adelsdelegation in die Hauptstadt, um diesmal die Genehmigung für die Bildung des ritterschaftlichen Landrats einzuholen. Während des Verhandlungs- und Entscheidungsprozesses legte Axel Oxenstierna dem Staatsrat Argumente dafür vor, dass es ratsam sei, auf die Wünsche des livländischen Adels einzugehen. Unter anderem sollte die Bildung des Landrats nach Ansicht des Reichskanzlers dazu beitragen, den livländischen Adel noch enger an den Staat zu binden und ihn dazu zu befähigen, „die Last der Sicherung der Landesgrenze zu tragen“.<sup>103</sup> Am 4. Juli 1643 erteilte die Vormundschaftsregierung für Königin Christina die Genehmigung zur Gründung des livländischen Landrats.<sup>104</sup> Wahrscheinlich waren Oxenstiernas Überlegungen, welchen Einfluss die Gründung des Landrats auf die Gesinnung des örtlichen Adels ausüben könnte, stichhaltig. Als am Ende des gleichen Jahres der Schwedisch-Dänische Krieg ausbrach, sagten die Landräte in ihrem Schreiben an die Vormundschaftsregierung im Namen des ganzen livländischen Adels zu, „sich mit höchster trew und fleiß bemühen [zu] wollen, damit nicht allein der Roßdienst zue allenzeiten und stunden parat und fertig sein möge, sondern auch daß so viel müglich allen feindtlichen Machinationibus und anschläger zeitig gewehret, oder auch auff allen unverhoffeten fall mänlich und standhaftig begegnet werden möge“.<sup>105</sup>

### Zusammenfassung

Die schwedischen Staatsmänner, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Machtkampf um die östliche Ostseeküste eingriffen, wurden mit einer Region konfrontiert, in der ihnen die Verwaltung einer Gesellschaft oblag, die sich in vielen Aspekten von der des Mutterlandes unterschied. Einer dieser Unterschiede lag in der Praxis des Rossdienstes, der in Livland bereits im Mittelalter eingeführt worden war, in dessen Ergebnis die Adelsfahne formiert wurde. Im Hinblick auf die geografische Lage Liv- und Estlands und den Umstand, dass die militärischen Ressourcen des Schwedischen Reichs aufgrund der fast ununterbrochenen Kriege beschränkt waren, war dies ein Thema, das für den Staat durchaus Gewicht hatte. Somit musste sich das Zentrum zunächst über die frühere Praxis Klarheit verschaffen, um auf dieser Grundlage die Praxis des Rossdienstes und der Adelsfahne zu fixieren. Als in den 1630er Jahren die

<sup>102</sup> Svenska riksrådets protokoll (wie Anm. 47), Bd. IX, S. 423.

<sup>103</sup> *De draga lasten af grentzernes försvar.*

<sup>104</sup> Svenska riksrådets protokoll (wie Anm. 47), Bd. X (1643–1644), Stockholm 1905, S. 194.

<sup>105</sup> Die livländischen Landräte an die Vormundschaftsregierung für Königin Christina, 28.5.1644, in: SRA, Liv II, vol. 148.

livländische Adelsfahne wiederhergestellt werden sollte, hielt man auf der einen Seite zwar an den früheren Prinzipien fest: Der Rossdienst beruhte auf der Größe des Grundbesitzes und die Angaben des Adels bezüglich der konkreten Hakenzahl, für die je ein Reiter gestellt werden musste, wurden berücksichtigt. Des Weiteren wurde nicht darauf bestanden, dass der Grundbesitzer selbst den Rossdienst leiste. Die Adelsfahne konnte insgesamt ihre weitgehend autonome Position aufrechterhalten. Auf der anderen Seite verlangte der Staat auch mehrere Änderungen, die in erster Linie die Funktion der Adelsfahne betrafen.

Wenn Bengt Federley im Hinblick auf die estländische Adelsfahne feststellt, dass die Einheit zu Beginn des 17. Jahrhunderts ihre Bedeutung weitgehend eingebüßt hatte,<sup>106</sup> dann ist dieser Befund nicht auf die livländische Adelsfahne zu übertragen. Ab der zweiten Hälfte der 1630er Jahre und insbesondere nach den Ereignissen im Sommer 1639 stützte sich der Staat bei der Verteidigung Livlands zunehmend auf die Adelsfahne. Deren Einheiten wurden bei Bedarf aus öffentlichen Mitteln unterhalten, und der Anteil öffentlicher Zuwendungen für die Adelsfahne nahm beträchtlich zu. Auch konnte der Staat in Zusammenarbeit mit dem Adel die Disziplin des Rossdienstes verbessern. Aus diesen Gründen entwickelte sich die Adelsfahne bis zur Mitte der 1640er Jahre zu einer aus 350 Männern bestehenden, organisierten und operativen Reitereinheit, der eine wichtige Rolle bei der Sicherung der Verteidigungsfähigkeit der Provinz zukam. Dass die Unterhaltung der Adelsfahne auch dem Adel größere Anstrengungen auferlegte als früher, wurde auch in Stockholm registriert. Auch wurde verstanden, dass der Wunsch, sich bei der Verteidigung der Provinz auf die Adelsfahne zu stützen, gute Beziehungen zum örtlichen Adel voraussetzte. Vor diesem Hintergrund erhält man ein vertieftes Bild von der Ausweitung des livländischen Landesstaates in den 1640er Jahren. Während dieser Prozess bislang als zwangsläufige Folge der in den 1630er Jahren revidierten Provinzialpolitik des Schwedischen Reichs betrachtet wurde<sup>107</sup> oder als Beleg dafür herangezogen worden ist, dass die konsequenten Bemühungen des örtlichen Adels erfolgreich waren, so dürfte es auf der Hand liegen, dass dabei mehr Faktoren eine Rolle gespielt haben.

---

<sup>106</sup> FEDERLEY, *Konung, ståthållare och korporationer* (wie Anm. 3), S. 96.

<sup>107</sup> Diesen Standpunkt vertritt sehr deutlich etwa HEYDE, *Zwischen Kooperation und Konfrontation* (wie Anm. 23).



– **Tab. 1.** *Öffentliche Zuwendungen für die livländische Adelsfahne in den Jahren 1635–1653.*

	1635	1636	1638	1640	1645	1653
Dorpater Kompanie unter der Leitung Fabian Platers	88 Reichstaler	300 Reichstaler	1422 Reichstaler	2222 Silbertaler	3384 Silbertaler	3384 Silbertaler
Vereinigte Kompanie unter der Leitung Otto von Mengdens (bis 1642)	88 Reichstaler	300 Reichstaler	1422 Reichstaler	2133 Silbertaler	-	-
Wendener Kompanie unter der Leitung Otto von Mengdens (ab 1644)	-	-	-	-	3384 Silbertaler	3384 Silbertaler
Pernauer Kompanie unter der Leitung Ernst von Mengdens (ab 1644)		-	-	-	3384 Silbertaler	3384 Silbertaler
Führung des Regiments und 36 eingezogene Reiter (ab 1644)					3306 Silbertaler	5550 Silbertaler
Insgesamt	176 Reichstaler	600 Reichstaler	2 844 Reichstaler	4 355 Silbertaler	13 458 Silbertaler	15 702 Silbertaler

SUMMARY

*The Mandatory Cavalry Service and the Cavalry Corps of the Nobility in Livland*

The mandatory cavalry service of the nobility laid the basis for one of the oldest and most stable military units on the Eastern coast of the Baltic Sea, the cavalry corps of the nobility. Regarding the immediate region, comprehensive studies exist concerning Finland, Kurland and, to a degree, also Estland, yet hitherto no research has been conducted as to the mandatory cavalry service and the cavalry corps of the nobility of Livland.

Still, the aim of the article is not only to fill in existing gaps in historical knowledge – the first half of the 17<sup>th</sup> century was of a decisive importance in Livland's further development. It was at that time that the boundaries between the power of the nobility and the Swedish state were determined and the basis for the self-government of Livland's nobility established. The local nobility and the cavalry corps formed on its basis had a significant role in the process.

This article discusses the emergence of the nobility's cavalry service and cavalry corps in medieval Livonia, the developments accompanying the wars and shifts of power in the second half of the 16<sup>th</sup> century and in the early 17<sup>th</sup> century, the more specific regulation of the cavalry service and the emergence of the cavalry corps of the nobility under Swedish rule in the 1630s and 1640s, as well as its activities in defending Livland. The central question addressed is concerned with whether, and to what degree, participation in the mandatory cavalry service and the activities of the cavalry corps affected the relations between the nobility and central power. Attempts to answer this question draw on the communication between different institutions of state power, as well as the addresses made to representatives of the state power by the nobility of Livland. Valuable information on participating in the mandatory cavalry service as well as the size, equipment, membership and structure of the cavalry corps has been gained from the few surviving registers of the cavalry corps of the nobility of Livland.

The study shows that, on the one hand, there was considerable continuity in the mandatory cavalry service and the cavalry corps in Livland – several of the principles that had evolved in the Middle Ages remained valid throughout the period considered. On the other hand, there appeared also willingness to undertake innovations. Thus, in the 1630s and 1640s the rather ineffective unit that used to be summoned only in case of emergency was replaced by a battle-ready cavalry regiment of constant preparedness that would evolve into an important part of the state defence policy of Sweden in Livland. Such a transformation would require considerably higher expenses and more dedication from the nobility compared to the earlier period. The article draws the conclusion that the changes in the principle of the functioning of the cavalry corps of the nobility did not come about as a result of the state's application of coercive mechanisms. Rather, they grew out of the common interests and collaboration of the nobility and the state power. Hence, it is no coincidence that in parallel with the increase in the size and importance of the cavalry corps, the self-government of Livland's nobility would also evolve. A reason for this lies in the desire of the state power to be on good terms with the local nobility who, if necessary, could be delegated tasks and obligations belonging in the competence of state power.

# Die Geburt einer Legende. Zu den Voraussetzungen der Verbreitung der Vorstellung des ‚Rechts der ersten Nacht‘ auf estnischem Gebiet

VON MERILI METSVAHI

Seit Benedict Andersons Konzept der „vorgestellten Gemeinschaft“<sup>1</sup> weiß man, dass die Zugehörigkeit zu einer Gruppe keinen Augenkontakt voraussetzt. Eher wird die Gruppe, und nichts anderes ist eine „Nation“, einheitlich durch eine Erzählung über die gemeinsame Vergangenheit konstituiert. Die estnische nationale Erzählung wurde seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschaffen und prägt die estnische Gesellschaft bis heute. Als das einflussreichste Bestandteil dieses Narrativs kann die Vorstellung von der „700-jährigen Nacht der Sklaverei“ betrachtet werden, die jedoch einige zusätzliche Komponenten benötigte, um genügend Anziehungskraft zu entwickeln. Die Vorstellung des ‚Rechts der ersten Nacht‘ (*ius primae noctis*) war dazu geeignet, diese „Meistererzählung“ zu verfestigen.

Das zentrale Thema dieses Aufsatzes ist nicht, wie die Vorstellung vom ‚Recht der ersten Nacht‘ dem estnischen Publikum letztlich schmackhaft gemacht wurde, sondern die Vorgeschichte dieser Einführung. Da sich die Vorstellung von diesem Recht im kulturellen Gedächtnis der Esten eingestaltet hat,<sup>2</sup> ist eine Beschäftigung mit diesem Thema auch für das heutige historische Bewusstsein von Bedeutung.

Weder der Umstand, dass die betreffende Phrase jedermann bekannt sein dürfte, noch die Tatsache, dass sie gelegentlich Eingang in sonst durchaus seriöse historische Studien gefunden hat,<sup>3</sup> bedeutet, dass es sich um eine

---

Die Anfertigung des Beitrages wurde durch das Wissenschaftsprogramm der Universität Tartu PHVAJ 18901 unterstützt.

<sup>1</sup> Siehe BENDICT ANDERSON: Die Erfindung der Nation. Zu Karriere eines folgenreichen Konzepts, Berlin 1998.

<sup>2</sup> Es sei als Beispiel an dieser Stelle ein Diskussionsbeitrag in einem Internetforum zur Familiengeschichte vom 18.1.2011 angegeben: „Ich habe irgendwo gehört, dass es während der Gutsherrschaft Brauch gewesen sei, dass der Gutsbesitzer vor der Eheschließung des Brautpaares das ‚Recht der ersten Nacht‘ besaß. Ist das wahr? Meine Vorfahren behaupten steif und fest, dass wir die Nachkommen eines unehlichen Kindes des Gutsbesitzers von Heimthal seien und nun möchte ich dies feststellen. Der Baron habe also von seinem ‚Recht der ersten Nacht‘ Gebrauch gemacht und in dessen Folge sei dann einer meiner Vorfahren geboren worden.“ ([www.isik.ee/foorum](http://www.isik.ee/foorum), letzter Zugriff 11.12.2018).

<sup>3</sup> So schreiben Kari und Ülle Tarkiainen in ihrer Abhandlung über die schwedische Zeit, dass die Gutsbesitzer der Ostseeprovinzen das Recht der ersten Nacht besaßen,

historische Tatsache handelt. Die relativ zahlreichen Nachrichten über die *ius primae noctis*, die im Archiv für estnische Volksdichtung (*Eesti Rahvaluule Arhiiv*) und im Estnischen Kulturgeschichtlichen Archiv (*Eesti Kultuurilooline Arhiiv*) des Estnischen Literaturmuseums (*Eesti Kirjandusmuuseum*) vorliegen, stammen überwiegend aus dem 20. Jahrhundert.

Selbst wenn die Trope der *ius primae noctis* in der Belletristik zumindest ab dem Mittelalter – nach Ansicht mehrerer Forscher bereits im „Gilgamesch“ – gebraucht wurde, so tendiert der ganz überwiegende Teil der Wissenschaftler seit dem bahnbrechenden Werk Karl Schmidts dazu, dass es sich dabei eher um eine weit verbreitete Vorstellung gehandelt haben dürfte, nicht um eine historische Tatsache.<sup>4</sup> Eine verneinende oder bejahende Beantwortung der Frage, ob eine *ius primae noctis* jemals irgendwo existiert hat oder nicht, wird auch dadurch verkompliziert, dass es in der Forschung keinen Konsens darüber gibt, ob dieser Ausdruck einen sexuellen oder einen symbolischen Akt bezeichnet.<sup>5</sup> An vielen Orten in Europa wurden von den Untertanen als Ausgleich dafür, dass auf das Recht der ersten Nacht „verzichtet“ wurde, Abgaben eingetrieben.<sup>6</sup> Während der französischen Revolution wurde der Topos dieses vermeintlichen Vorrechts als Waffe in der politischen Auseinandersetzung eingesetzt.<sup>7</sup> Weder die Energie, die Journalisten, Historiker, Kulturschaffende und Politiker nach der Revolution für die Auseinandersetzung mit diesem Thema aufwandten, noch die Unmengen an Papier, auf dem die Abhandlungen darüber

---

doch sei es in Wirklichkeit nur selten wahrgenommen worden. KARI TARKIAINEN, ÜLLE TARKIAINEN: Meretagune maa. Rootsi aeg Eestis 1561–1710 [Das Land jenseits des Meeres. Die schwedische Zeit in Estland 1561–1710], Tallinn 2014, S. 163. Vgl. die Kritik von ENN KÜNG: Käsitlus Rootsi võimu ajajärgust Eestis [Abhandlung über die Großmachtzeit Schwedens in Estland], in: Akadeemia 2015, Nr. 8, S. 1491–1499, hier S. 1498, sowie die Antwort der Autoren KARI TARKIAINEN, ÜLLE TARKIAINEN: Vastuseks eelolevale [In Erwiderung auf das Vorstehende], in: ebenda, S. 1500–1503, hier S. 1501.

<sup>4</sup> KARL SCHMIDT: *Jus primae noctis*. Eine geschichtliche Untersuchung, Freiburg i. Breisgau 1881; JÖRG WETTLAUFER: *Das Herrenrecht der ersten Nacht*. Hochzeit, Herrschaft und Heiratszins im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Frankfurt und New York 1999.

<sup>5</sup> WETTLAUFER, *Das Herrenrecht* (wie Anm. 4), S. 13; JÜRGEN VON STACKELBERG: *Voltaire, Beaumarchais und das ‚jus primae noctis‘*, in: *Komparatistik: Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft*, hrsg. von ACHIM HÖLTER, Heidelberg 2008, S. 173–178, hier S. 176f.

<sup>6</sup> WETTLAUFER, *Das Herrenrecht* (wie Anm. 4), S. 134–143.

<sup>7</sup> Voltaire schrieb 1760 die Komödie „Le Droit de Seigneur“, die zwei Jahre später uraufgeführt wurde und 1778 im Druck erschien. 1778 stellte auch Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais seine Komödie „La Folle Journée, ou Le Mariage de Figaro“ fertig, die vom Voltaires Werk stark beeinflusst war. Hierauf beruhte wiederum die 1786 in Wien uraufgeführte Mozart-Oper „Figaros Hochzeit“. Dem Romanisten Jürgen von Stackelberg zufolge setzten weder Voltaire noch Beaumarchais das Stereotyp des Rechtes der ersten Nacht zur Diskreditierung des Adels ein, sondern verwendeten es vor allen wegen seiner dramaturgischen Brisanz; beiden sei es durchaus bewusst gewesen, dass dieses Stereotyp keine Entsprechung in der Geschichte hatte. VON STACKELBERG, *Voltaire* (wie Anm. 5), S. 173–178.

gedruckt wurden, stehen in einem ausgewogenen Verhältnis zur Knappheit der Quellen über die einstige eventuelle Existenz dieses Herrenrechtes.

Dafür, dass das Thema des Rechts der ersten Nacht in Estland aufgeworfen werden konnte, war erforderlich, dass erstens im Gedächtnis der Esten und zweitens in den Texten der deutschen Literaten zumindest irgendwelche Hinweise auf sexuelle Beziehungen zwischen Gutsbesitzern und Bauernmägden zu finden waren. Deshalb gehe ich im nächsten Unterkapitel kurz auf die alliterierenden Volkslieder und die in ihnen überlieferten Hinweise auf dieses Thema ein. Etwas ausführlicher wird es anschließend um die Passagen über sexuelle Beziehungen zwischen den Vertretern unterschiedlicher Stände in den Werken der Aufklärer deutscher Abstammung gehen. Somit behandelt dieser Aufsatz die Vorgeschichte der Verbreitung des Stereotyps des Rechts der ersten Nacht. Dessen eigentliche Verbreitung wird abschließend nur kurz skizziert und bedarf einer gründlichen Untersuchung in der Zukunft.

### *Sexuelle Beziehungen zwischen Gutsbesitzern und Bauernmädchen in den Volksliedern*

Es ist nicht erstaunlich, dass die schriftlichen Mitteilungen über sexuelle Beziehungen zwischen Gutsbesitzern und Bauernmägden aus der Zeit vor der Aufklärung äußerst knapp sind. Dokumentierte Angaben gibt es nur über solche Fälle, in denen ein Kind geboren wurde, doch ist sogar dann ein Großteil der Informationen rein hypothetischer Natur. Andrus Saareste z.B. nahm an, dass die im 16. Jahrhundert aufgezeichneten Bauernnamen Manthw Rutlypoyck aus Maidel und Melpe Ritlepoick aus Podis darauf hinweisen könnten, dass es sich um uneheliche Kinder von Gutsbesitzern handele – beide Namen können ins Deutsche als „Rittersohn“ (*rüütli poeg*) übersetzt werden.<sup>8</sup> Auch die Nennung des Gutsbesitzers als Pate eines Bauernkindes im Kirchenbuch könnte einen Hinweis auf eine Vaterschaft darstellen, doch konnte eine Patenschaft auch andere Ursachen haben.<sup>9</sup> Eine biologische Vaterschaft kann auch in den Fällen angenommen werden, wenn durch Urkunden belegt ist, dass der Gutsbesitzer anlässlich der Geburt eines Kindes eine große Summe Geld bereitstellte. Bei Gerichtsverhandlungen über unverheiratete Mütter wiederum ging es vorwiegend um Beziehungen zwischen Vertretern desselben Standes.<sup>10</sup> Die Zahl der Prozesse, bei denen Vertreter unterschiedlicher Stände

<sup>8</sup> ESTER HALJASTE: Viljapuuaiast Allikani. Revino külast, elust ja inimestest [Vom Obstgarten bis nach Allika. Über das Dorf Revino, sein Leben und seine Menschen], Kohtla-Järve 2012, S. 26.

<sup>9</sup> MARGIT NIRGI: Esku kabeli lugu = Geschichte der Kapelle in Esko, Esko 2016, S. 20.

<sup>10</sup> MATI LAUR: *Peccatum contra sextum* vor dem Pernauer Landgericht in den 1740er Jahren, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 3 (2008), S. 132-150.

angeklagt waren, eine sexuelle Beziehung miteinander eingegangen zu sein, war eher gering. Doch lassen sich sowohl in den Kirchenbüchern als auch in den Gerichtsakten intime Beziehungen zwischen Gutsbesitzern und Bauern nachweisen.<sup>11</sup>

Die Ansichten der Menschen über sexuelle Beziehungen zwischen den Vertretern unterschiedlicher Stände aus der Zeit vor der Aufklärungszeit können mit Hilfe der Volksdichtung untersucht werden. Nach Ansicht von Aino Koemets drücken bestimmte Typen der alliterierenden Volkslieder, die spätestens aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mit großer Wahrscheinlichkeit aber aus einer noch früheren Periode stammen, die damalige Einstellung zu sexuellen Beziehungen zwischen den Vertretern unterschiedlicher Stände aus.<sup>12</sup> Ein Großteil dieser sexuellen Kontakte kam zwischen dem Gutsbesitzer (bzw. Gutsverwalter) und einer angestellten Magd zustande. Da die Gutsbediensteten mit den Gutsbesitzern in einen viel engeren Kontakt kamen als die Dorfbewohner, war auch die Möglichkeit zur Aufnahme sexueller Kontakte viel größer. Als Gutsbedienstete arbeiteten in der Regel unverheiratete und kinderlose Frauen, wohingegen Frauen, die eine Haube trugen (also verheiratet waren oder ein uneheliches Kind geboren hatten) nicht auf dem Gut angestellt wurden.<sup>13</sup> Dies bestätigen auch die aus dem 19. Jahrhundert stammenden Statistiken aus den Kirchspielen Randen und Nüggen, wo von 1834 bis 1859 ein Drittel bis ein Viertel der unehelichen Kinder von Gutsbediensteten geboren wurde, obgleich sie nur ein Neuntel der Bauernschaft ausmachten.<sup>14</sup> Mit gewissen Vorbehalten kann ein großer Anteil unverheirateter Mütter unter den Gutsbediensteten auch in eine frühere Zeit projiziert werden.

Unter den zwanzig unterschiedlichen Typen von alliterierenden Volksliedern, die Koemets untersucht, stellt der Typ „Die Tochter auf dem Gut“

<sup>11</sup> In einer Gerichtsverhandlung wurde der Gutsbesitzer mit seinem Stubenmädchen konfrontiert und beschuldigt, es geschwängert zu haben. Am Ende stellte sich heraus, dass das Stubenmädchen nicht von dem Gutsherrn, sondern von einem anderen Mann geschwängert worden war, und zwar zu einer Zeit, als der Gutsbesitzer mit seinem Stubenmädchen in Stockholm weilte. Estnisches Nationalarchiv, Estnisches Historisches Archiv (*Rahvusarhiiv, Eesti Ajalooarhiiv*, künftig EAA, Tartu), Bestand 915 (Pernauer Landgericht), Findbuch 1, Akte 680 aus den Jahren 1708–1709. Noch nach einem im Jahre 1807 veröffentlichten Gesetz hatten die Gutsbesitzer das Recht, ihren Leibeigenen zu verbieten, eine Person aus der oberen Gesellschaftsschicht zu heiraten. EAA 1187/2/327, I. 336. Ich bedanke mich bei Marten Seppel für diese Informationen (Briefwechsel vom 7.11. und 1.12.2017). Ob und wie viele solche Ehen jedoch geschlossen wurden, ist eine gesonderte Forschungsfrage.

<sup>12</sup> AINO KOEMETS: Naisori mõisas [Ein weiblicher Sklave auf dem Gut], in: *Kui ma pääsen mõisast. Uurimusi eesti regivärsi ja rahvajutu alalt*, Bd. II, hrsg. von EDUARD LAUGASTE, Tallinn 1983, S. 63–114, hier S. 91.

<sup>13</sup> AUGUST WILHELM HUPEL: *Topographische Nachrichten von Lief- und Ehstland*, Bd. 2, Riga 1777, S. 137.

<sup>14</sup> BERNHARD KÖRBER: *Biostatik der im Dörptschen Kreise gelegenen Kirchspiele Ringen, Randen, Nüggen und Kawelecht*. In den Jahren 1834–1859, Dorpat 1864, S. 7; MÄRT RAUD: *Eesti perekond aegade voolus* [Die estnische Familie im Strom der Zeiten], Stockholm 1961, S. 142f.

(estn. *Tütar mõisas*) die größte Gruppe. Hierin geht es um die Ängste der Mutter um ihre Tochter, die auf dem Gut angestellt ist.<sup>15</sup> Als die Tochter nach langer Zeit zu den Eltern nach Hause kommt, findet sie ihre Mutter (gelegentlich auch andere Familienangehörige) weinend vor.<sup>16</sup> Auf die Frage der Tochter spricht die Mutter von ihren Ängsten: „Vielleicht betrügen dich die vornehmen Herren“ (*Ehk sind petvad peened särgid*). Daraufhin bekräftigt die Tochter, dass sie eher sterben wolle, als sich von den Herren betrügen zu lassen, sie sei eher bereit, auf ihren Fuß oder ihre Hand als auf ihre Ehre zu verzichten.<sup>17</sup>

Es verdient Beachtung, dass in der estnischen Volksüberlieferung das Mädchen selbst seine Ehre zu wahren hat<sup>18</sup> und sich nicht auf seine männlichen Verwandten wie z.B. den Vater verlässt. So tötet die Heldin des alliterierenden Volksliedes „Keusches Mädchen“ (*Karske neiu*) den Gutsherrn, der sie im Wald zu vergewaltigen beabsichtigt, und wird dafür später von beiden Eltern gelobt.<sup>19</sup>

Daneben gibt es aber auch alliterierende Volkslieder, die sich durch eine andere Modalität auszeichnen, wie etwa das Lied „Der Herr bringt schöne Perlen“ (*Härta toob helmed ilusad*). Hierin wird das Verständnis vermittelt, dass diejenige, die Geliebte des Gutsbesitzers wird, von der schweren Fronarbeit verschont bleibt. Unter den Hochzeitsliedern taucht oft das Lied „Heirate nicht eine Gutsmagd“ (*Ära võta mõisast naist*) auf, in dem die Männer vor den zu tadelnden Gebräuchen und Gewohnheiten der Gutsmägde gewarnt werden: Sie seien arbeitsscheu, nicht mit dem Bauernleben zufrieden, eitel und führten einen lockeren Lebenswandel. Darüber hinaus hätten sie auf dem Gut auch andere schlechte Gewohnheiten angenommen (z.B. das Biertrinken).<sup>20</sup> Frauen wie Männer seien daher der Ansicht gewesen, dass Mädchen, welche sich mit den Gutsbesitzern einließen, verachtenswert sind.<sup>21</sup>

Heutigen Wissenschaftlern erzählen diese Lieder von den damaligen sozialen Verhältnissen, doch boten sie dem damaligen Publikum Verhaltensregeln, wobei zur Erzielung größerer Wirkung die realen Situationen und Personen durch Stereotype ersetzt wurden. Es liegt auf der Hand, dass nicht alle Gutsbesitzer bzw. Mägde über einen Kamm zu scheren sind.

<sup>15</sup> EDUARD LAUGASTE: Regivärsiline rahvalaul ühiskondlike suhete peegeldajana II. [Das ältestnische alliterierende Volkslied als Spiegel der gesellschaftlichen Beziehungen], in: Saaksin ma saksu sundijaks. Urimusi eesti regivärsi ja rahvajutu alalt I, hrsg. von DEMS., Tallinn 1976, S. 11-46, hier S. 25; KOEMETS, Naisori (wie Anm. 12), S. 63.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 68-74.

<sup>17</sup> Ebenda, S. 66, 70, 88.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 63.

<sup>19</sup> Kuusalu vanad rahvalaulud I [Alte Volklieder aus Kusal], hrsg. von HERBERT TAMPERE, Tallinn 1938 (Vana Kannel, 3), S. 136f.; Eesti rahvalaulud [Estnische Volklieder], Bd. 1, hrsg. von ÜLO TEDRE, Tallinn 1969, S. 35f.

<sup>20</sup> KOEMETS, Naisori (wie Anm. 12), S. 98ff.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 101.

Dennoch besteht kein Zweifel daran, dass die ältestnischen alliterierenden Volkslieder durchaus Ansichten ausdrücken, die unter der Bauernschaft tatsächlich verbreitet waren.

*Sexuelle Beziehungen zwischen Gutsbesitzern  
und Mägden in den Werken der deutschen  
Literaten während der Aufklärung*

Die erste Mitteilung, die das Recht der ersten Nacht auf estnischem Gebiet erwähnt, stammt bereits aus dem 17. Jahrhundert. Allerdings konnte sie keinen Einfluss auf die Herausbildung des entsprechenden Stereotyps nehmen, da wir sie nur einem handschriftlichen Bericht eines durchfahrenden Reisenden entnehmen können, der in den Niederlanden aufbewahrt wird und erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erstmals gedruckt wurde. Es handelt sich um den Bericht des aus Amsterdam gebürtigen Nicolaas Witsen (1641–1717),<sup>22</sup> der als Begleiter des Gesandten Jacob Boreel im November 1664 nach Russland fuhr. Die Gesandtschaft gelangte auf dem Weg dorthin sowie auf dem Rückweg sieben Monate später durch Walk, Taiwola, Sennen, Rauga und Neuhausen. Über die livländischen Bauern erfährt man nur Folgendes: „Es heißt, dass hier noch ein alter Brauch gepflegt werde, wonach der Gutsbesitzer das Recht auf die erste Brautnacht habe.“<sup>23</sup> Aus der Textstelle geht nicht hervor, wer dies wann gesagt haben soll, und es gibt auch keine weiteren Informationen über das Recht der ersten Nacht in Estland. Daher scheint es plausibler, dass sich Witsens Informationsquelle nicht in Livland befand.

Christian Hieronymus Justus Schlegel (1757–1842) verfasste 1783 einen Aufsatz über Estland, der 1788 im „Teutschen Merkur“ in zwei Teilen veröffentlicht wurde. In dem Beitrag unter dem Titel „Etwas über Form, Geist, Character, Sprache, Musik und Tanz, der Ehstnischen Nation“ lobt Schlegel überschwänglich die Schönheit der estländischen Frauen – sowohl die der adligen Damen als auch die der Bauernmägde.<sup>24</sup> Er beschreibt die weiblichen Körper und Reize in allen Einzelheiten in der

<sup>22</sup> Über Witsens Leben und Tätigkeit siehe TJEERD DE GRAAF, BRUNO NAARDEN: Description of the Border Areas of Russia with Japan and Their Inhabitants in Witsen's North and East Tartary, in: Acta Slavica Iaponica 24 (2013), S. 205–220.

<sup>23</sup> NICOLAAS WITSEN: Moscovische reyse 1664–1665. Journaal en aantekeningen, Bd. 1, hrsg. von THEODOR JAKOB GOTTLIEB LOCHER und P. DE BUCK, Gravenhage 1966 (Werken van de Linschoten-Vereeniging, LXVI), S. 40. Ich bin Ants Hein sehr dankbar für den Hinweis und die Übersetzung der Textstelle (Briefwechsel 4.3.2018).

<sup>24</sup> Ich nehme an, dass bereits der Umstand, dass adlige Damen und Bauernmägde in ein und demselben Satz genannt werden, für die örtlichen Deutschen ein ungewöhnlicher Blickwinkel war. Eine leibeigene Magd wurde in deutscher Sprache als *Mädchen* bezeichnet und hätte jemand dasselbe Wort für eine junge deutsche Frau verwendet, so hätte diese dies als eine grobe Beleidigung empfunden. JOHANN CHRISTOPH PETRI: Ehstland und die Ehsten, oder historische, statistische



Art eines romantischen Liebhabers, wobei er dem Leser zugleich zu verstehen gibt, dass seine Liebe platonisch geblieben sei.<sup>25</sup> Über die auf dem Gut wohnenden Mägde behauptete er, dass sie entweder im Dienst der Gutsherrin standen oder Geliebte des Gutsherrn seien; diese Mägde seien außerordentlich bezaubernd, da sie vom Schmutz der Rauchhütte, der üblichen Behausung der Bauern, und vom Schweiß aufgrund der schweren Arbeit verschont blieben, köstlichere Speisen genossen und schönere Kleider trügen.<sup>26</sup> Dass sie Geliebte des Gutsherrn waren, vermeinte Schlegel anhand genetischer Besonderheiten der Estinnen zu erkennen. Obgleich ein Großteil der estnischen Frauen blaue Augen habe, sei er auch einigen braun- oder schwarzäugigen Frauen begegnet. Bei näherer Betrachtung habe sich erwiesen, dass es sich bei diesen entweder um uneheliche Kinder der Gutsbesitzer handelte oder sie seien aus Ösel gebürtig, wo sie sich mit Kurländern vermischt hätten.<sup>27</sup> Ähnlich urteilt er über die Haarfarbe der Estinnen: Sie seien meistens blond, doch stoße man gelegentlich auch auf braun- oder schwarzhaarige Frauen, bei denen es sich ebenfalls um uneheliche Kinder der Deutschen handele.<sup>28</sup> Schlegel gibt zwar zu, dass er nicht in jedem Einzelfall die Genealogie der Dunkelhaarigen aufklären könne, doch hält er es für sehr wahrscheinlich, dass sich unter ihren Vorfahren Ritter, Kaufleute oder andere eingewanderte Deutsche bzw. deren Nachkommen befanden.<sup>29</sup> Insgesamt sei aber die Zahl der Brünetten gering: auf etwa hundert Blondinen entfalle nur eine dunkelhaarige Frau.<sup>30</sup>

Der langjährige Pastor in Oberpahlen August Wilhelm Hupel (1737–1819) zeichnete sich durch sein großes Interesse für das Leben der alteingesessenen Bevölkerung aus, womit ein enger Umgang mit seinen Gemeindegliedern einherging.<sup>31</sup> In Anbetracht dessen, dass Hupels Material auf einem breiten Korrespondentennetzwerk beruhte und er selbst die Bauern befragte, gelten seine Angaben als einigermaßen zuverlässig und weitgehend neutral.<sup>32</sup> Hupel behandelt das Thema außerehelicher Sexualbeziehungen in unterschiedlichen Kontexten und beschreibt die Einstellung der Esten zu dieser Frage. Ihm zufolge erwiesen die Esten einem Mädchen,

---

Gemälde von Ebstland. Ein Seitenstück zu Merkel über die Letten, Th. 1-3, Gotha 1802, hier Th. 1, S. 181.

<sup>25</sup> CHRISTIAN HIERONYMUS JUSTUS SCHLEGEL: Etwas über Form, Geist, Character, Sprache, Musik und Tanz, der Ebstnischen Nation. Beyläufig etwas über die Schönheit der teutschen Damen in Ebstland. An einen Freund im Jahr 1783, in: *Der Teutsche Merkur* 1788, April, S. 331-347 und May, S. 404-433, hier S. 334.

<sup>26</sup> Ebenda, S. 339.

<sup>27</sup> Ebenda, S. 340.

<sup>28</sup> Ebenda, S. 341.

<sup>29</sup> Ebenda, S. 343.

<sup>30</sup> Ebenda, S. 344.

<sup>31</sup> MERILI METSVAHI: Description of the Peasants' Sexual Behavior in August Wilhelm Hupel's Topographical Messages in the Context of the History of the Estonian Family, in: *Journal of Baltic Studies* 47 (2016), S. 301-323, hier S. 304f.

<sup>32</sup> INDREK JÜRJO: Aufklärung im Baltikum. Leben und Werk des livländischen Gelehrten August Wilhelm Hupel (1737–1819), Köln, Weimar und Wien 2006, S. 233.

das Geschlechtsverkehr mit einem Deutschen oder Russen gehabt habe, keinen Respekt.<sup>33</sup> Liebesbeziehungen zu Militärpersonen könnten sich nur Estinnen erlauben, die einen liederlichen Lebenswandel führten; man belege sie mit Schimpfnamen und verachte sie.<sup>34</sup>

Dass es gelegentlich zu Beziehungen zwischen Adligen und Bauern kam, stellt Hupel an mehreren Stellen in seinen Texten fest. Bei der Behandlung des Themas der Jungfräulichkeit bzw. des Umstands, dass dieser Begriff unter den Esten nicht bekannt sei, schreibt er: „Etliche Deutsche die zur Stillung ihrer Wollust sich Bauermädchen aussuchen, versichern, daß sie zuweilen, doch nur bey ganz jungen Dirnen, die Zeichen der Jungfrauschaft gefunden haben.“<sup>35</sup> An anderer Stelle wundert er sich über die Einstellung der Deutschen zum Sexualverkehr mit den Leibeigenen angesichts der großen gesellschaftlichen Distanz zwischen diesen Ständen:

„Der stolze Deutsche[,] welcher dem hiesigen Landvolk so verächtlich begegnet, daß er sich zu entehren glaubt wenn er mit einem ordentlichen Bauer an einem Tische essen sollte, obgleich beyde einerley Geschäfte treiben und etwa als Kutscher einem Herrn dienen; der Deutsche welcher den Bauer[,] der sein eigner Abdecker seyn muß, alle Augenblicke einen Schinder schilt: eben der Deutsche sucht sein höchstes Vergnügen in der Umarmung eines Bauermädchens. Und nicht bloß gemeine Leute; mancher Edelmann zählt vermuthlich unter seinen Erbleuten viele von seinen eignen, oder seines Vaters Kindern.“<sup>36</sup>

In den Abhandlungen der Aufklärer Garlieb Helwig Merkel (1769–1850) und Johann Christoph Petri (1762–1851), die zeitlich Schlegel und Hupel folgten und einen kämpferischeren Ton anschlagen, wird das Thema auf eine neue Art präsentiert. Im Unterschied zu Hupel hielten es die Autoren nicht mehr für notwendig, ihre diesbezüglichen Kenntnisse zu verbergen. Allerdings blieben die scharf kritisierten Gutsbesitzer anonym bzw. wurden nur mit ihren Initialen benannt. Die Autoren beschreiben konkrete Fälle, die wirksam ihrem wesentlichen Ziel dienen: einen Schatten auf die Moral der deutschen Adligen zu werfen und ihren Machtmissbrauch anzuprangern.<sup>37</sup>

<sup>33</sup> AUGUST WILHELM HUPEL: *Topographische Nachrichten von Lief- und Ehstland*, 2. Bd., Riga 1777, S. 137. Denselben Gedanken leiht bei ihm auch Petri. PETRI, *Ehstland und die Ehsten* (wie Anm. 27), Th. 2, S. 37.

<sup>34</sup> AUGUST WILHELM HUPEL: *Ueber den Werth der Jungfrauschaft unter Ehsten und Letten*, in: *Nordische Miscellaneen*, Stück 26, Riga 1791 (Nachdruck 1971), S. 279–298, hier S. 294.

<sup>35</sup> Ebenda, S. 293.

<sup>36</sup> HUPEL, *Topographische Nachrichten* (wie Anm. 13), S. 124. Auch dies hat Petri später von Hupel übernommen: PETRI, *Ehstland und Ehsten* (wie Anm. 24), Th. 1, S. 386.

<sup>37</sup> Es sei darauf hingewiesen, dass, wenn auch in weitaus geringerem Maße, von einigen guten Gutsbesitzern die Rede ist. So beschreibt Petri einen Vorfall, wo ein gutherziger Gutsbesitzer aus dem Kreis Fellin sich davon bedroht sah, dass sein Gut zur Begleichung seiner Schulden veräußert werden musste. Seine Bauern jedoch hätten ihn geliebt wie die Kinder ihren Vater und daher versucht, ihm auf jede mögliche

Das Werk des einflussreichsten Vertreters der baltischen Aufklärung, Garlieb Helwig Merkels „Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts“ (1796), brach mit der bisherigen Tradition der deutschbaltischen Historiografie, indem es der alteingesessenen Bevölkerung das vollständige Recht einräumte, ihren Platz in der Geschichtsbühne einzunehmen. Damit legte Merkel den Grund zur Anerkennung des multikulturellen Wesens der baltischen Geschichte.<sup>38</sup> Merkel, der in erster Linie über die Letten schreibt, erklärt zu Beginn seines Buches in einer Fußnote, dass seine Ausführungen auch auf die Esten, Ingermanländer sowie die Letten Kurlands und Litauens zuträfen.<sup>39</sup> Ohne Rücksicht auf die topografischen oder ethnischen Unterschiede, die noch Hupel immer im Kopf hatte, weist er auf die Mängel in der Beziehung zwischen den Gutsbesitzern und den Bauern hin. Nach seiner Ansicht hängt die Gemütsart des jeweiligen Bauern vor allen Dingen von der Gemütsart seines Gutsherrn ab: Ist der Gutsbesitzer arglistig, so sei dies auch der ihm unterstellte Bauer, ist der Gutsbesitzer zuverlässig und anständig, so zeichne sich auch sein Bauer durch diese Eigenschaften aus.<sup>40</sup>

Merkel beschreibt einen Kavallerieoffizier von X., der eine seiner Mägde attraktiv fand und sie zu seiner Geliebten machen wollte. Er lud sie auf das Gut und wandte verschiedene Kniffe an, um sein Ziel zu erreichen: Er beschwor sie, bot ihr Geschenke an und drohte ihr – alles umsonst.

„Das Mädchen, wahrscheinlich[,] weil es schon liebte, blieb tugendhaft. Endlich befahl er, dass es in einem Zimmer schlafen sollte, das an sein Schlafgemach stieß. Hier überfiel er es in der Nacht; aber diese neue Pamela widerstand selbst[,] da er seinen Bedienten zu Hülfe gerufen hatte, so brav, dass er seine viehische Absicht aufgeben musste.“<sup>41</sup>

Er ließ die Magd mit zehn Rutenschlägen auspeitschen und stufte sie ins Amt einer Schweinehirtin zurück. In einer Fußnote ergänzt Merkel: „Ich sprach einst mit einem Edelmann über diesen Vorfall. ‚Hm, antwortete er mir, das Mädchen war ja seine *Leibeigene*.“<sup>42</sup> Die Prügelstrafe erlitt auch ein Bauer aus F., nachdem er hatte verhindern wollen, dass seine Frau Geliebte des Gutsherrn wird.<sup>43</sup>

Während Merkel diese Vorfälle in die Geschichten über die allgemeine Grausamkeit der Gutsbesitzer einordnet, so steht für ihn sein nächstes

---

Weise zu helfen. Aus eigener Initiative hätten sie mehr als die Hälfte des Geldes für sein Gut beschafft. PETRI, Ehstland und Ehsten (wie Anm. 24), Th. 2, S. 56f.

<sup>38</sup> JAAN UNDUSK: Kolm võimalust kirjutada eestlaste ajalugu. Merkel – Jakobson – Hurt [Drei Möglichkeiten, die Geschichte der Esten zu schreiben. Merkel – Jakobson – Hurt], in: Keel ja Kirjandus 1997, Nr. 11, S. 721-734.

<sup>39</sup> GARLIEB HELWIG MERKEL: Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beytrag zur Völker- und Menschenkunde, Leipzig 1796, S. 13.

<sup>40</sup> Ebenda, S. 34f., 77f.

<sup>41</sup> Ebenda, S. 170.

<sup>42</sup> Ebenda (Hervorhebung im Original).

<sup>43</sup> Ebenda, S. 170f.

Beispiel im Kontext der Kritik an den Pastoren. Einem Kaufmann aus Riga, dem Bürgermeister X., war der Adelstitel und ein Gut verliehen worden. Dort fand er unter den Bauern ein besonders anmutiges 13-jähriges Mädchen, vergewaltigte es mithilfe seines Dieners und drohte sowohl dem Mädchen als auch dessen Vater die Prügelstrafe an, wenn sie ihn anzuklagen wagten. Der örtliche Pastor wusste zwar über den Vorfall Bescheid, doch schwieg er darüber (bis er Merkel diese Geschichte erzählte). Nach Merkels Ansicht würden auch viele andere Pastoren schweigen, sodass die Gutsbesitzer mit Kenntnis der Geistlichen ihre schändlichen Taten begehen konnten.<sup>44</sup> Anstatt für die Bauern einzustehen, nahmen die Pastoren ihnen gegenüber eine verächtliche Haltung ein.<sup>45</sup> Merkel beschuldigt die Pastoren, ihre Denk- und Verhaltensmuster von den Gutsherren übernommen zu haben.<sup>46</sup>

Am meisten Fallbeschreibungen finden wir bei Johann Christoph Petri (1762–1851), der zwölf Jahre als Hauslehrer auf verschiedenen Gütern Estlands gearbeitet hatte, sich aber im Unterschied zu Hupel nur notdürftig auf Estnisch verständigen konnte.<sup>47</sup> In seinem dreibändigen Werk „Ehstland und die Ehsten, oder historische, statistische Gemälde von Ehstland“ (1802), das einen beträchtlich geringeren Umfang hat als Hupels „Topographische Nachrichten“, nehmen die Schilderungen sexueller Beziehungen zwischen den Vertretern unterschiedlicher Stände indes bedeutend mehr Raum ein.

Ohne Namen zu nennen, beschreibt Petri einen – offensichtlich von Hupel entliehenen – Vorfall, bei dem ein Gutsbesitzer die Gewohnheit hatte, sich von seinen Dienstmägden in der Sauna beim Waschen helfen zu lassen. Ein Mädchen, das über die Absichten des Gutsbesitzers Bescheid wusste, nahm ein scharfes Messer in die Sauna mit und stach auf ihn ein, als er sich ihr näherte, sodass er später seinen Verletzungen erlag.<sup>48</sup> Petri beschreibt auch einen Vorfall, als ein Kapitän von V. im Kreis Pernau eine Bauernhochzeit besuchte und viel Sympathie für die dortige Braut empfand. Daher habe er seinen zwei Dienern befohlen, ihm die Braut zuzuführen. Die Hochzeitsgäste hätten die beiden jedoch mit Knüppeln zurückgetrieben. Danach habe der Kapitän vier Soldaten seiner Einheit befohlen, die Braut herbeizuholen, doch auch sie scheiterten. Schließlich habe er acht Männer losgeschickt und ihnen befohlen, wenn es ihnen schon nicht gelingen sollte, die Braut zu entführen, dann zumindest den Brautvater zu ihm zu holen. Diesem musste dann dem Kapitän seine Tochter für eine Nacht zur Verfügung stellen. Als sich der Alte weigerte, erhielt er hundert

<sup>44</sup> Ebenda, S. 377f.

<sup>45</sup> Ebenda, S. 350f., 357.

<sup>46</sup> Ebenda, S. 357ff., 362.

<sup>47</sup> PETRI, Ehstland und Ehsten (wie Anm. 24), Th. 1, S. XIII; Th. 2, S. 3.

<sup>48</sup> Ebenda, Th. 2, S. 394f.; HUPEL, Topographische Nachrichten (wie Anm. 13), S. 138.

Stockhiebe, woraufhin er bewusstlos zu Boden fiel.<sup>49</sup> Der Umstand, dass der Brautvater vorgeladen wurde, spiegelt die für Westeuropa charakteristische Verantwortung des Vaters für das sexuelle Verhalten seiner ledigen Tochter wider.

So wie es bereits in den erwähnten altestnischen alliterierenden Volksliedern zum Ausdruck kommt, war das Mädchen bei der Wahrung und dem Schutz seiner Ehre nicht auf seinen Vater angewiesen; dem Brautvater kam in den estnischen Hochzeitsbräuchen nur eine relativ unbedeutende Rolle zu.<sup>50</sup> Auch in den übrigen Fällen, die Petri anführt, kann sich die Magd aus eigener Kraft von den Männern, die ihr gegenüber zudringlich wurden, befreien.<sup>51</sup> „Wie oft werden tugendhafte Bauernmädchen bis aufs Blut gehauen, wenn sie den Wollüsten ihrer üppigen Despoten nicht fröhnen wollen!“, ruft Petri rhetorisch aus, um an die Emotionen des Lesers zu appellieren.<sup>52</sup> Neben den Fallbeschreibungen bietet Petri auch verallgemeinernde Behauptungen. So würden z.B. junge Männer oft gezwungen, ein Mädchen zu heiraten, nachdem der Herr seiner überdrüssig geworden war.<sup>53</sup> Im zweiten Teil des Buches kritisiert Petri auch die Esten, bei denen die Wollust ein häufig anzutreffendes Übel sei und die in dieser Hinsicht sogar europaweit an erster Stelle stünden. Die Esten würden dabei keine Scham empfinden; für sie seien wollüstige Spiele nichts Unerlaubtes, allerdings unter dem Vorbehalt, dass sie nicht zur Schwangerschaft führten.<sup>54</sup> Für Petri trugen die Gutsherren allerdings selbst zu diesem Übel bei, da sie nicht davor zurückschreckten, eine schöne Bauernmagd als Geliebte zu begehren.

### *Adam Petersons Zusatz zu der Übersetzung von Petris „Ehstland und die Ehsten“*

Gerade Petris Werk „Ehstland und die Ehsten“ ermöglicht einen Sprung von den deutschbaltischen Aufklärern in die Zeit des estnischen „nationalen Erwachens“ – und zwar mithilfe seines Übersetzers Adam Peterson (1838–1918). Peterson, eine einflussreiche Persönlichkeit, die bisher jedoch für die Forschung im Schatten der anderen Protagonisten der Nationalbewegung gestanden hat, war der erste, der den Topos des Rechts der ersten Nacht in den estnischen Kontext einbrachte. Als Initiator der

<sup>49</sup> PETRI, *Ehstland und Ehsten* (wie Anm. 24), Th. 1, S. 425.

<sup>50</sup> MARIKA MÄGI: *Abielu, kristianiseerimine ja akulturatsioon. Perekondliku koralduse varasemast ajaloost Eestis* [Ehe, Christianisierung und Akkulturation. Über die frühere Geschichte der Familienorganisation in Estland], in: *Ariadne Lõng* 2009, Nr. 1-2, S. 76-101, hier S. 92.

<sup>51</sup> PETRI, *Ehstland und Ehsten* (wie Anm. 24), Th. 1, S. 394.

<sup>52</sup> *Ebenda*, S. 427.

<sup>53</sup> *Ebenda*, S. 435.

<sup>54</sup> *Ebenda*, S. 31-34.

Bittschriftaktionen der estnischen Bauern an die russländische Regierung in der ersten Hälfte der 1860er Jahre hatte er sich als ein überaus geschickter Redner erwiesen, der über die Geschichte des estnischen Volkes sprach, um zum nationalen Erwachen der Bauern beizutragen; schon in diesen Reden ging er auch auf das Recht der ersten Nacht ein.<sup>55</sup> Peterson schrieb über dieses Thema in seinen Gedichten und historischen Abhandlungen, doch blieben diese aufgrund der Zensur ungedruckt.<sup>56</sup> Den ersten Teil von Petris „Ehstland und die Ehsten“ übersetzte Peterson 1901 (Nachdruck 1903) unter dem Titel „Ein interessantes Fragment aus der Geschichte der Heimat“ (*Huwitaw tükike kodumaa ajaloust*) in Estnische.<sup>57</sup> Ganz am Anfang des Buches findet sich eine recht lange Fußnote des Übersetzers – die einzige im ganzen Buch –, bei der es sich um einen der ersten Texte handelt, in dem dem Leser die Idee des „Rechts der ersten Nacht“ vorgestellt wird. Dabei wies diese Idee nicht den geringsten Bezug zur kommentierten Textstelle auf. Hier schrieb Petri, dass der Bauer überall die gleiche Wesensart habe wie der Gutsbesitzer, der ihn ausbeutet. Peterson kommentiert:

„Und was war denn das Schicksal einer schönen sauberen Frau oder Magd? Sie wurde zwangsweise aufs Gut gebracht – um die Herren zu bedienen. Dort wurde dem Mädchen entweder durch die Herren oder durch die Obmänner und Gutsdiener gewaltsam die Ehre geraubt. Danach wurde sie zwangsweise verheiratet (...) Der Gutsherr hatte das Recht auf die erste ‚Brautnacht‘ aller seiner weiblichen Leibeigenen. Dieses Recht wurde in lateinischer Sprache als ‚jus primae noctis‘ bezeichnet, und von diesem schrecklichen Recht wurde meistens auf jedem Gut gierig Gebrauch gemacht. Dieses wilde Recht versuchte man vor der Welt so zu entschuldigen: Dem Gutsbesitzer, der dieses Recht ausübt, komme es darauf an, die Zahl seiner Untertanen zu erhöhen und die Menge seiner Sklaven zu vergrößern; er nehme dieses Recht nur aus Not – aufgrund des Mangels an Werkträgern – wahr und wolle somit auch zur körperlichen Stärke seiner Sklaven beitragen. Mit dieser teuflischen Entschuldigung wollte man die üble Fleischselust verschönern und ihr einen hohen wirtschaftlichen Zweck verleihen. Aber gewöhnlich wurde auf dem Gut den schöneren Mädchen die Ehre bereits lange vor dem Brautstand und der ersten Brautnacht geraubt, oft waren es auch minderjährige Mädchen (Kinder) (...) Hierbei sei noch erwähnt, dass die Gutsbesitzer in Russland nie das Recht auf die erste Brautnacht hatten – und der Umstand, dass von diesem

<sup>55</sup> Estnisches Kulturhistorisches Archiv im Estnischen Literaturmuseum (*Kirjandusmuuseumi Eesti Kultuurilooline Arhiiv*, Tartu), Bestand 100, Mappe 6:8, 1 und 6:24.

<sup>56</sup> Ebenda, Mappe 5:1, 11

<sup>57</sup> *Huwitaw tükike kodumaa ajaloust*. Sakslase Dr. Petri kirjeldus Eestirahva elust ja olust aastal 1802, kes Eesti- ja Liivimaa 12 aastat kodukoolmeister on olnud [Ein interessantes Fragment aus der Geschichte der Heimat. Die Beschreibung der Lebensverhältnisse des Estenvolkes im Jahre 1802 aus der Feder des Deutschen Dr. Petri, der in Est- und Livland 12 Jahre als Hauslehrer angestellt war], hrsg. von ADAM PETERSON, 2. Aufl., Tartu 1903.

Recht Gebrauch gemacht werden konnte, dort unbekannt und unerhört war.“<sup>58</sup>

Ungeachtet dessen, dass diese Anmerkung über das Recht der ersten Nacht zu einer Textstelle, in der Petri auf die estnischen Verhältnisse eingeht, durchaus willkürlich platziert war, gewann Petersons Beitrag durch die Verbindung mit Petris Text an Autorität. Der zweite Band, in dem Petri von der angeborenen Wollust und anderen verwerflichen Eigenschaften der Esten berichtet, sowie der dritte Band wurden von Peterson nicht ins Estnische übertragen.

Die in einem ernsthaften Kontext aufgestellte Behauptung darüber, dass in Estland irgendwann das Recht der ersten Nacht praktiziert worden sei, wurde erfolgreich in die damalige Auffassung von der estnischen Vergangenheit eingebettet, wobei auch andere Medien Verwendung fanden. Das Recht der ersten Nacht behandelten die 1911 inszenierte Operette „Johannisnacht“ (*Jaaniöö*) von Paul Pinna und Adalbert Wirkhaus, das in der Form des altestnischen alliterierenden Verses (*regivärs*) verfasste Poem „Kuldja. Eine Versdichtung aus der Zeit der estnischen Leibeigenschaft nach Volkserinnerungen“ (*Kuldja. Lugulaul Eesti pärisorjuse ajast rahvamälestuste järel*) von Matthias Johann Eisen (1923) sowie der 1925 uraufgeführte Stummfilm „Das Recht der ersten Nacht“ (*Esimese öö õigus*). Vor allem aufgrund dieser Werke stieß das Thema in der Gesellschaft auf große Resonanz. So wurde es möglich, dass sich eine Vorstellung, die nach den Angaben der Volksdichtung noch im 19. Jahrhundert dem Volk auf estnischem Gebiet ganz unbekannt war, im Estland der 1920er und 1930er Jahre auf einmal großer Popularität erfreute. Jegliche Information über außereheliche sexuelle Beziehungen zwischen männlichen Adligen und Bauernmägden bzw. -frauen, von denen man entweder von seinen Vorfahren oder aus anderen Quellen gehört hatte, wurden nun mit dem ominösen „Recht der ersten Nacht“ in Verbindung gebracht.

In den Werken der deutschbaltischen Aufklärer, die sich am Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit dem Thema der Sexualität auseinandersetzten, taucht das Stereotyp des Rechts der ersten Nacht nicht auf. Die Trope dieses Rechts, die von Peterson in den estnischen Kontext eingebracht wurde, begann sich hier weiter zu verbreiten, als das Bekenntnis zur „vorgestellten Gemeinschaft“ der Esten mit Schwung verbreitete und jegliche Bestrebungen, die Deutschen zu dämonisieren, auf große Resonanz stießen.<sup>59</sup> Der Glaube an die einstige Ausübung des Rechts der ersten Nacht erleichterte die Schaffung der volkstümlichen mentalen Kategorien, die zur Klärung der sozialen Beziehungen dienten, und trug zum Aufbau des nationalen Narrativs bei.

<sup>58</sup> Ebenda, S. 11f. Fußnote: Herausgeber.

<sup>59</sup> EA JANSEN: *Eestlane muutuv ajas. Seisusühiskonnast kodanikuühiskonda* [Der Este im Wandel der Zeit. Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft], Tallinn 2007, S. 254.

SUMMARY

---

*The Birth of a Legend. The Preconditions  
of the Spread of the Idea of the Droit de  
Seigneur on the Estonian Territory*

The writing of the article was triggered by interest in how the stereotype of the *droit de seigneur* (*ius primae noctis*) arrived to Estonia. The first publication explaining the meaning of the concept of *ius primae noctis* to the Estonian reader is a translator's footnote in the Estonian translation of the first part of *Ehstland und die Ehsten* by Johann Christoph Petri (1901). The translator was Adam Peterson, who had played a significant role in Estonian society in the 1860s. It was his arbitrary decision to attach his comment on *ius primae noctis* to a text on the condition of Estonia written by Petri.

Peterson had introduced the concept of *ius primae noctis* to the Estonian public already in the 1860s, both in his speeches made at peasant meetings and in his songs that he distributed as leaflets. The fictional idea of the *ius primae noctis* fitted well into the new national narrative of 700 years of slavery that started to develop at the time. However, the concept became more widely known only at the beginning of the 20<sup>th</sup> century, when it was used by several Estonian authors, e. g. in the first original Estonian operetta *St. John's Night* (1911) and in one of the first Estonian feature films *The Droit de Seigneur* (1925).

One of the preconditions for allowing the idea of *ius primae noctis* to find fertile ground in Estonia was the fact that there was knowledge among the population that sexual relationships between landlords and peasant girls sometimes took place. Bits and pieces of information on sexual contacts between people of unequal social ranks and the attitudes of peasants towards these relations are depicted both in Estonian folksongs (*regilaulud*) and in the descriptions of the peasants' life in works concerning Estonia by Petri and other Enlightenment thinkers. These pieces of information are the main object of discussion in this article.

In addition to Petri, the article observes the works of Christian Hieronymus Justus Schlegel, August Wilhelm Hupel and Garlieb Helwig Merkel, although they were not targeted to the Estonian reader. The primary aim of Schlegel and Hupel was to introduce Estonian topography, the social life and folk customs of the inhabitants of the territory to the readers, whereas Petri and Merkel described the life of the peasants mainly in order to criticise the estate society. This explains the difference between the depictions of morganic relationships by the two pairs of authors. Petri and Merkel placed strong emphasis on the relationships between ranks of society, also describing several attempted rapes thwarted by the girls' courageous defence of their honour. The agency of the girl and her readiness to act decisively



in similar situations can also be noticed in folksongs. The peasant girls' considerable independence and presence of mind, as well as the Estonians' contempt for sexual relations with representatives of the German nobility and manor employees are also reflected in Hupel's writings. The fact that the topic keeps emerging in remarkably varied sources suggests that the motif must have had a solid basis in reality, associated with the historically strong position of the Estonian woman in the community.

# *De mortuis nil nisi bene* oder was uns die Todesanzeigen der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ über die deutschsprachige Gesellschaft der Ostseeprovinzen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verraten

---

---

VON DENISE VON WEYMARN-GOLDSCHMIDT

Die meisten Todesanzeigen berichten von sanftmütigen, fleißigen Ehefrauen und Müttern oder von fürsorglichen, respektablen Ehemännern und Vätern ganz getreu dem Motto *de mortuis nil nisi bene*. Es ist auch das Masternarrativ, das in den Todesanzeigen der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ vorkommt. Doch werden in der folgenden Studie andere Fragen als diejenige des Narrativs untersucht, nämlich: Wer erhält überhaupt eine Todesanzeige? Wer sind die genannten Trauernden? Und was kann man damit über die deutschsprachige Gesellschaft in den Ostseeprovinzen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert aussagen? Im Fokus stehen Standes- und Geschlechterunterschiede, das Alter der Verstorbenen und die Position, die sie innerhalb ihrer Familie bekleidet haben wie Mutter / Vater, Tochter / Sohn, Schwester / Bruder etc. Letztlich geht es um die Darstellung von Familienzugehörigkeit, von familiären Positionen und um Familienrepräsentation in einer öffentlichen Quellengattung.

Nach einem Überblick über den Forschungsstand wird am Beispiel der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ zuerst die grafische Entwicklung der Gattung Todesanzeigen aufgezeigt und nachher die Frage untersucht, wer überhaupt eine Todesanzeige erhält. Im letzten Teil wird versucht, Aussagen über die estländische deutschsprachige Gesellschaft an der Jahrhundertwende zu machen.

## *Forschungsstand*

Die Anzahl der historischen Arbeiten, die Familien untersuchen, ist kaum mehr zu überblicken.<sup>1</sup> Von der Quellengattung her lassen sich vier Strö-

---

Der vorliegende Artikel ist eine erweiterte Version eines Vortrags, den die Autorin am 23.5.2018 an der Akademischen Bibliothek der Universität Tallinn (*Tallinna Ülikooli Akadeemiline Raamatukogu*, künftig: TLÜ AR) gehalten hat. Ich danke

mungen unterscheiden: die Beschäftigung mit Selbstzeugnissen (Briefen, Tagebüchern, Autobiografien etc.), die Untersuchung normativer Texte wie Gesetze oder Traktate, die Arbeit mit Gerichtsakten sowie demografische Erhebungen anhand von Volkszählungen, Steuerverzeichnissen oder Auswertungen von Kirchenbüchern etc.

Auch gibt es zahlreiche Arbeiten zum Thema Tod, Toteskult und wandelndem Todesverständnis. Als eine wichtige Arbeit sei hier Philippe Ariès „Geschichte des Todes“<sup>2</sup> herausgegriffen. Obwohl Helmut S. Ruppert bereits 2008 Todesanzeigen treffend als aussagekräftige Zeitzeugnisse erfasst, die Sozialgeschichte, Medizingeschichte, Brauchtum und regionale Besonderheiten, Politik und Zeitgeist dokumentieren,<sup>3</sup> werden sie in geschichtswissenschaftlichen Untersuchungen in der Regel nur als Neben- oder Ergänzungsquellen benutzt. Todesanzeigen gelten wohl vielen als zu standardisiert, um weitergehende Informationen über Verstorbene zu gewinnen. Doch liegt das Potenzial dieser Quellengattung gerade in ihrer Masse, in ihrem seriellen Auftreten.

Ausgehend von einer Emotionalisierung des (bürgerlichen) Lebens sieht Michael Fischer auch Folgen für den Todesdiskurs, die er unter anderem in einer Intensivierung der Trauer im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert ausmacht.<sup>4</sup> Das Aufkommen von Todesanzeigen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kann man zumindest einer Intensivierung des öffentlich

---

den Verantwortlichen der Bibliothek, deren Forschungsstipendium diese Arbeit erst ermöglicht hat.

<sup>1</sup> HEIDE W. WHELAN: *Adapting to Modernity. Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility*, Köln u.a. 1999 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 22); *Beziehungen, Vernetzungen, Konflikte. Perspektiven Historischer Verwandtschaftsforschung*, hrsg. von CHRISTINE FERTIG und MARGARETH LANZINGER, Köln u.a. 2016; MICHAEL MITTERAUER: *Historische Verwandtschaftsforschung*, Wien u.a. 2013; ANDREAS GESTRICH, JENS-UWE KRAUSE und MICHAEL MITTERAUER: *Geschichte der Familie*, Stuttgart 2003 (Europäische Kulturgeschichte, 1); *Kinship in Europe. Approches to long-term Development (1300–1900)*, hrsg. von DAVID WARREN SABEAN, SIMON TEUSCHER und JON MATHIEU, New York und Oxford 2007; *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, hrsg. von HANS MEDICK und DAVID SABEAN, Göttingen 1984; RUDOLF DEKKER: *Family, Culture and Society in the Diary of Constantijn Huygens Jr. Secretary to Stadholder-King William of Orange*, Leiden 2013; *Grenzüberschreitende Familienbeziehungen. Akteure und Medien des Kulturtransfers in der Frühen Neuzeit*, hrsg. von DOROTHEA NOLDE und CLAUDIA OPITZ, Köln u.a. 2008, und viele mehr.

<sup>2</sup> PHILIPPE ARIÈS: *Geschichte des Todes*, 5. Aufl., München 1991. Französische Ersterscheinung 1978, erste deutsche Auflage 1980.

<sup>3</sup> HELMUT S. RUPPERT: *Eingegangen in die ewigen Jagdgründe. Die Todesanzeige als Abbild der Zeit*, Würzburg 2008, S. 9f.

<sup>4</sup> MICHAEL FISCHER: *Ein Sarg nur und ein Leichenkleid. Sterben und Tod im 19. Jahrhundert. Zur Kultur- und Frömmigkeitsgeschichte des Katholizismus in Südwestdeutschland*, Paderborn 2004, S. 52. Dem Bürgertum des 19. Jahrhunderts attestiert eine vollendet zelebrierte Trauerkultur: NORBERT FISCHER: *Zur Geschichte der Trauerkultur in der Neuzeit. Kulturhistorische Skizzen zur Individualisierung, Säkularisierung und Technisierung des Totengedenkens*, in: *Totengedenken und*

gezeigten Trauerkults zuschreiben. Mit der Veröffentlichung einer Todesanzeige in einer Zeitung oder einem Intelligenzblatt erweitert man den Kreis der Informierten über jene hinaus, die eine persönliche schriftliche oder mündliche Mitteilung erhalten haben, die beim Verlesen der Nachrichten von der Kanzel oder durch die Begräbniszeremonie vom Tod einer Person erfahren haben. Zudem erleichtern es Todesanzeigen, alle Leute zu erreichen, die über einen Todesfall zu benachrichtigen sind. Doch eine Todesanzeige als reinen Informationsträger zu verstehen, wird der Motivation der Deutschbalten eine Anzeige aufzugeben, nicht gerecht, denn die Intelligenzblätter des 18. und 19. Jahrhunderts waren dazu verpflichtet, amtliche Mitteilungen zu drucken. In Reval wurden in solchen Mitteilungen regelmäßig allfällige Gläubiger eines Verstorbenen aufgefordert, sich bei den Erben zu melden. Es gab also neben der privat veranlassten Todesanzeige auch noch die Möglichkeit über amtliche Bekanntmachungen vom Tod einer Person zu erfahren.

Als Prämisse für die Quellengattung „Todesanzeige“ gilt ihr Wahrheitsanspruch, vor allem aber der Umstand, dass die genannte Person auch wirklich verstorben ist – davon gehen die Leser aus. Neben der primären Textilokution, der Mitteilung einer Todesnachricht, verweist Mario Zeck auch auf sekundäre Illokutionen (Sprechakte) wie Größe, Aufmachung und Stil von Todesanzeigen, die Informationen über den sozialen Status einer verstorbenen Person vermitteln.<sup>5</sup> Es sind Aspekte, denen auch in dieser Untersuchung nachgegangen werden wird.

In den Sprachwissenschaften ist die Beschäftigung mit Todesanzeigen aus Zeitungen sehr beliebt. Kaum Beachtung erhalten hingegen andere Arten der Familienanzeigen, nämlich die Geburts- und Verbindungsanzeigen.<sup>6</sup> Im Zentrum der Untersuchungen stehen Gattungsfragen, Kommunikationsakte,<sup>7</sup> Metaphern und semantische Felder einzelner Begriffe vorwiegend aus dem Bereich Trauer, Schmerz oder religiöse Vorstellungen. Qi Chen, der deutsche mit chinesischen Todesanzeigen verglichen hat, stellt starke regionale Unterschiede in der Gestaltung von Todesanzeigen fest.<sup>8</sup> Indem er die Frage stellt, ob Todesanzeigen Gedächtnis- oder Informationsträger seien, weist er auf die doppelte Funktion

---

Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen, hrsg. von MARKWART HERZOG, Stuttgart u.a. 2001 (Irseer Dialoge, 6), S. 41-57, hier S. 45.

<sup>5</sup> MARIO R. ZECK: „Erschüttert geben wir bekannt ...“ zur Illokution standardisierter Trauersprache in Todesanzeigen, in: Totengedenken und Trauerkultur (wie Anm. 4), S. 181-197, hier S. 185.

<sup>6</sup> SANDRA HÖLSCHER: Familienanzeigen. Zur Geschichte der Textsorten Geburts-, Verbindungs- und Todesanzeige, ihre Varianten und Strukturen in ausgewählten regionalen und überregionalen Tageszeitungen von 1790 bis 2002, Berlin 2011 (Berliner sprachwissenschaftliche Studien, 23), S. 25.

<sup>7</sup> QI CHEN: Text und Kultur. Eine kommunikative Gattungsanalyse der deutschen und chinesischen Todesanzeigen, Bern 2013, S. 86.

<sup>8</sup> Ebenda, S. 27.

dieser Textsorte hin.<sup>9</sup> Bis anhin ungeklärt ist die Datierung der Ersterscheinung einer Todesanzeige: Während Adrian Haus nur vom „Ulmschen Intelligenzblatt“ von 1753<sup>10</sup> spricht, erwähnen Sandra Hölscher und Qi Chen als Alternative zusätzlich das „Gothaische Intelligenzblatt“ von 1783.<sup>11</sup> Und Andreas Würgler verweist darauf, dass die „Wochentliche Franckfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten“ von 1722 bis 1743 bereits Todesanzeigen enthalten habe, allerdings ohne ein konkretes Jahr für die Ersterscheinung zu nennen.<sup>12</sup>

In Frankreich und England erschienen ab der Mitte des 17. Jahrhunderts, in Deutschland ab 1722<sup>13</sup> sogenannte Intelligenzblätter, die ein Sammelurium von Anzeigen wie Warenausschreibungen, Stellenangebote und -gesuche, verlorengegangene oder gestohlene Dinge, die gesucht wurden, Veranstaltungshinweise, amtliche Erlasse und vieles mehr veröffentlichten. Kämpften viele Zeitungen ums Überleben und mussten den Betrieb bereits nach einigen Monaten wieder einstellen, zeichneten sich viele Intelligenzblätter durch ihr jahrzehntelanges Erscheinen aus – so auch die „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“, die von 1772 bis 1852 erschienen. Die Ära der Intelligenzblätter war definitiv vorüber als 1919 die letzte Zeitung „Intelligenzblatt“ aus ihrem Untertitel strich.<sup>14</sup>

In der Geschichtswissenschaft werden Intelligenzblätter vorwiegend im Kontext der Aufklärung und in der herrschaftlichen Instrumentalisierung für eine gute Policy-Ordnung untersucht. Dabei gilt es zu unterscheiden, ob die entsprechenden Blätter obrigkeitliche Institutionen waren wie in Preußen oder auf Privatinitiativen zurückgingen. Trotz der vielen Inserate, die Hinweise auf die Lebensumstände einer breiten Bevölkerungsschicht geben, gehören die Arbeiten von Włodzimierz Zientara und Peter Albrecht zu den wenigen, die sich mit Alltagsfragen beschäftigen.<sup>15</sup>

<sup>9</sup> Ebenda, S. 19.

<sup>10</sup> ADRIAN HAUS: Todesanzeigen in Ost- und Westdeutschland. Ein sprach- und kulturwissenschaftlicher Vergleich, Frankfurt a.M. 2007 (Frankfurter Forschungen zur Kultur- und Sprachwissenschaft, 14), S. 46.

<sup>11</sup> HÖLSCHER, Familienanzeigen (wie Anm. 6), S. 36f.; CHEN, Text und Kultur (wie Anm. 7), S. 98.

<sup>12</sup> ANDREAS WÜRGLER: Medien in der Frühen Neuzeit, München 2009 (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, 85), S. 53.

<sup>13</sup> HOLGER BÖNING: Das Intelligenzblatt, in: Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700–1800, hrsg. von ERNST FISCHER, WILHELM HAEFS und YORK-GOTHART MIX, München 1999, S. 89-104, hier S. 90.

<sup>14</sup> GERHARDT PETRAT: Verselbständigung und Perspektive: der gegenwärtige Stand der Intelligenzblatt-Forschung, in: Pressewesen der Aufklärung. Periodische Schriften im Alten Reich, hrsg. von SABINE DOERING-MANTEUFFEL, JOSEF MANČAL und WOLFGANG WÜST, Berlin 2001 (Colloquia Augustina, 15), S. 131-146, hier S. 136.

<sup>15</sup> WŁODZIMIERZ ZIENTARA: Thorner Alltag in den Kleinanzeigen und Werbeanzeigen der „Thornischen Wöchentlichen Nachrichten und Anzeigen“ im Gründungsjahr 1760, in: Aufklärung der Öffentlichkeit – Medien der Aufklärung, hrsg. von RUDOLF STÖBER u.a., Stuttgart 2015, S. 167-174; PETER ALBRECHT: Inserate als Mittel zur Verteidigung der Ehre – oder wer las um 1800 eigentlich die Intelligenzblätter?, in: Historische Presse und ihre Leser. Studien zu Zeitung,

Oft sind die Angaben zur Reichweite eines Intelligenzblattes beziehungsweise zur Anzahl seiner Leser spekulativ. In vielen Fällen sind nicht einmal Hinweise auf die Anzahl der Druckexemplare erhalten geblieben. Gemäß Andreas Würgler haben sich die Auflagen zwischen kaum 100 bis zu 3 000 Exemplaren bewegt. Er geht von einer Durchschnittsauflage von rund 300 Stück aus.<sup>16</sup> Noch ungewisser ist die Anzahl der Leser. Intelligenzblätter sind in Wirtshäusern aufgelegt worden, Pastoren haben sie vorgelesen oder sie sind in einem Gruppenabonnement erworben worden, um sich mehrere Zeitschriften leisten zu können. Somit übersteigt die Zahl der Leser- und Hörerschaft diejenige der Druckexemplare bei weitem. Auch die „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ gehören zu jenen Blättern, für die keine Angaben zur Stückzahl überliefert sind.

Werner Greiling, Holger Böning, Andreas Würgler und Jürgen Wilke erwähnen Todesanzeigen als möglichen Bestandteil von Intelligenzblättern, doch gehen sie überhaupt nicht auf ihre Form, Funktion oder Entwicklung ein.<sup>17</sup> Mit der quantitativen Bearbeitung von Todesanzeigen wird somit ein Forschungsdesiderat aufgegriffen, zudem wird der Intelligenzblatt-Forschung ein weiteres Mosaiksteinchen zu Alltagsfragen, d.h. der Darstellung von Familie, hinzugefügt. Neben der quantitativen Auswertung sollen, wo möglich, exemplarisch Einzelpersonen sichtbar gemacht werden.

### *Grafische Entwicklung von Todesanzeigen*

Die heute bekannte Form einer Todesanzeige ist noch gar nicht so alt. Mehrheitlich wird eine Anzeige im „Ulmischen Intelligenzblatt“ von 1753 als älteste Todesanzeige angegeben. Die für diese Studie untersuchten „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ sind von 1772 bis 1852 erschienen und sind damit nahe am ersten Erscheinungsdatum einer Todesanzeige.

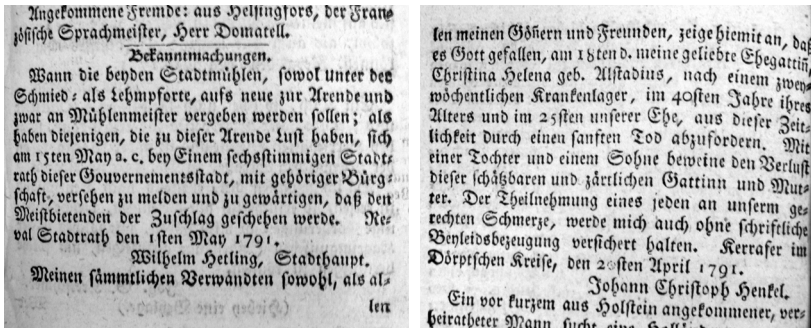
In der achtzigjährigen Erscheinungszeit machen die Todesanzeigen der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ eine deutliche grafische Entwicklung durch. Anno 1791 gibt es Anzeigen, die völlig in den Text integriert

---

Zeitschriften, Intelligenzblätter und Kalendern in Nordwestdeutschland, hrsg. von PETER ALBRECHT und HOLGER BÖNING, Bremen 2005 (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, 14), S. 193-226.

<sup>16</sup> WÜRGLER, Medien in der Frühen Neuzeit (wie Anm. 12), S. 54. Wilke spricht allgemeiner von „mehreren tausend und unter hundert Exemplaren“. JÜRGEN WILKE: Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte, 2. Aufl., Köln u.a. 2008, S. 126.

<sup>17</sup> WERNER GREILING: „Intelligenzblätter“ und gesellschaftlicher Wandel in Thüringen. Anzeigenwesen, Nachrichtenvermittlung, Rasonnement und Sozialdisziplinierung, München 1995, München 1995 (Stiftung des Historischen Kollegs, Vorträge, 46), S. 10; BÖNING, Das Intelligenzblatt (wie Anm. 13), S. 94; WÜRGLER, Medien in der Frühen Neuzeit (wie Anm. 12), S. 53; WILKE, Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte (wie Anm. 16), S. 123.



– Abb. 1. Die frühen Todesanzeigen unterscheiden sich grafisch nicht von anderen Bekanntmachungen. *Revalsche Wöchentliche Nachrichten* (künftig *RWN*) 1802, 3. Stück.

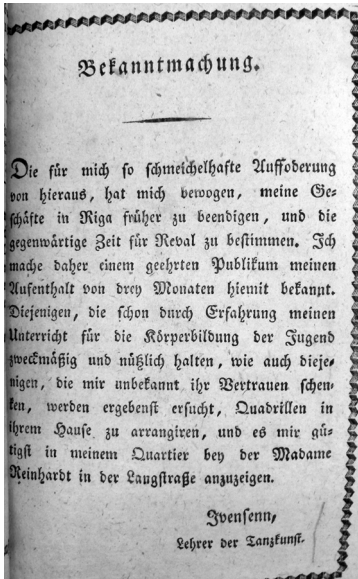
sind. Sie unterscheiden sich grafisch nicht im Geringsten von Werbeanzeigen, Stellensuchen oder einer Ankündigung, wo Fundgegenstände abgeholt werden können. Die Todesanzeige funktioniert noch nicht als geschlossene Einheit und kann daher über die einzelne Seite hinausgehen, so beginnt auch die Todesanzeige für Christina Helena Henkel geb. Alstadius auf der untersten Zeile einer Seite (siehe Abb. 1). Die Nennung des Vornamens der verstorbenen Person ist besonders in der Anfangsphase nicht zwingend. Der Verweis auf einen militärischen Rang oder auf ein Amt scheint zu reichen, um den Verstorbenen in der Gesellschaft zu verorten.

Obwohl Adrian Haus davon ausgeht, dass im 19. Jahrhundert Todesanzeigen in der Regel nicht in einer eigenen Rubrik gedruckt werden, gibt es in den „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ bereits Ende des 18. Jahrhunderts Todesanzeigen, die mit dem Titel „Todesfall“ versehen sind.<sup>18</sup> Die Vermutung liegt nahe, dass der Inserent entschied, ob die Anzeige einen Titel erhält oder nicht. Da aber keine Hinweise auf die Preise von Anzeigen gefunden worden sind, kann man nur darüber mutmaßen, dass es einen Zusammenhang von Preis, Titel und Größe gegeben hat. Die Größe der Anzeigen variiert sehr stark. Die kleinsten umfassen 12 cm<sup>2</sup>, die größten erreichen bis zu 150 cm<sup>2</sup>.<sup>19</sup> Ab 1803 treten auch ganzseitige Anzeigen auf. Diese wurden gelegentlich mit den unterschiedlichsten Zierrändern versehen. Solche Trauerränder sind ein grafisches Element, das Sandra Hölscher in ihrem Textkorpus, das aus 11 deutschen Tageszeitungen besteht, erst ab 1850 vorfindet.<sup>20</sup> Obwohl die Revaler bereits rund 50 Jahre früher zu diesem Stilmittel griffen, kann noch nicht von einer einheitlichen Form gesprochen werden, denn einige dieser Zierrahmen sind in späteren Jahren auch vereinzelt bei Werbeanzeigen eingesetzt worden.

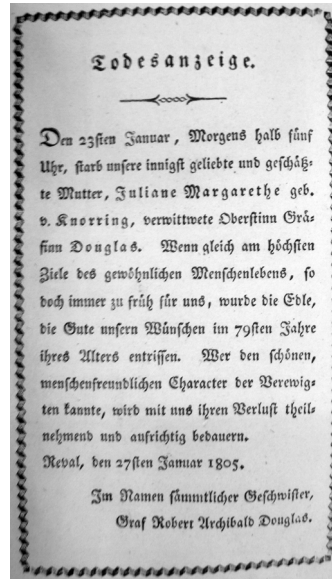
<sup>18</sup> HAUS, Todesanzeigen (wie Anm. 10), S. 46.

<sup>19</sup> Gemessen wurde der Raum, den die Schrift einnimmt. Die Ergebnisse sind ganzzahlig gerundet.

<sup>20</sup> HÖLSCHER, Familienanzeigen (wie Anm. 6), S. 272.



– Abb. 2. Werbung für Tanzunterricht. RWN 1809, 5. Stück



– Abb. 3. Todesanzeige. RWN 1805, 5. Stück

Um 1830 sind dann die Todesanzeigen der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ stark standardisiert. Die meisten haben einen schlichten schwarzen Rand. Seltener sind sie etwa eine halbe Seite groß, mehrheitlich nehmen sie eine ganze Seite ein. Nun wird auch der Name grafisch hervorgehoben.

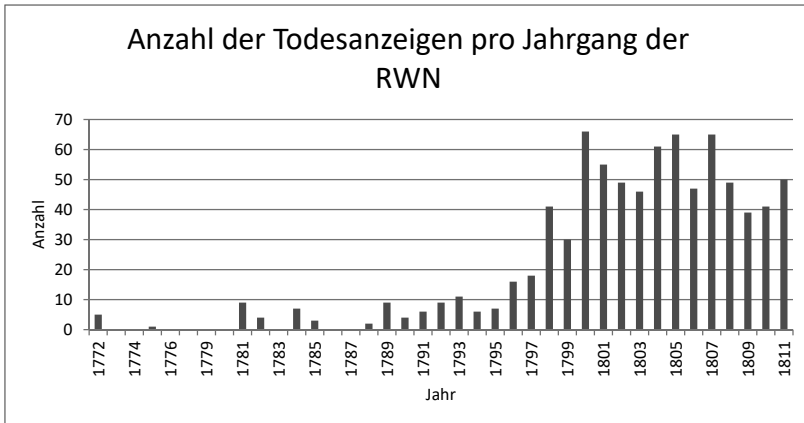
Ab 1850 werden einige Anzeigen mit Vergänglichkeitsymbolen verziert – das Stundenglas, die Sense oder ein Grabmal, gefolgt von der Mutter Maria mit einem lutherischen Kreuz. Russisch-orthodoxe Kreuze fanden in dieser lutherisch geprägten Gesellschaft keine Verwendung.

Während heute übliche Todesanzeigen einen fakultativen Layoutblock mit Hinweisen auf die Beerdigung haben – dieser Teil stellt meistens eine indirekte Einladung zur Beerdigungsfeier dar – so ist in den untersuchten Todesanzeigen der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ dieses Stilelement nicht vorhanden. Keine einzige im Intelligenzblatt gedruckte Todesanzeige enthält eine Einladung zu einer Beerdigungszeremonie.

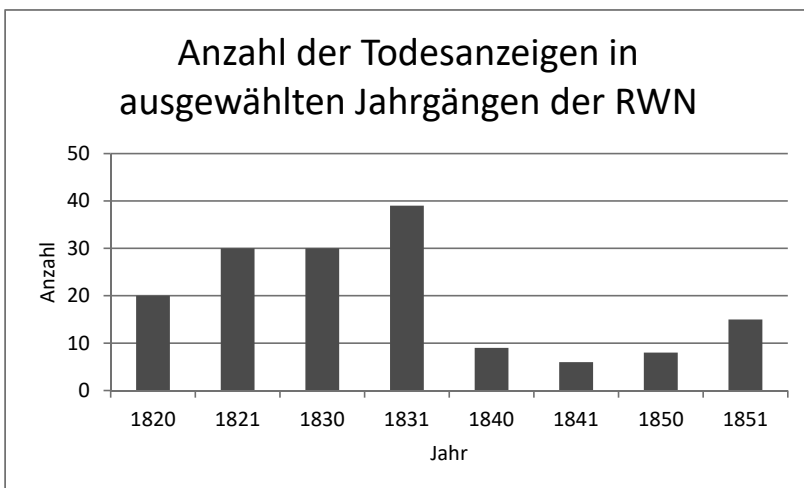
### *Wer erhält eine Todesanzeige?*

Für die Auswertung sind 979 Todesanzeigen erfasst worden. Bis auf die Jahrgänge 1773, 1779, 1780 und 1783, die an der Akademischen Bibliothek der Universität Tallinn (*Tallinna Ülikooli Akadeemiline Raamatukogu*) nicht erhalten sind, ist der ganze Bestand der „Revalschen Wöchentlichen





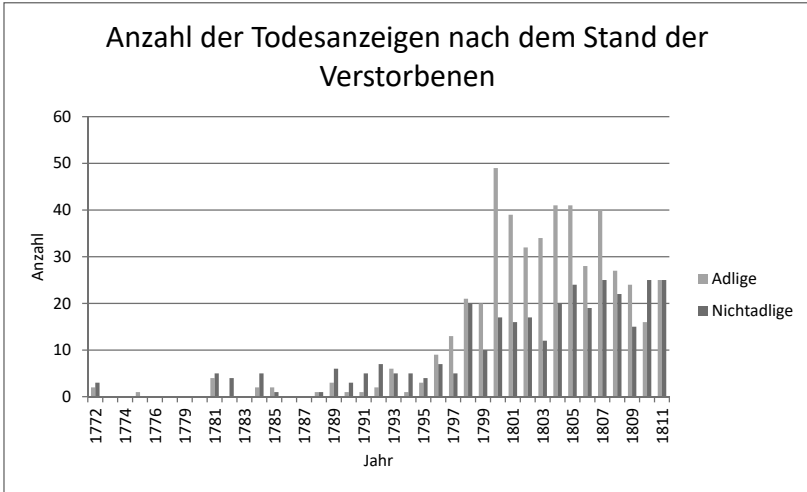
– **Abb. 4.** Der Trend, Todesanzeigen in einem Intelligenzblatt zu publizieren, setzt Ende des 18. Jahrhunderts ein und findet seine größte Verbreitung im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts.



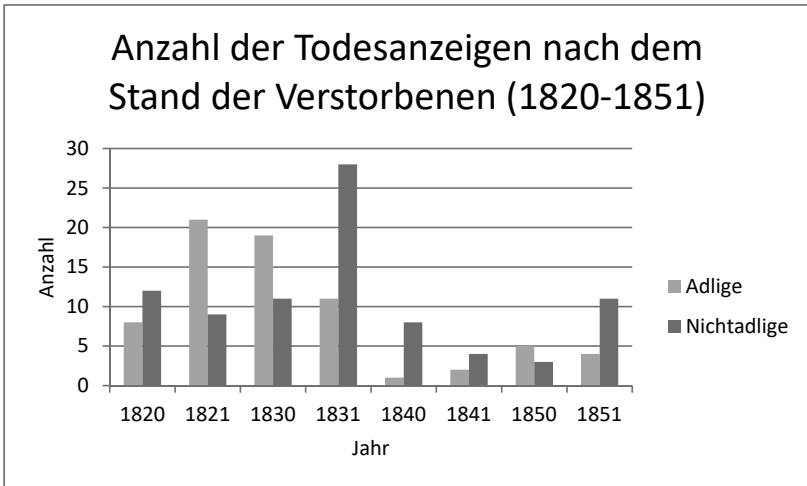
– **Abb. 5.** Deutlicher Interessensrückgang an öffentlichen Todesanzeigen.

Nachrichten“ von 1772 bis 1811 gesichtet worden. Um langfristige Entwicklungen zu erkennen, sind auch die Jahrgänge 1820/21, 1830/31, 1840/41 und 1850/51 berücksichtigt worden.

In den ersten Anzeigen von 1772 und 1775 – 1773 fehlt und 1774 sind keine Todesmeldungen veröffentlicht worden – berichtet der Herausgeber Johann Jacob Illig über den Tod von wichtigen Persönlichkeiten. Man erfährt, woran sie gestorben sind und welche Ämter sie bekleidet haben. Über ihre familiären Verhältnisse schweigt er sich völlig aus und verzichtet auch auf die namentliche Nennung der Trauernden. Allerdings sind es nur gerade



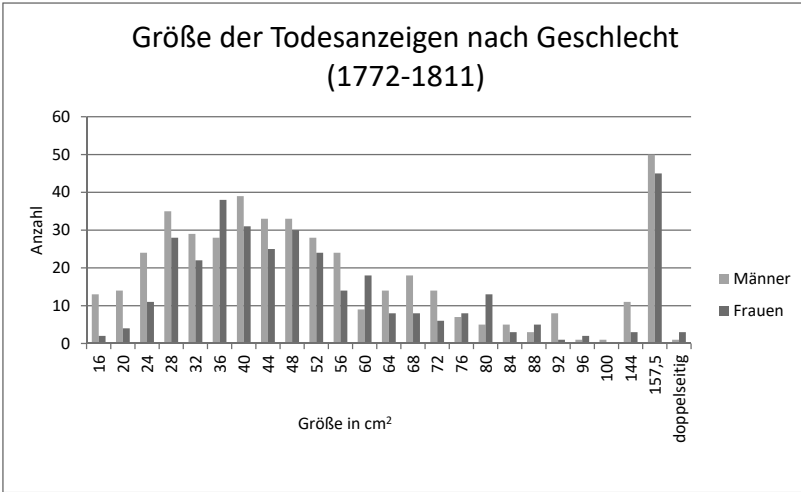
– **Abb. 6.** Nach anfänglichem Zögern geben die deutschbaltischen Adligen mehr Todesanzeigen auf als die Nichtadligen.



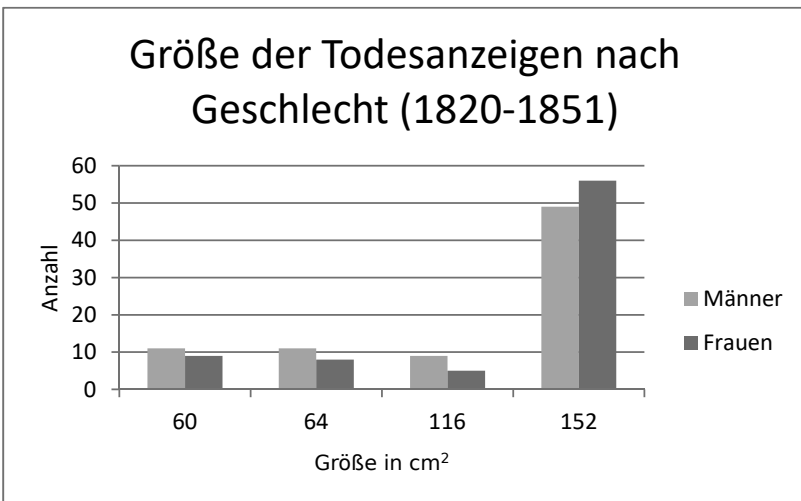
– **Abb. 7.** Die Adligen verlieren rascher das Interesse an Todesanzeigen als die Nichtadligen.

sechs Anzeigen und man könnte sie der Form nach eher als Todesnachrichten oder Nachrufe bezeichnen.

Danach folgt eine Pause, in der keinerlei Todesmitteilungen veröffentlicht wurden. Da die „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ auch amtliche Mitteilungen druckten, wurde die Leserschaft jedoch auf diesem Weg über Todesfälle informiert.



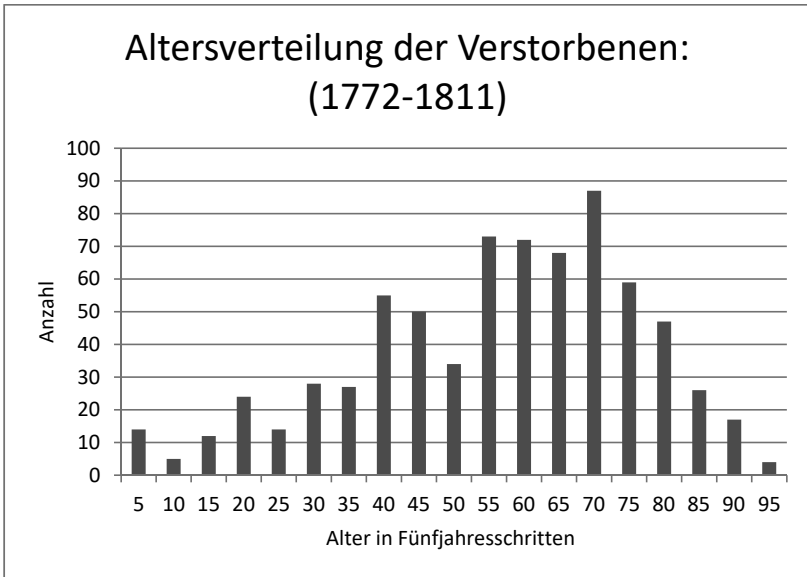
– **Abb. 8.** Frauen erhalten deutlich sichtbare Todesanzeigen.



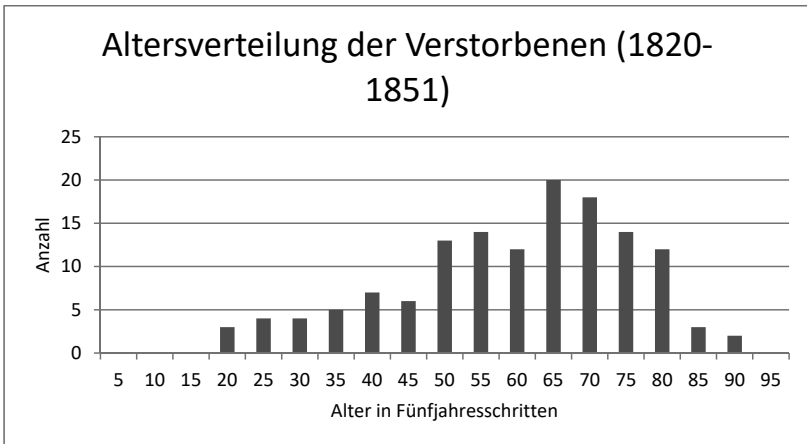
– **Abb. 9.** Vereinheitlichte Größe der Todesanzeigen mit annähernd paritätischer Geschlechterverteilung.

In den 1780er Jahren setzte ein Trend ein, schoss in die Höhe, erreichte anno 1800 mit 66 Todesanzeigen das Maximum und pendelte sich dann bei ca. 40 Anzeigen pro Jahr ein. In der langzeitigen Entwicklung nahm jedoch das Interesse an Todesanzeigen wieder deutlich ab. Der Höhepunkt von 1831 steht sicherlich in Verbindung mit der Cholera, die ab dem Sommer in Reval grassierte.<sup>21</sup>

<sup>21</sup> ISIDORUS BRENNISOHN: Die Aerzte Estlands vom Beginn der historischen Zeit bis zur Gegenwart. Ein biographisches Lexikon nebst einer historischen Einleitung über das Medizinalwesen Estlands, Riga 1922, S. 93, URL: <https://personen.>



– **Abb. 10.** Altersverteilung der Verstorbenen gemäß den Altersangaben oder Lebensdaten in den Todesanzeigen. 13 Prozent der Anzeigen enthalten keine Altershinweise.



– **Abb. 11.** In den ausgewählten Jahrgängen verschwinden die Todesanzeigen für Kinder. Auch in diesem Untersuchungszeitraum enthalten 13 Prozent der Todesanzeigen keine Altershinweise.

Zu Beginn bestanden die einzelnen Hefte der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ aus vier Seiten, die bei Bedarf mit Beilagen erweitert wurden. Bis 1840/41 wuchs der Umfang des Intelligenzblattes massiv an.

[digitale-sammlungen.de/baltlex/Blatt\\_bsb00000352,00003.html](http://digitale-sammlungen.de/baltlex/Blatt_bsb00000352,00003.html) (letzter Zugriff 19.4.2019).

Trotzdem fielen nur noch neun und sechs Todesanzeigen auf rund 1 400 bzw. 1 500 Seiten pro Jahr. Ob das Interesse der Leser zurückgegangen war und deshalb weniger Todesanzeigen aufgegeben wurden oder ob einfach ein Trend vorbei war, lässt sich nicht sagen. Als die „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ sich ihrem Ende näherten, gab es kein lokales deutschsprachiges Konkurrenzblatt, das die Verbreitung von Todesanzeigen übernommen hätte.<sup>22</sup>

In Abb. 6 sehen wir einen Trend, der in der deutschen Bildungsschicht begann und zuerst von den Adligen beobachtet wurde. Ende des 18. Jahrhunderts waren es vorwiegend Familien von Ratsangehörigen und Pastoren, die eine Todesanzeige aufgaben. Gerade Pastoren kamen häufig aus Deutschland und könnten diesen Brauch mitgebracht haben. Um die Jahrhundertwende übernahmen die Angehörigen der Ritterschaften diese Art der Trauerbekundung. Gewisse Familien sind bei den Anzeigen vielfach vertreten, wie etwa die von Baggehuffwudt, von Rosen, von Staal, von Stackelberg, von Toll oder von Wrangell. Andere Adelsfamilien nutzten dieses Trauer- und Informationsmittel überhaupt nicht, so die von Hoyningen genannt Hüne oder die von Vegesack. Auf nichtadliger Seite waren es die Familien Oom, Rydenius oder Saleman(n), die vermehrt bei den Verstorbenen oder Trauernden genannt werden. Allerdings liegen ihre Zahlen deutlich unter denjenigen der von Wrangell, von Rosen und von Toll. Im gesamten Untersuchungszeitraum hatte eine Handvoll adliger Frauen bürgerliche Männer geheiratet. Anzeigen, aus denen ersichtlich wird, dass ein adliger Mann mit einer bürgerlichen Frau verheiratet war, sind keine entdeckt worden. Mit einer Todesanzeige für eine adlig-geborene Ehefrau konnte der soziale Aufstieg einer bürgerlichen Familie gezeigt werden. In Abb. 7 wird ersichtlich, dass die Adligen in den 1830er Jahren nur noch vereinzelt Todesanzeigen in den „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ drucken ließen. So dominierten in den letzten beiden Jahrzehnten wieder die Anzeigen der nichtadligen Schichten.

Legt man die in den „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ veröffentlichten Bevölkerungszahlen für die Provinz Estland zu Grunde, erhielten im Spitzenjahr 1800 und im Jahr 1801 gerade einmal 0,7 bzw. 0,8% der im Gouvernement Estland verstorbenen Personen eine Todesanzeige.<sup>23</sup> In den Ostseeprovinzen machte die Nobilität weniger als 1% der Gesamtbevölkerung aus, doch waren 57,1% der Todesanzeigen Adligen gewidmet.<sup>24</sup>

<sup>22</sup> EPP LAUK u.a.: The Beginning of Publishing in the Baltics, in: Towards a Civic Society. The Baltic Media's Long Road to Freedom. Perspectives on History, Ethnicity and Journalism, hrsg. von SVENNIK HØYER, EPP LAUK und PEETER VIHALEMME, Tartu 1993, S. 43-66, hier S. 53.

<sup>23</sup> RWN 1801, 6. Stück; RWN 1802, 3. Stück

<sup>24</sup> Eindeutige Angaben über die Größe der adligen Bevölkerung zu finden, ist ziemlich schwierig. Laut Whelan machten die Adligen 1850 in Estland 0,8% und 1786 in Livland 0,5% der Bevölkerung aus. Für Kurland im Jahr 1797 geht Mesenhöller von einem Bevölkerungsanteil von 0,6% aus. WHELAN, Adopting to Modernity (wie

Neben der Zuordnung zum Stand ist auch die Größe der Todesanzeigen erfasst worden. Abb. 8 zeigt, wie große Anzeigen die Frauen und die Männer im Zeitraum von 1772 bis 1811 erhalten haben. Deutlich sieht man, dass die ganz kleinen Anzeigen vor allem für Männer aufgegeben wurden. Es wirkt so, als wenn es für die Trauernden eine Pflicht gewesen sei, den Tod bekannt zu geben, aber kein besonderer finanzieller Aufwand betrieben werden sollte. Frauen wiederum erhielten mehrheitlich eine Todesanzeige von 28 bis 60 cm<sup>2</sup>. Das ist eine Größe, die auf jeden Fall neben den kommerziellen Anzeigen wahrgenommen wird. 157,5 cm<sup>2</sup> bedeutet, die Todesanzeige füllt eine ganze Seite aus. Mit 50 ganzseitigen Anzeigen für Männer und 45 für Frauen ist der Unterschied zu klein, um signifikant zu sein. Ganzseitige Todesanzeigen sind also weder ein Privileg der Männer noch der Frauen. Bei den doppelseitigen Anzeigen führen dann die Frauen im Verhältnis 3:1. Doch ist in diesem Fall der Datenpool zu klein, um weitere Interpretationen zu wagen. Anders sieht die Situation aus, wenn man den Stand der Verstorbenen berücksichtigt. Ganzseitige Todesanzeigen wurden rund viermal häufiger von Adligen als von Nichtadligen aufgegeben. Und alle vier doppelseitigen Anzeigen waren Adligen gewidmet, wie diejenige für die 1805 verstorbene Johanna Margaretha von Tiesenhausen.<sup>25</sup> Bei den ganz kleinen Todesanzeigen sind allerdings keine signifikanten Standesunterschiede auszumachen.

In Abb. 9 wird die im Kapitel „grafische Entwicklung“ bereits erwähnte Standardisierung der Todesanzeigen deutlich (durch eine Formatveränderung der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ entspricht in diesem Zeitraum 152 cm<sup>2</sup> einer ganzseitigen Anzeige). Bei den im Zeitraum von 1820 bis 1851 publizierten Todesanzeigen sind in der Größenverteilung keine markanten Geschlechterunterschiede mehr auszumachen.

Insgesamt erhielten weniger Frauen als Männer eine Todesanzeige. Doch wenn sie eine Anzeige bekamen, dann war diese deutlich sichtbar. Berücksichtigt man zusätzlich die Familienposition, auf die in den Anzeigen direkt oder indirekt verwiesen wurde, so wurde deutlich mehr Ehemännern als Ehefrauen gedacht. Dies ist ein Effekt, der nicht nur gesellschaftliche sondern auch biologische Gründe hat: so hatten Männer im 18. und 19. Jahrhundert eine etwas geringere Lebenserwartung als Frauen<sup>26</sup> und heirateten üblicherweise jüngere Frauen. Die kumulierten Gründe führten häufig zu einem früheren Tod des Ehemannes als der Ehefrau. Die Witwe übte dann ihre traditionelle Aufgabe der Verwandtenpflege aus, indem sie

Anm. 1); MATHIAS MESENHÖLLER: Ständische Modernisierung. Der kurländische Ritterschaftsadel 1760–1830, Berlin 2009 (Elitenwandel in der Moderne, 9), S. 44  
<sup>25</sup> RWN 1805, 4. Stück.

<sup>26</sup> Mesenhöller gibt die durchschnittliche Lebenserwartung für den kurländischen Adel wie folgt an: Geburtskohorte 1726–1750: ♂ 62,8 Jahre, ♀ 63 Jahre; Geburtskohorte 1751–1775: ♂ 58,8 Jahre, ♀ 58,1 Jahre; Geburtskohorte 1776–1800: ♂ 57,6 Jahre, ♀ 60 Jahre; Geburtskohorte 1801–1825: ♂ 60,1 Jahre, ♀ 63,9 Jahre. MESENHÖLLER, Ständische Modernisierung (wie Anm. 24), S. 486, 489.

über den Tod eines Familienoberhaupts informierte. Gleichzeitig war es eine Möglichkeit, nochmals die Leistungen des Verstorbenen in Erinnerung zu rufen, um damit das Prestige der Familie zu stärken. Insbesondere Witwen von Handwerkern und Händlern nutzten die Gelegenheit und verwiesen auf die Weiterführung des Unternehmens, da es für die hinterbliebene Familie überlebenswichtig sein konnte, dass die Kundschaft vom Fortbestand des Geschäfts Kenntnis hatte. Da Frauen im 19. Jahrhundert noch keinen Zugang zu öffentlichen Ämtern hatten, entfiel bei ihnen der Aspekt der Leistungshonorierung ausgeübter Verwaltungsfunktionen. Deshalb gehe ich davon aus, dass die emotionale Verbundenheit eines Paares einen Ehemann dazu veranlasste, seiner verstorbenen Frau eine Todesanzeige auszurichten. Da die verstorbenen Frauen in der Regel mit ihrem vollen Mädchennamen und allfälligem Adelstitel genannt wurden, wurde in der Todesanzeige abermals auf die Allianz zweier Familien hingewiesen. Ein Viertel der Ehefrauen, die eine Todesanzeige erhielten, starben an den Folgen des Kindbetts, also in einer ambivalenten Situation, in der Hoffnung, Freude, Angst und Leid sehr nahe zusammenliegen. Mit der Todesanzeige für eine Wöchnerin wurde eine Frau gewürdigt, die bei der Erfüllung einer der wichtigsten Aufgaben von Ehefrauen, dem Gebären von Nachkommen, verstorben war. Neben der erfüllten Pflicht der Verstorbenen brachten die Witwer auch deutlich ihren Schmerz und die Enttäuschung über die zerstörten Zukunftshoffnungen zum Ausdruck.

Die emotionale Verbundenheit kann man auch beim Verhältnis von Eltern zu ihren Töchtern geltend machen. Es erhielten signifikant mehr Söhne als Töchter eine Todesanzeige. Es waren die Söhne, die Titel erwarben, das Prestige mehrten und den Namen und Güter weitergaben. Starb einer von ihnen, war das ein großer Verlust an sozialem Kapital. Töchtern hingegen, gerade wenn sie unverheiratet waren, wurde keine derartige öffentliche Rolle zugeschrieben, weshalb etliche von ihnen in den genealogischen Handbüchern der baltischen Ritterschaften schlicht nicht erwähnt wurden.<sup>27</sup> Erhielten sie nun doch eine Anzeige, wird dadurch belegt, dass emotionale Beziehungen unabhängig von Geburtenrangposition<sup>28</sup> und Geschlecht sind.

In ihrer Untersuchung hochadliger Korrespondenzen kam Sophie Ruppel zu dem Schluss, dass aufgrund der frühneuzeitlichen Erziehungsvorstellungen Geschwister die primären emotionalen familiären Verbindungen

---

<sup>27</sup> Die Todesanzeigen und die Einträge in den genealogischen Handbüchern variieren gelegentlich in der Vornamenreihenfolge, doch sind die Personen in der Regel an weiteren Hinweisen identifizierbar. Auch treten häufig Unterschiede in den Endungen auf -a und -e auf, z.B. Christina/Christine oder Margaretha/Margarethe. Auf der Seite des Münchener Digitalisierungszentrums sind die genealogischen Handbücher der est-, liv- und kurländischen Ritterschaften abrufbar: URL: <https://personen.digitale-sammlungen.de/baltlex/start.html> (letzter Zugriff 19.4.2019).

<sup>28</sup> Die Geburtenrangposition gibt an, als wieviertes Kind jemand geboren worden ist.

bilden.<sup>29</sup> Die vorliegende Untersuchung weist in die gleiche Richtung, denn es erhalten gleich viele Schwestern wie Brüder eine Todesanzeige. Viele dieser Schwestern oder Brüder waren unverheiratet (wie die oben erwähnte Johanna Margaretha von Tiesenhausen, die von ihrem Bruder eine doppelseitige Todesanzeige<sup>30</sup> erhielt), denn in erster Linie war es die Aufgabe des Ehepartners, eine Anzeige aufzugeben. Gelegentlich übernahmen Geschwister diese Aufgabe, wenn der Ehepartner der verstorbenen Person im Ausland weilte, was explizit erwähnt wurde.

Betrachtet man die Altersverteilung der Verstorbenen, fällt auf, dass trotz der hohen Kindersterblichkeit vorwiegend Menschen in einem fortgeschrittenen Alter Todesanzeigen erhalten haben. In seiner demografischen Arbeit über Reval untersuchte Raimo Pullat auch die Sterblichkeit der Kinder und Jugendlichen (bis 20 Jahre). In Pullats Untersuchungszeitraum von 1736 bis 1800 gehörten in der estnischen Heilig-Geist-Gemeinde 54%<sup>31</sup> der Verstorbenen dieser Altersgruppe an, in der deutschen Nikolai-Gemeinde waren es rund 40%.<sup>32</sup> In Abb. 10 machen die Anzeigen für die Null- bis Zwanzigjährigen jedoch nur 7%, diejenigen für die über Sechzigjährigen allerdings 43% aller Todesanzeigen aus, während es in Abb. 11 bei den bis Zwanzigjährigen sogar nur noch 2% und bei den über Sechzigjährigen dafür 50% sind. In den Todesanzeigen sind somit die älteren Leute deutlich übervertreten. Sie hatten die Gelegenheit gehabt, Ruhm zu erwerben und Nachkommen zu zeugen, was mit einer Todesanzeige nochmals vorgeführt wurde.

Für uns sind vor allem die Ränder der Altersverteilung spannend: Im Untersuchungszeitraum lag die durchschnittliche Lebenserwartung der deutschen Oberschicht bei rund 60 Jahren.<sup>33</sup> Unter den angezeigten Verstorbenen sind jedoch viele Leute, die über 80 Jahre alt wurden. Da ein so hohes Alter keine Selbstverständlichkeit war, wurde es gerade deshalb mit einer Todesanzeige gewürdigt. Dahinter steckt eine allmähliche Aufwertung des Alters im 18. Jahrhundert, wie sie Kaspar von Greyerz ausgemacht hat.<sup>34</sup> Infolge einer sinkenden Mortalität bei Erwachsenen setzte sich ein gütigeres Gottes- und optimistischeres Weltbild durch, in dem Erfahrung und Weisheit höher bewertet wurden als der körperliche Zerfall oder

<sup>29</sup> SOPHIE RUPPEL: *Verbündete Rivalen. Geschwisterbeziehungen im Hochadel des 17. Jahrhunderts*, Köln 2006.

<sup>30</sup> RWN 1805, 4. Stück.

<sup>31</sup> RAIMO PULLAT: *Die Stadtbevölkerung Estlands im 18. Jahrhundert*, Mainz 1997 (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abteilung Universalgeschichte, Beiheft 38), S. 82f.

<sup>32</sup> Ebenda, S. 88, gerundet gemäß Diagramm; allein auf den deutschbaltischen Adel bezogen gibt Whelan die Sterblichkeitsrate für die Null- bis Zwanzigjährigen mit 27% für den Zeitraum von 1750–1799 und 22% für 1800–1849 an. WHELAN, *Adopting to Modernity* (wie Anm. 1), S. 117, Anm. 42.

<sup>33</sup> Vgl. Anm. 25.

<sup>34</sup> KASPAR VON GREYERZ: *Passagen und Stationen. Lebensstufen zwischen Mittelalter und Moderne*, Göttingen 2010, S. 198.



die Belastung, die nicht mehr arbeitsfähige Alte für die Familien bedeuteten. Von finanziellen prekären Situationen und der Abhängigkeit von ihren Familien waren nicht nur Handwerker betroffen, sondern auch Witwen von Pastoren, Beamten oder höheren Offizieren.<sup>35</sup> Gerade bei Anzeigen von älteren Leuten findet man häufig Angaben darüber, wie lange ein Paar verheiratet war. Diese Angaben klingen beinahe wie ein Leistungsausweis, sind aber dem Bewusstsein geschuldet, dass es keine Selbstverständlichkeit war, dass beide Ehepartner ein hohes Alter erreichten.

Auf der anderen Seite der Altersextrema haben wir die Kinder von null bis fünf Jahren. Die erste Anzeige für ein Kleinkind stammt aus dem Jahr 1802, in der Otto Masing den Tod seines sieben Monate alten Sohnes bekanntgab.<sup>36</sup> In Anbetracht der hohen Kindersterblichkeit ist diese Altersgruppe deutlich untervertreten. In den Anzeigen für Kinder bewegt sich das emotionale Vokabular im gleichen Rahmen wie dasjenige für die erwachsenen Verstorbenen. Damit bilden die Todesanzeigen einen weiteren Beleg dafür, dass die „schwarzen Legende“, die besagt, dass Eltern kaum oder nicht um Kinder getrauert hätten, weil sie durch die hohe Kindersterblichkeit abgestumpft gewesen seien, falsch ist. Bezeichnenderweise war es ein Mann, der bereits neun Kinder verloren hatte, der 1806 seinem Glück Ausdruck verlieh und die erste Geburtsanzeige aufgab.<sup>37</sup> Mit nur zwei Exemplaren im ganzen Untersuchungszeitraum bleiben Geburtsanzeigen allerdings ein absolutes Randphänomen. Schließlich sieht man beim Blick auf den Zeitraum 1820 bis 1851, dass mit dem abnehmenden Interesse an Todesanzeigen die Kinder gänzlich aus der Statistik fallen.

Neben der quantitativen Analyse bietet sich bei manchen Todesanzeigen auch eine qualitative Analyse an: Die Familiendarstellung ist eng verbunden mit den Verwandtschaftsbezeichnungen, die man einer Person zuschreibt. Gertrud Elisabeth von Brümmer, geb. von Tiesenhausen (1724–1798), wird in der Todesanzeige Großmutter genannt.<sup>38</sup> Wenn man einen Blick in das genealogische Handbuch der baltischen Ritterschaften wirft, sieht man, dass die meisten Kinder aus der ersten Ehe ihres Mannes stammten, d.h. sie war eher eine Stiefmutter und Stiefgroßmutter als die leibliche Großmutter, wurde aber nicht so genannt.<sup>39</sup> Auch in Otto Heinrich von Taubes Fall lohnt sich der Blick ins genealogische Handbuch: Seine Todesanzeige ist mit „Des Verstorbenen Schwester und sämtliche Schwäger“<sup>40</sup> unterschrieben. Bei seiner Schwester handelte es sich jedoch

<sup>35</sup> Ebenda, S. 211.

<sup>36</sup> RWN 1802, 11. Stück.

<sup>37</sup> RWN 1806, 26. Stück.

<sup>38</sup> RWN 1798, 43. Stück.

<sup>39</sup> ASTAF VON TRANSEHE-ROSENECK: Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften, Teil: Livland, Bd. 1, Görlitz [1929], S. 344f., URL: [https://personen.digitale-sammlungen.de/baltlex/Band\\_bsb00000\\_558.html](https://personen.digitale-sammlungen.de/baltlex/Band_bsb00000_558.html) (letzter Zugriff 19.4.2019)

<sup>40</sup> RWN 1801, 46. Stück.

um seine 20 Jahre jüngere Halbschwester.<sup>41</sup> Somit verzichtete die deutschbaltische (adlige) Gesellschaft darauf, in der öffentlich gezeigten Trauer komplizierte familiäre Verhältnisse wie Stief- oder Halbverwandschaft festzuhalten und benutzte die innerfamiliären Verwandtschaftsbezeichnungen. Dieses Phänomen kann man auch in autobiografischen Schriften desselben Zeitraums feststellen, wobei sich die Familien durchaus der unterschiedlichen Verwandtschaft bewusst waren, diese aber in der Regel nur in Konfliktsituationen thematisierten.<sup>42</sup>

Im Sprachgebrauch der deutschbaltischen Oberschicht wurde sowohl in den autobiografischen Texten als auch in den Todesanzeigen nicht nur mit Begriffen wie Stiefverwandschaft großzügig umgegangen, sondern auch mit Bezeichnungen wie Onkel und Tante oder Cousin und Cousine, Begriffe, die nicht nur die Geschwister und Geschwisterkinder der Eltern meinen mussten. Dieses weitgefaste Verständnis weist auf ein Denken in Großfamilien hin. In den Todesanzeigen stoßen wir allerdings primär auf eine Darstellung der Kernfamilie, indem für Mütter, Väter und Kinder Anzeigen aufgegeben wurden. Großeltern, Tanten, Onkel, Nefen oder Nichten wurden selten in die Gruppe der Trauernden integriert. Wurde für Seitenverwandte wie Onkel, Tanten oder Cousins eine Todesanzeige publiziert, waren diese in der Regel kinderlos, oder die Trauernden hatte eine besondere Beziehung mit der verstorbenen Person verbunden etwa als Hausgenosse oder Ersatzvater. Doch lassen sich besondere emotionale Beziehungen nur mit anderen Quellensorten belegen. Trotzdem schimmern solche besonderen Beziehungen immer wieder durch, etwa wenn Reinhold von Wartmann von seinem Schwiegersohn eine Anzeige erhielt, obwohl seine beiden Töchter bereits verstorben waren.<sup>43</sup> Auch Catharina von Helfreich erhielt eine Anzeige vom Mann ihrer verstorbenen Nichte.<sup>44</sup> Es sind Belege dafür, dass Verwandtschaft nicht zwingend an eine bestehende Blutsverbindung gekoppelt war und auch aufrechterhalten werden konnte, wenn die Blutsverbindung nicht mehr bestand.

Im Laufe der Zeit veränderte sich die Familiendarstellung. So unterschrieben in den Stichproben (1820 bis 1851) die Trauernden weniger oft namentlich, sondern benutzen vermehrt formelhafte Wendungen wie „Sämtliche Kinder der Verstorbenen“. Damit fand gleichzeitig eine Hervorhebung der verstorbenen Person und eine Anonymisierung der Hinterbliebenen statt, die wiederum im Widerspruch stand zur öffentlich zur

---

<sup>41</sup> D. M. VON STACKELBERG: Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften, Teil: Estland, 3 Bde., Görlitz 1930, S. 385; 1. und 2. Bd., URL: [https://personen.digitale-sammlungen.de/baltlex/Band\\_bsb00000600.html](https://personen.digitale-sammlungen.de/baltlex/Band_bsb00000600.html) (letzter Zugriff 19.4.2019)

<sup>42</sup> Siehe die noch unveröffentlichte Dissertation DENISE VON WEYMARN-GOLDSCHMIDT: Von Konkurrenten und Lieblingen – Geschwisterbeziehungen im deutschbaltischen Adel des 18. und 19. Jahrhunderts, Basel 2016/17, S. 71.

<sup>43</sup> RWN 1802, 8. Stück.

<sup>44</sup> RWN 1803, 5. Stück

Schau gestellten Trauer und dem Faktum, dass weniger als 1% der Verstorbenen eine Todesanzeige erhielten.

*De mortuis nil nisi bene* lässt sich auch auf den 1804 verstorbenen Harald Gustav von Igelström beziehen. Nach einem Lob auf den zärtlich geliebten Vater unterschrieb sein Sohn Alexander von Igelström im Namen sämtlicher Geschwister die Todesanzeige.<sup>45</sup> Der verschiedene Harald Gustav hatte aus seiner ersten Ehe zwei Töchter, aus der zweiten Ehe zwei Töchter und einen Sohn – Alexander – und aus einer außerehelichen Beziehung drei Töchter und einen weiteren Sohn – Gustav. Zu Alexanders Unmut wurde Gustav legitimiert und erhielt zudem das Wappen und den Namen von Igelström. In einem autobiografischen Text der Familie von Igelström werden ambivalente Familienverhältnisse erkennbar: Die Aufzeichnungen zeigen einen Vater, der sich gleichwohl um seine illegitimen Kinder kümmerte und berichten gleichzeitig von einem steten Konkurrenzverhältnis zwischen dem legitimen Sohn Alexander und dem illegitimen Sohn Gustav.<sup>46</sup> Indem nun nur Alexander die Todesanzeige namentlich unterschrieb, gab er der ganzen Gesellschaft zu verstehen, „Ich bin der legitime Sohn und ich vertrete die Familie!“ Die Todesanzeige kaschierte also einen offenen Machtkampf zwischen Halbbrüdern.<sup>47</sup>

Ferner offenbaren die untersuchten Todesanzeigen ein Trauerverhalten, das von heute abweicht. So wurde damals jedes Mal darum gebeten, auf Kondolenzschreiben zu verzichten, um den Schmerz nicht zu vergrößern. Manche frisch verwitweten Mütter oder Väter gaben an, dass ihre kleinen Kinder noch nicht trauerfähig seien. Die Schreibenden verstanden darunter eine spezifische Form des Trauerverhaltens, welche sich von heutigen Formen unterscheidet. Zudem dürfte auf heutige Leser die Angabe befremdend wirken, wie viele verstorbene Kinder oder Verwandte die frisch verstorbene Person im Himmel erwarteten. Damit wurde zum Ausdruck gebracht, dass der Tod für den Verstorbenen nichts Schlimmes war, weil er die Freude hatte, seine anderen Kinder wieder zu sehen. Die hohe Kindersterblichkeit erscheint damit als ein zu akzeptierendes Übel und nicht als eine Gleichgültigkeit gegenüber den Kindern im Ariès'schen Verständnis. Unfälle wiederum wurden als Todesursache nur vier Mal erwähnt. Sie standen im Widerspruch zur *Ars moriendi*, die vorsah, dem Tod gefasst und vorbereitet entgegen zu gehen, und bedeuteten damit eine Belastung für die Hinterbliebenen. Bei einer Krankheit jedoch war eine entsprechende

<sup>45</sup> RWN 1805, 3. Stück.

<sup>46</sup> ALEXANDER ARCHIBALD IGELSTRÖM: Erinnerungen des Grafen Alexander Archibald Igelström, in: Baltische Hefte 16 (1970), S. 6-148.

<sup>47</sup> In einem Fall verdeckten Todesanzeigen ein Familiendrama, im anderen Fall offenbarten sie es: Familie von Toll verlor innerhalb von drei Monaten die Kinder Marie, Hugo und Carl (Oktober bis Dezember 1803). Im Januar 1804 folgt ihnen der Vater Otto Magnus. RWN 1803, 47. Stück (Doppelanzeige), RWN 1803, 52. Stück und RWN 1804, 5. Stück.

seelische Vorbereitung möglich. So gehörte zur Standarddarstellung ein sanfter Tod, auch wenn die Leute schon lange gelitten hatten.

Berücksichtigt man geografische Aspekte, fällt auf, dass die in den Todesanzeigen angegebenen Sterbeorte nicht nur in Reval und der näheren Umgebung lagen. Die Anzeigen verkündeten Todesfälle aus St. Petersburg, Riga, Helsinki oder aus den Einsatzgebieten der Offiziere. Somit benutzte die deutschbaltische Gesellschaft die „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ als Informationsplattform, um wichtige Ereignisse in der Heimat bekannt zu geben.

### *Deutschbaltische Gesellschaft um die Jahrhundertwende*

Quellenbedingt ist es viel leichter, die deutschbaltischen Adelsfamilien zu verfolgen als die einfachen Bürger, was sich in dieser Arbeit deutlich in den Beispielen niederschlägt. Um den nichtadligen Schichten ähnlich gerecht zu werden, wäre etwa eine systematische Auswertung von Kirchenbüchern oder Selbstzeugnissen nötig. Die Konzentration auf den deutschsprachigen Bevölkerungsteil ergab sich ebenfalls aus der Quelle, denn die untersuchten „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ enthielten keine Todesanzeigen für Personen mit estnischem oder lettischem Familiennamen. Insgesamt erhielten weniger als 1% der Verstorbenen eine Todesanzeige. Da aber beinahe 1 000 Anzeigen erfasst worden sind, zeichnen sich trotzdem gewisse Tendenzen ab. Am auffälligsten ist, dass Todesanzeigen zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ einen Boom erlebten, die Anzahl aber bereits nach rund einem Jahrzehnt wieder markant zurückging.

An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zeichnet die estländische deutschsprachige Gesellschaft ein widersprüchliches Bild betreffend Familienzugehörigkeit, Sichtbarkeit von familiären Positionen und der Familienrepräsentation: Einerseits werden Frauen anhand der Nennung ihres vollen Mädchennamens und auch der erwähnten Größe der Anzeigen deutlich sichtbar gemacht, andererseits konnten gerade Mütter völlig verschwinden, wenn etwa ein Vater den Tod seines Sohnes einzig in seinem Namen bekannt gibt, obwohl die Mutter noch lebt.

In den Todesanzeigen der „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ treten uns Kernfamilien – oder noch kleinere Einheiten – entgegen, da Mütter und vor allem Geschwister häufig nicht als Trauernde genannt werden. Dies steht deutlich im Widerspruch zur Darstellung von familiären Verwandtschaftsverhältnissen in autobiografischen Schriften, die dieselbe Zeit behandeln. Insbesondere Frauen entwarfen in ihren schriftlichen

Erinnerungen häufig ein Bild ihrer Familie als weitverzweigte Großfamilie.<sup>48</sup> Den Unterschied daran festzumachen, dass Todesanzeigen öffentliche Quellen sind, während autobiografischen Schriften ein eher privater Charakter nachgesagt wird, funktioniert schon deshalb nicht, weil auch etliche autobiografische Schriften gedruckt worden sind.

Die Motivation für den Druck einer Todesanzeige scheint von zwei konkurrierenden Wertsystemen ausgegangen zu sein. Das eine der beiden ist von Prestige geprägt, weshalb mehr Ehemänner und Söhne als Ehefrauen und Töchter eine Anzeige erhalten. Das andere System ist von Emotionen geprägt, was dazu führt, dass gleich viele Mütter wie Väter und Schwestern wie Brüder eine Anzeige bekommen.<sup>49</sup>

Abschließend lässt sich festhalten, dass Todesanzeigen nicht nur für direkte Verwandte aufgegeben worden sind, sondern dass auch vereinzelt geschätzte Mitarbeiter wie Hauslehrer oder Gouvernanten mit einer Anzeige geehrt wurden. Sowohl die Gouvernante als auch der Hauslehrer bekleideten Positionen, die eng mit dem Familienleben verwoben waren. Dringend wünschenswert wären nun weitere Arbeiten zu Alltagsfragen oder Familiendarstellungen in Todesanzeigen anderer Kulturkreise, um die estländische deutschbaltische Gesellschaft in einem größeren Umfeld situieren zu können.

---

<sup>48</sup> Z.B. G. BERG: *Les souvenirs de Mlle. Emilie Colline (1791–1893)*. [Illegitime Schwester von Friedrich Graf Berg] Handschrift 1895 (Privatbesitz G. A. Tammann †, Basel); SOPHIE VON REUTERN: [Kindheit 1829–1840], Handschrift, ohne Jahresangabe (Privatbesitz Constantin von Weymarn, Basel); ERNESTINE VON SCHOULTZ-ÄSCHERADEN: *Memoiren der Baronin Ernestine Schoultz-Äscheraden geb. Baronesse Campenhausen, Riga 1908*; In *Gutshäusern und Residenzen. Denkwürdigkeiten der Freifrau Sophie von Hahn geb. de Graimberg*, hrsg. von OTTO FREIHERR VON TAUBE, Hannover-Döhren 1964.

<sup>49</sup> Eine andere Art der öffentlichen Totenehrung sind Epitaphe. In der Revalschen Domkirche sind 77 dieser teils reich verzierten, hölzernen Wappenschilder erhalten. Der Namensvergleich der Epitaphe mit den Todesanzeigen in den „Revalschen Wöchentlichen Nachrichten“ ergibt allerdings nur einen einzigen Treffer: Civil-Gouverneur Paul Friedrich von Benckendorf (†1841). RWN 1841, 49. Stück; SULEV MÄEVÄLI und ENE TROMP: *Tallinna Toomkiriku Epitaafid / Die Wappenepitaphe der Tallinner Domkirche / Epitaphs of the Tallinn Cathedral*, Tallinn 2008, Verzeichnis, S. 195–222, hier S. 197 (Benckendorff).

SUMMARY

---

*De mortuis nil nisi bene or What Do the  
Obituaries of the Revalschen Wöchentlichen  
Nachrichten tell us about German Society  
at the Turn of the 18<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> Century*

Up to now, “Intelligenzbätter” have been studied in history mainly in the context of the Enlightenment, and as an instrument of the authorities to promote good *Policey* order. Despite the large number of advertisements that provide information on the living conditions of a broad section of the population, only a few papers analyse everyday issues. Obituaries are a special type of announcement. They contain references to notions of death and mourning rituals, but also to the history of medicine and family representations. In the following study, around 1000 obituaries published in the *Revalsche Wöchentlichen Nachrichten* from 1772 to 1852 were used to analyse family representations of the Baltic German upper class as a type of public source. Factors such as status, gender, age and family position were taken into account.

In the 1780s, the trend to place obituaries began slowly, boomed and peaked in 1800 with 66 obituaries before settling at around 40 notices per year. Subsequently the interest in obituaries decreased significantly.

Here we see a trend that began in the German upper class and was first observed by the nobility. At the end of the 18th century, it was mainly families of members of the council and pastors who placed obituaries. Around the turn of the century, members of the knighthoods took over this way of expressing mourning. However, the diagram shows that the interest of the members of the knighthood was short-lived, and in the 1830s, they only had death announcements printed in the *Revalsche Wöchentlichen Nachrichten* occasionally. In the peak years 1800 and 1801, less than 1% of the deceased persons received a death notice.

Looking at the age distribution of the deceased, it is noticeable that, despite the high infant mortality rate, predominantly people at an advanced age received death notices. In the period 1820 to 1851, it can be seen that with the decreasing interest in obituaries, children fell out of the statistics completely. The emotional vocabulary in the children’s obituaries is similar to that of deceased adult. The obituaries thus provide further evidence that the opinion, spread in the legend, of parents hardly mourning for their children as they had been emotional blunted by the high infant mortality rate, is wrong.

As far as family representation is concerned, a contradictory picture of the Baltic German society emerges at the turn of the 18<sup>th</sup> /19<sup>th</sup> century:

On the one hand, we have a clear visualization of the women by naming their full maiden name or by the length of the obituaries. On the other hand, mothers can disappear completely, if a father announces the death of his son in his name only, despite the fact that the mother was still alive.

In the obituaries of the *Revalsche Wöchentlichen Nachrichten*, we have a representation of nuclear families - or even smaller - considering that mothers and especially siblings are often not mentioned as mourners. This representation clearly contradicts the narrative in autobiographical writings of the same period. Especially in autobiographical texts, written by women, the image of the family is depicted as a wide network of tightly knit persons.

Studies on everyday issues or family representations in obituaries of other societies would be desirable in order to enable a comparison of the Estonian Baltic German society in a larger context.

# Kulturpolitik und Wissenstransfer am Herderinstitut zu Riga? Ein Beitrag zur intellektuellen Geschichte des Baltikums in den 1920er und 1930er Jahren

---

VON RAIVIS BIČEVSKIS &  
BASTIAN BROMBACH

Studien zur lettischen Hochschulgeschichte konzentrieren sich in der Regel auf die 1919 staatlich gegründete Universität Lettlands (*Latvijas Universitāte*) in Riga.<sup>1</sup> Das ab 1927 per Spezialgesetz zur Hochschule aufgestiegene Herderinstitut zu Riga<sup>2</sup> dagegen geriet bisher kaum in das Blickfeld der Historikerinnen und Historiker. Auf der Suche nach wissenschaftlichen Beiträgen stößt man zunächst auf eine Publikation von Wolfgang Wachsmuth, des Chefs der Verwaltung für das deutsche Bildungswesen, das dem lettischen Bildungsministerium unterstellt war (1929–1934).<sup>3</sup> Diese Darstellung hat ihren Zugang vorrangig über die eigenen Erlebnisse

---

<sup>1</sup> Siehe z.B. PER BOLIN: *Between National and Academic Agendas. Ethnic Policies and „National Disciplines“ at the University of Latvia, 1919–1940*, Huddinge 2012 (Södertörn Studies in History, 13); VITA ŽELČE u.a.: *Latvijas Universitāte 90 gados* [90 Jahre Universität Lettlands], Riga 2009.

<sup>2</sup> Sowohl im internen Schriftverkehr als auch in den Publikationen der Institution selbst sowie in der Forschungsliteratur variiert die Schreibweise gelegentlich, die hier gewählte Variante „Herderinstitut“ taucht als Selbstbezeichnung in den Quellen am häufigsten auf.

<sup>3</sup> WOLFGANG WACHSMUTH: *Von deutscher Arbeit in Lettland 1918–1934*, Bd. 2: *Die autonome deutsche Schule*, Köln 1952. Bereits der Titel deutet an, dass die kulturellen Leistungen der deutschen Minderheit im selbständigen Staat Lettland im Zentrum stehen. Der Autor stützt sich teilweise auf Selbstzeugnisse des langjährigen Direktors des Herderinstituts, Wilhelm Klumbergs, ein nicht überliefertes Manuskript Kurt Stavenhagens, Dozent und Professor am Herderinstitut, sowie weitere Drucksachen, sämtlich aus deutschbaltischer Sicht. Wachsmuths dreibändiges Werk könnte selbst mittlerweile gut als Quelle für die eigene Historisierung der Deutschbalten gelten. Die Gründung des Herderinstituts wird hier fast wie eine geheimdienstliche Operation dargestellt: „Von lettischer Seite wurde die Eröffnung der neuen Hochschule kaum beachtet. Die Letten waren noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt und die Tarnung war so gut gelungen, daß der Neugründung lettischerseits kaum Bedeutung zugemessen wurde.“ Ebenda, S. 412. Siehe auch DERS.: *Zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Verwaltung des deutschen Bildungswesens Lettlands* (Fortsetzung), in: *Nation und Staat* 5 (1932), Nr. 4, S. 237–253, hier S. 242f.; zur Person: Wachsmuth, Wolfgang Friedrich Justus, in: *Baltisches*



und Aufzeichnungen beteiligter Akteure. Jürgen von Hehn wagt in seinem Aufsatz von 1981 die bisher einzige umfassendere Beschreibung der Institutsgeschichte.<sup>4</sup> Da die Akten des Herderinstituts in Riga damals für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der alten Bundesrepublik verschlossen waren, stützte sich von Hehn vorwiegend auf Akten des Auswärtigen Amtes.

Nach dem Fall des Eisernen Vorhanges blitzte die Geschichte der Hochschule bisher nur noch zwei weitere Male in der Forschung auf. Raimonds Cerūzis' kurzer Beitrag zum Herderinstitut in einem Sammelband über die Person Johann Gottfried Herders in Riga nutzte zwar Quellen des Historischen Staatsarchivs Lettlands (LVVA), doch beschränkte er sich auf solche Dokumente, welche die lettische Angst vor geheimdienstlichen Aktivitäten durch das Lehrpersonal dokumentieren.<sup>5</sup>

Die letzte Beschäftigung mit dem Herderinstitut ist eine knapp gehaltene, aber sehr dankenswerte Übersicht zum Forschungsstand von Peter Wörster,<sup>6</sup> in welcher betont wird, dass eine Beschäftigung mit dieser eigenartigen Einrichtung sowohl aus universitätsgeschichtlicher als auch

---

Biographisches Lexikon digital, URL: <https://bbld.de/0000000109543325> (letzter Zugriff 15.1.2019).

<sup>4</sup> JÜRGEN VON HEHN: Das Herder-Institut zu Riga 1921–1939, in: Zeitschrift für Ostforschung 30 (1981), S. 494–526. Eine kürzere Version des Aufsatzes erschien ein Jahr später als DERS.: Das Herderinstitut. Die Universität für die deutschen Volksgruppen, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums 29 (1981 [1982]), S. 119–124. Eine weitere Publikation, die aber keine neuen Quellen benutzte und posthum erschien: DERS.: Deutsche Hochschulaktivitäten in Riga und Dorpat zwischen den beiden Weltkriegen, in: Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga und Wilna/Vilnius 1579–1979. Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrer Wirkung im Grenzbereich zwischen West und Ost = The Universities in Dorpat/Tartu, Riga and Wilna/Vilnius, 1579–1979. Papers on their History and Impact on the Borderland between West and East, hrsg. von GERT VON PISTOHLKORS, TOIVO U. RAUN und PAUL KAEGBEIN, Köln u.a. 1987 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 9), S. 263–276. Zwar sind diese Darstellungen etwas ausgeglichener als die Wachsmuths; dass von Hehn einige Positionen aus dessen Werk übernimmt – das Ziel des Instituts sei die Notwendigkeit der Bewahrung des Deutschtums – mag daran liegen, dass der Autor selbst am Herderinstitut tätig und nach der Umsiedlung 1939 aktiv an der NS-Kulturpolitik beteiligt war. Siehe ROLAND GEHRKE: Deutschbalten an der Reichsuniversität Posen, in: Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich, hrsg. von MICHAEL GARLEFF, Bd. 1, 2. Aufl., Köln, Weimar und Wien 2008 (Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart, 1.1), S. 389–426, hier S. 411.

<sup>5</sup> RAIMONDS CERŪZIS: Deutschbalten und das Herderinstitut in Riga, in: Herders Rīgā = Herder in Riga, hrsg. von ILZE ŠČEĢOĻIHINA, Riga 2005, S. 68–81. Vgl. auch DERS.: Latvijas vācu privātā augstskola „Herder institūts“ (1921–1939): izglītība, zinātne, tradīcija un ideoloģija [Die private deutsche Hochschule „Herderinstitut“ in Lettland (1921–1939): Bildung, Wissenschaft, Tradition und Ideologie], in: Heidegera Rīgas rudens, hrsg. von RĀIVIS BIČEVSKIS, Riga 2011, S. 269–283.

<sup>6</sup> PETER WÖRSTER: Institutum Herderianum Rigense. Zur Geschichte des Herder-Instituts Riga, in: Baltica. Die Vierteljahrszeitschrift für baltische Kultur 2006, Nr. 4, S. 3–21.

aus baltischer Perspektive lohnenswert erscheint.<sup>7</sup> Vielleicht ist es gerade diese Mittellage, die dazu geführt hat, dass die Akten, die mittlerweile im LVVA zugänglich sind, bisher wenig Beachtung erfahren haben, galten diese doch noch von Hehn als in Königsberg verloren.<sup>8</sup>

Neben Rechnungsbüchern und Protokollen sind vor allem der Schriftverkehr innerhalb des Instituts bzw. der Herder-Gesellschaft sowie die Korrespondenz überliefert. Der Großteil der Dokumente ist in deutscher Sprache verfasst, Briefe meist in Maschinschrift, selten handschriftlich. Für ein schnelleres Durcharbeiten des Materials existiert ein Findmittel in russischer Sprache. Im Folgenden soll kurz aufgezeigt werden, unter welchen Fragestellungen diese Materialien des LVVA genutzt werden können, um unterschiedliche historische Phänomene zu erörtern.

### *Das Herderinstitut innerhalb der deutschen Minderheit und die Schulautonomie in Lettland*

In der Republik Lettland wurde den nationalen Minderheiten per Gesetz bereits 1921 eine Schulautonomie für die Grundschulen zugebilligt, die durch ein eigenes Organ, im Falle der Deutschbalten die „Verwaltung des deutschen Bildungswesens“, organisiert wurde. Diese halb staatliche, halb auf der Selbstverwaltung der deutschen Minderheit aufbauende Behörde unterstand direkt dem Bildungsminister. Der Chef dieser Behörde spielte eine dementsprechend herausgehobene Rolle für die Gestaltung des deutschen Bildungs- und Kulturlebens. Das Gesetz zum Herderinstitut schrieb vor, bei der Kommunikation mit dem Minister den Umweg über den Chef des Bildungswesens zu gehen, sodass dieser zwar nicht die Funktion eines Vorgesetzten für den Rektor des Herderinstitutes hatte, aber wenigstens immer mitbeteiligt werden musste.

Zudem gab es einen demokratisch legitimierten „Volksbeauftragten“ der *Saeima*, der aus der Fraktion der Parteien der deutschen Minderheit gewählt wurde. Während dieser über größeres politisches Gewicht verfügte, besaß der Chef des Bildungswesens die Verfügungsgewalt über die Mittel für die deutschen Schulen, das deutsche Theater und das Provinzialmuseum in Jelgava.<sup>9</sup> Die Stellung der privaten deutschen Hochschule zu

---

<sup>7</sup> Vgl. den URL: <https://www.herder-institut.de/servicebereiche/dokumentesammlung/archivale-des-monats/2014/mai.html> (letzter Zugriff 26.7.2018). Da betont wird, dass zwischen dem heutigen Herder-Institut in Marburg und der ehemaligen privaten Hochschule in Riga kein institutioneller Zusammenhang bestand, scheint die Aufarbeitung der Geschichte des Rigaer Namensvetters für die eigene Institution nicht relevant zu sein.

<sup>8</sup> HEHN, Das Herder-Institut zu Riga (wie Anm. 4), S. 494.

<sup>9</sup> WACHTSMUTH, Zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte (wie Anm. 3), 238f. Der Autor war zum Zeitpunkt des Erscheinens des Artikels selbst Leiter des deutschen Bildungswesens in Lettland.

diesen mehr oder weniger staatlichen Stellen war bis zum Gesetz von 1927 unregelt, und auch die diffuse „Vermittlerrolle“, die dem Chef des Bildungswesens zukam, kann als Indiz gedeutet werden, dass selbst innerhalb der deutschen Minderheit nicht jedem bewusst war, welche Rolle einer eigenen privaten Hochschule zukommen sollte.<sup>10</sup> Einmal abgesehen von dem Bestreben, das ‚baltische Deutschtum‘ zu bewahren und zu fördern, konnte es sogar abträglich sein, wenn junge Menschen, die ihre Heimat und Zukunft im lettischen Staat sahen, einzig und allein dort studierten. Rechtlich war die Situation seit 1927 eindeutig zugunsten der Universität Lettlands geregelt.<sup>11</sup> Akademische Grade durften nicht verliehen werden und die Abschlüsse wurden als Qualifikation für spätere Posten im Staatsdienst nicht anerkannt. Eine Ausnahme davon bildete nur die Ausbildung der Theologen für deutschsprachige Gemeinden und Pädagogen unter dem Dach der Verwaltung des deutschen Bildungswesens, dessen Veranstaltungen am Herderinstitut stattfanden. Diese Beschränkungen dürften dafür ausschlaggebend gewesen sein, dass die Zahl der Deutschstämmigen, die an der Universität Lettlands studierten, stets größer war als die Zahl der ordentlichen Hörer des Herderinstituts.<sup>12</sup> Anders hingegen verhielt es sich mit Hochschulen im Freistaat Preußen, wo der Besuch des Herderinstituts im Einzelfall seit 1923 auf die ersten Semester angerechnet werden konnte.<sup>13</sup> Dies führte zu der Situation, dass Studierende zwangsläufig an ausländische Universitäten gehen mussten, um einen anerkannten Abschluss zu erlangen. Zwar hätte auch dies nicht den Weg zu öffentlichen Ämtern in Lettland geebnet, aber selbst im Ausland dürfte ein Abschluss am Herderinstitut nur von geringem Wert gewesen sein. Vertraute man wirklich nicht auf die Qualität der Universität Lettlands, führte der Besuch am Herderinstitut fast zwangsläufig ins Ausland.

Erich Mündel, der in den Jahren 1935 bis 1938 Präsident der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft war, bezeichnete diese *peregrinatio* der Studenten in die Weimarer Republik als besonders schädlich:

„Im schwersten, opferreichen Ringen hatten wir Balten uns unser Lebensrecht und Arbeitsrecht in und an unserer Heimat neu erkämpft. Und nun erlebten wir es, daß die geistige Elite unserer Jugend, daß große Teile der künftigen Führungsschicht unserer Volksgruppe außer Landes gingen und – wie die Erfahrung zeigte – vielfach außer Landes blieben. (...) Und die Parole: Studium in der Heimat, Studium an unserer staatlichen lettländischen Universität und gleichzeitig an

<sup>10</sup> Ebenda, S. 244f. Die Beziehung seines Amtes als Leiter des Bildungswesens zum Herderinstitut vergleicht der Autor mit dem des Bildungsministers für die Universität Lettlands; schon aus dieser Spitze gegen Wilhelm Klumberg wird die zeitweilige Missgunst zwischen den einzelnen Akteuren deutlich.

<sup>11</sup> CERŪZIS, Deutschbalten und das Herderinstitut in Riga (wie Anm. 5), S. 70.

<sup>12</sup> HEHN, Das Herder-Institut zu Riga (wie Anm. 4), S. 498.

<sup>13</sup> WACHTSMUTH, Von deutscher Arbeit in Lettland (wie Anm. 3), S. 413.

unserer Privaten Deutschen Hochschule wurde die Parole unserer Deutschtumsführung.“<sup>14</sup>

Die Gründung des Herderinstituts sei ein wichtiger Schritt gewesen, um die jungen Deutschbalten im Lande zu halten. Auf die Idee, dass die Universität Lettlands allein in der Lage gewesen wäre, selbst adäquat auszubilden und diese Studierenden in Lettland zu halten, was auch als eine Bejahung der neuen politischen Verhältnisse hätte verstanden werden können, ging Mündel nicht ein. Der Widerspruch, dass der Besuch des Herderinstituts vielleicht gerade dazu animieren konnte, in Deutschland weiter zu studieren, da sich nur dort die Leistungen für den eigenen Abschluss anrechnen ließen, wurde nicht benannt, wohl aber bedauert, dass das Studium in der Ferne schädlich sei.

Etwas anders verhielt es sich mit den sogenannten „Ferienkursen“. Diese Kurse, die außerhalb des normalen Vorlesungszeitraumes stattfanden, waren für die interessierte Öffentlichkeit gedacht. Nach Ansicht Wilhelm Klumbergs, des langjährigen Leiters und von 1927 bis 1939 auch Rektor des Herderinstituts, entwickelte sich dieses Veranstaltungsformat zu einem außerordentlichen Erfolg, der die Sichtbarkeit der Institution um ein Vielfaches mehr erhöhte, als es der regelmäßige Lehrbetrieb je hätte tun können.<sup>15</sup>

### *Das Herderinstitut und die Universität Lettlands*

Die Unterstützung des Herderinstituts durch Gastdozenten für die Ferienkurse korrespondiert mit der Selbstwahrnehmung der Einrichtung als Hort deutscher Gelehrsamkeit. Die meisten dieser Dozenten waren an einer Hochschule oder Universität in Deutschland tätig und nahmen während der vorlesungsfreien Zeit die lange Fahrt nach Riga auf sich, ohne dass sich die lange Reise finanziell besonders gelohnt haben dürfte.<sup>16</sup> Es war das selbst gesteckte Ziel, den deutschstämmigen Staatsbürgern Lettlands ein Bildungsprogramm zu bieten, das ihren Bedürfnissen gerecht würde und das nicht durch einheimische, d.h. auch lettische Wissenschaftler abgedeckt werden könnte. Die vier Punkte, die Wachsmuth in seinem Buch

<sup>14</sup> Ebenda, S. 427.

<sup>15</sup> Ebenda, S. 412, vgl. Kurzer Bericht über die Ferienhochschulkurse am Herder-Institut zu Riga vom 29. August bis zum 15. September 1922, o.D., in: Lettisches Nationalarchiv, Lettisches Historisches Staatsarchiv (*Latvijas Nacionālais arhīvs, Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, künftig LVVA), Bestand 4772, Findbuch 1, Akte 11, Bl. 14-15.

<sup>16</sup> Ebenda, Bl. 15. Unter den Einnahmen und Ausgaben sind keine Honorare für die Dozenten, wohl aber Tagegelder aufgeführt. Mit 78 400 lettischen Rubel für die Reisekosten der Vortragenden nahm dieser Posten mit Abstand am meisten Geld in Anspruch. Die Tagegelder in Höhe von 20 500 lettischen Rubel fielen dagegen eher gering aus. Die Übernahme der Reisekosten durch das Herderinstitut dürfte für die Dozenten also der größte finanzielle Nutzen gewesen sein.

als ausschlaggebend für die Gründung des Herderinstituts nennt, streifen allesamt das Motiv einer geistigen Andersartigkeit, einer wie auch immer gearteten „deutschen“ Bildung, womit sowohl Lerninhalte als auch Lehrmethoden gemeint waren. Für die Pflege von Sprache, Rechtsgeschichte, Provinzialrecht und vielem mehr sei die Universität Lettlands nicht der richtige Ort, diese solle ja schließlich das lettische Kulturleben tragen.<sup>17</sup> In dieser noch recht neutralen Umschreibung schwingt bereits mit, dass der lettische Staat mit seiner einzigen Volluniversität offenbar nicht in der Lage sei, ein umfassendes Bildungsprogramm für alle Bevölkerungsteile zu organisieren. Die Akten des Herderinstituts zeigen deutlich, mit welcher Herablassung und welchem Chauvinismus einige Lehrende, aber auch deutsche Gelehrte auf die Universität Lettlands herabsahen; die deutsche Bildungseinrichtung wurde demgegenüber als positives Gegenbild gesehen. In einem Brief des Leipziger Theologen Alfred Jeremias, dessen Neffe Joachim in Riga lehrte, wird nicht mit Herabsetzungen gespärt:

„Die lettische Universität mit ihren 18 Fakultäten und 2 Prorektoren hat etwas von einem Ochsenfrosch. 9000 S[t]udenten müssen zwangsläufig ein akademisches Prekariat schaffen, das eine neue Revolution schaffen müsste. (...) Aber darin sind wir wohl alle einig, dass es nicht nötig ist, die offenkundig wichtige und unentbehrliche Universitätsarbeit damit zu begründen, dass man die Minderwertigkeit der anderen Seite hervorhebt. Sie kann ja gar nicht geleugnet werden.“<sup>18</sup>

Der Grund für die Überheblichkeit mag auch darin gelegen haben, dass es sich bei den Lehrkräften meist selbst um akademische „Aufsteiger“ handelte, die außer ihrer Dissertation keine wegweisenden wissenschaftlichen Leistungen vorzuweisen hatten.<sup>19</sup> Dies galt auch für den Rektor des Herderinstituts, den Gymnasiallehrer und kurzzeitigen Dozenten am Rigaer Polytechnikum Klumberg.<sup>20</sup> Trotzdem oder gerade deshalb wurde am Herderinstitut Wert darauf gelegt, mit dem Titel eines Professors angesprochen zu werden. In einem Brief an den eben erwähnten Alfred Jeremias, in dem es um Behauptungen des an der Universität Lettlands lehrenden Theologen Immanuel Benzinger geht, beschwert sich der Vorsitzende der

<sup>17</sup> WACHTSMUTH, Von deutscher Arbeit in Lettland (wie Anm. 3), S. 410. Als weitere Gründe für die Notwendigkeit des Herderinstituts werden neben der fehlenden Traditionswahrung und Fokussierung auf ein lettisches Kulturleben noch eine „russische Hochschultradition“ der Universität Lettlands und die „Russifizierung“ der Universität Tartu genannt.

<sup>18</sup> Brief von A[lfred] Jeremias an Joachim Jeremias, Leipzig, 9.1.1927, in: LVVA, 4772/1/31, Bl. 251–254, hier 253f.

<sup>19</sup> HEHN, Das Herder-Institut zu Riga (wie Anm. 4), S. 502.

<sup>20</sup> Ebenda, S. 496f. Gleichzeitig wird Klumberg an selber Stelle aufgrund seines Elternhauses, das weder adelig noch universitär gebildet schien, als Person mit eher ausgleichenden Wesenszügen charakterisiert, die nicht an dem Ballast eines überkommenen aristokratischen Überlegenheitsgefühls zu schleppen hatte. Vgl. Klumberg, Wilhelm, in: Baltisches Biographisches Lexikon digital, URL: <https://bbld.de/0000000010255657/> (letzter Zugriff 15.3.2019).

Herdergesellschaft Karl Reinhold Kupffer (1926–1928), der gleichzeitig am Herderinstitut lehrte:

„Herr Prof. Dr. Benzinger vermeidet es in seinem Schreiben durchweg, mich Professor zu nennen, obwohl ihm – mindestens aus meiner ihm am 1.XI.1926 übermittelten Besuchskarte – nicht unbekannt sein kann, dass ich diesen Titel führe“.<sup>21</sup>

Die Vorbehalte des Leiters Wilhelm Klumberg gegenüber der Universität Lettlands äußerten sich z.B. im Fall des Historikers Leonid Arbusow jun., der neben seiner Lehrtätigkeit am Herderinstitut von 1922 bis 1935 ordentlicher Professor für Geschichte an der Universität Lettlands war.<sup>22</sup> Arbusow hat wohl am Herderinstitut bereits seit 1922 Lehrveranstaltungen gegeben und sollte 1925 in ein anderes Dienstverhältnis, vielleicht eine Professur, berufen werden. Bei der Entscheidung darüber scheint Klumberg überstimmt worden zu sein, und sah sich veranlasst, seine abweichende Meinung in einem Separatvotum festzuhalten. Neben der geringen Hörerzahl in Geschichte sprächen die Konkurrenz mit der Universität Lettlands und Arbusows Offenheit für Themen der Geschichte der Letten und Esten gegen ihn.<sup>23</sup> Dieses Separatvotum spiegelt einerseits wieder, dass auch innerhalb des Lehrkörpers unterschiedliche Meinungen zum Umgang mit der Universität Lettlands und den dort lehrenden Wissenschaftlern herrschten. Andererseits mag es ein Indiz dafür sein, dass Arbusow von Seiten der Leitung des Herderinstituts nicht ausschließlich mit offenen Armen empfangen wurde.

Doch auch an der Universität Lettlands gereichte dem seinerzeit renommiertesten Historiker der mittelalterlichen Geschichte Livlands seine gleichzeitige Tätigkeit an der staatlichen lettischen und der privaten deutschen Hochschule eher zum Nachteil.<sup>24</sup> Ohne eine gefestigte Position in beiden Institutionen konnte Arbusow kaum eine Vermittlerrolle spielen, zumal er seit Mitte der 1920er Jahre u.a. wegen seiner strengen Rezensionen mit lettischen Historikern in Konflikt geriet.<sup>25</sup>

<sup>21</sup> Brief (Entwurf) von Karl Reinhold Kupffer an Alfred Jeremias, Riga, 4.1.1927, in: LVVA, 4772/1/31, Bl. 257-260, hier Bl. 259r.

<sup>22</sup> ILGVARS MISĀNS: Leonid Arbusow und die lettische Geschichtsschreibung, in: Leonid Arbusow (1882–1951) und die Erforschung des mittelalterlichen Livland, hrsg. von DEMS. und KLAUS NEITMANN, Köln u.a. 2014 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 24), S. 79-108, hier S. 84f. Misāns legt nahe, dass die veränderte, politiknahe Ausrichtung der lettischen Geschichtswissenschaft nach dem Staatsstreich durch Kārlis Ulmanis 1934 maßgeblich dazu beigetragen habe, dass Arbusow mehr oder weniger unfreiwillig seinen Rücktritt im Dezember 1935 einreichte. Die Tatsache, dass er sowohl am Herderinstitut als auch an der Universität Lettlands nicht mit offenen Armen empfangen wurde, ist umso erstaunlicher, da er als einer der profundesten baltischen Historiker seiner Zeit gelten kann.

<sup>23</sup> Entwurf des Separatvotums Wilhelm Klumbergs zur Frage der Berufung von Dr. Arbusow, Riga, 20.12.1925, in: LVVA, 4772/1/31, Bl. 649r-v.

<sup>24</sup> BOLIN, *Between National and Academic Agendas* (wie Anm. 1), S. 233.

<sup>25</sup> MISĀNS, *Leonid Arbusow und die lettische Geschichtsschreibung* (wie Anm. 22), S. 91-93. Vgl. zur Vermittlerrolle KLAUS NEITMANN: *Das wissenschaftliche*

Der womöglich vor allem vom Ehrgeiz ihres Rektors angetriebene Versuch zur Umwandlung des Herderinstituts in eine vollwertige Universität, die indes ohne Unterstützung durch die Weimarer Republik nicht möglich gewesen wäre, erfuhr schnell eine Absage aus Berlin. Das Reichsaußenministerium erkannte, dass die Förderung einer „Paralleluniversität“ diplomatisch höchst ungeschickt wäre, und beschränkte sich bei der Förderung des Herderinstituts auf Geldsummen, die offenbar nicht für dessen strategischen Ausbau gedacht waren oder ausreichend gewesen wären.<sup>26</sup>

Hehn zufolge stellte sich auch innerhalb der deutschbaltischen Bevölkerung keine ungehemmte Liebe zur privaten deutschen Hochschule ein.<sup>27</sup> Schwer wogen z.B. Streitigkeiten mit der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft über die Inbetriebnahme des Mustergutes Meijas muiža (Mayhof) bei Jelgava. Die Volksgemeinschaft sah eine Kompetenzüberschreitung darin, dass auf dem Gut nicht nur akademisch ausgebildet werden sollte.<sup>28</sup> Eine weitere Forschungsstätte außerhalb des eigentlichen Gebäudekomplexes des Herderinstituts in der Elizabetes iela 29 in Riga war eine biologische Forschungsstation am Kaņiera See unweit von Ķemeri.<sup>29</sup>

Von den Forschungsergebnissen der Abteilungen des Herderinstituts sind einige überliefert, da seit 1925 ein eigenes Publikationsorgan, die „Abhandlungen des Herderinstituts und der Herdergesellschaft“ herausgegeben wurde.<sup>30</sup> Den in heutiger Zeit wohl wertvollsten Forschungsbeitrag dürfte die volkskundliche Abteilung geliefert haben, deren Feldforschung teilweise bis heute überliefert ist und durch das Lettische Folklorearchiv zugänglich gemacht wurde.<sup>31</sup>

---

Lebenswerk Leonid Arbusows, in: Leonid Arbusow (wie Anm. 22), S. 19-77, hier S. 35.

<sup>26</sup> HEHN, Das Herder-Institut zu Riga (wie Anm. 4), S. 505f.

<sup>27</sup> Ebenda, S. 504.

<sup>28</sup> Gesellschaft zur Förderung des Herderinstituts in Riga zu Lübeck: Deutsche Herderhochschule zu Riga / Institutum Herderianum Rigense. Private deutsche Hochschule, Leipzig [1939], S. 41-48; HEHN, Das Herder-Institut zu Riga (wie Anm. 4), S. 518f.

<sup>29</sup> Gesellschaft (wie Anm. 28), S. 41-48 und HEHN, Das Herder-Institut zu Riga (wie Anm. 4), S. 519.

<sup>30</sup> WACHTSMUTH, Von deutscher Arbeit in Lettland (wie Anm. 3), S. 413.

<sup>31</sup> Das Lettische Folklorearchiv ist auf die Sammlung lettischer und nicht-deutscher Volkslieder konzentriert, sodass aus dem überlieferten Material Schlüsse über Traditionen und Liedgut gezogen werden können. Ebenso wie die Akten des Herderinstituts warten diese Bestände darauf, für aktuelle Forschungsfragen genutzt zu werden. Siehe den URL: <http://www.garamantas.lv/lv/collection/885763/Rigas-Herder-instituta-folkloras-vakums> (letzter Zugriff 15.1.2019).

*Aufbauhilfe aus der Weimarer Republik:  
das Herderinstitut als Vehikel zur  
Förderung der Auslandsdeutschen?*

Besonders hervorstechend im Archivmaterial ist die Korrespondenz mit namhaften Wissenschaftlern Europas, die für Vorlesungen der Ferienkurse gewonnen werden sollten. Es ist erstaunlich, wie gut das Institut vernetzt war. Zu den Personen, die angefragt wurden, gehörten u.a. der Historiker Percy Ernst Schramm,<sup>32</sup> die Naturwissenschaftler Max Planck<sup>33</sup> und Walter Nernst<sup>34</sup> oder der Geologe Alfred Wegener.<sup>35</sup> Selbst wenn Wissenschaftler ihre Teilnahme absagten, wie Wegener oder Planck, taten sie dies meist mit einem persönlichen Brief, in dem sie ihr Bedauern ausdrückten. Die Materialien bieten somit eine hervorragende Grundlage, um Gelehrtennetzwerke zwischen einem Teil der Deutschbalten und der Welt deutschsprachiger Gelehrter näher zu analysieren. Die Bereitschaft der Gastdozenten nach Riga zu reisen kann zumindest als Beleg dafür gelesen werden, dass sie den Belangen der „Auslandsdeutschen“ gegenüber durchaus positiv eingestellt waren.

Von Beginn an war die Finanzierung des Herderinstituts eine private Angelegenheit der Herder-Gesellschaft, die als Trägerverein der Hochschule im Jahre 1921 eigens gegründet worden war. Wilhelm Klumberg versuchte, nicht nur in Lettland finanzielle und personelle Ressourcen zu finden, sondern auch in der Weimarer Republik. Neben den Mitteln aus dem Auswärtigen Amt, die aber, wie gesehen, geringer ausfielen als erhofft, wurden Ausstellungen durch das Deutsche Hygienemuseum realisiert oder die Ausrüstung eines Labors zum großen Teil durch die Carl-Zeiss-Stiftung getragen.<sup>36</sup> Durch die Abordnung von Dozenten aus der Weimarer Republik, die den regulären Lehrbetrieb unterstützten, und die Anerkennung von Studiensemestern an deutschen Hochschulen zeigt sich deutlich, dass es gelang, das Institut auch in Deutschland zu „vermarkten“.<sup>37</sup> Versucht

---

<sup>32</sup> Brief von Wilhelm Klumberg an Percy Ernst Schramm, Riga, 9.8.1937, in: LVVA, 4772/1/35, Bl. 344. Schramm war sogar besonders beflissen, seine Vorlesungen anzupassen, nachdem er von Klumberg dazu aufgefordert worden war, statt über „Das mittelalterliche Königtum“ zur „Kunst der alten Germanen in Lichtbildern“ oder etwas Vergleichbarem zu referieren.

<sup>33</sup> Brief von Max Planck an Wilhelm Klumberg, Berlin, 4.3.1927, in: LVVA, 4772/1/186s, Bl. 34.

<sup>34</sup> Programm der Ferienvorlesungen an der Herder Gesellschaft zwischen dem 7. und 16. September, in: LVVA, 4772/1/184s, Bl. 136.

<sup>35</sup> Brief von Alfred Wegener an Wilhelm Klumberg, Graz, 30.5.1929, in: LVVA, 4772/1/186s, Bl. 59.

<sup>36</sup> Brief des Vorsitzenden der Herder-Gesellschaft [Karl Reinhold Kupffer] an die Carl-Zeiss-Stiftung, 1.10.1927, in: LVVA, 4772/1/31, Bl. 635. Von 1 819,60 Goldmark übernahm die Carl-Zeiss-Stiftung 1 500. Die Bewilligung des Antrags war vor allem der Beharrlichkeit der Lehrkräfte des Herderinstituts geschuldet.

<sup>37</sup> WACHTSMUTH, Von deutscher Arbeit in Lettland (wie Anm. 3), S. 415.



man nun die Einzelpersonen, die das Herderinstitut unterstützten, politisch einzuordnen, so lässt sich erkennen, dass sie einem national-konservativen Spektrum angehörten, was offenbar in Riga auch gewünscht war. Eigeninitiativen von Personen wie Ernst Fraenkel<sup>38</sup> oder einem Mitarbeiter von Johannes Lepsius' „Deutscher Orientmission“,<sup>39</sup> die als gemäßigt und weniger national ausgerichtet gelten können und sich um eine Tätigkeit am Herderinstitut bemühten, wurden nicht in Anspruch genommen. Eine kurze Randnotiz auf einem Schreiben an einen Gewährsmann in Berlin zeigt auf, dass die Verbindung zu nationalkonservativen Kreisen gesucht und Vertreter liberalerer Positionen eher unerwünscht waren. In dieser Notiz, die sich offenbar an einen ehemaligen Studenten des Herderinstituts richtete, heißt es, man wolle im Sommer 1924 u.a. Oswald Spengler einladen. Bezüglich einer angedachten Einladung an Albert Einstein bittet der Autor der Notiz, vermutlich der Vorsitzende der Herdergesellschaft und Philosophie-Dozent am Herderinstitut, Kurt Stavenhagen (1884–1951), allerdings darum,

„bei Professor Petersen<sup>40</sup> in Berlin vertraulich Erkundigungen einzuziehen, ob Einstein die Persönlichkeit ist, welche die für uns notwendige politische Qualifikation besitzt. Ich stelle diese Anfrage aus dem Grunde, weil wir qua HG [Herder-Gesellschaft; B.B./R.B.] in unserer Aufbauarbeit nicht geschädigt werden dürfen, und über Einstein, wie über bekannte Persönlichkeiten, verschiedene Gerüchte, seine politische Überzeugung betreffend, kursieren. Indem ich Sie bitte, die eben angeführte Frage als eine streng vertrauliche zu behandeln, bin ich in Erwartung eine [!] baldigen Schreibens, mit herzlichen Grüßen“.<sup>41</sup>

Es bleibt unausgesprochen, was an Einsteins politischer Einstellung für die Herder-Gesellschaft schädlich gewesen sein könnte; zu vermuten ist allerdings, dass hier eine fehlende nationale Gesinnung gemeint ist. Es dürfte dabei kaum darum gegangen sein, Konflikte mit der lettischen Regierung zu vermeiden. Die Einladung Einsteins nach Riga blieb in der Folge offensichtlich unausgesprochen.

Die Nähe zu nationalkonservativen Intellektuellen und ideellen Wegbereitern der sogenannten Konservativen Revolution wird u.a. durch den Kontakt zu Spengler deutlich.<sup>42</sup> Auch die willkommene Aufnahme, die

<sup>38</sup> Brief des Geschäftsführers der Herder-Gesellschaft [Paul von Sokolowski] an Ernst Fraenkel, 9.11.1923, in: LVVA, 4772/1/188s, Bl. 17.

<sup>39</sup> Brief von Melkon Kirschetzelian (?) an Wilhelm Klumberg, Potsdam, 1.9.1927, in: LVVA, 4772/2/13, Bl. 44.

<sup>40</sup> Vermutlich der Bakteriologe Arthur Korff-Petersen, der vor seiner Zeit in Berlin in Tartu (1918–1924) gewirkt hatte. Siehe 125 Jahre Hygiene-Institute an Berliner Universitäten: eine Festschrift, hrsg. von JUDITH HAHN u.a., Berlin 2010, S. 22.

<sup>41</sup> Kurt Stavenhagen (?) an K. Hentrich (?), [o.D.], in: LVVA, 4772/1/188s, Bl. 55r/v.

<sup>42</sup> Brief des Vorsitzenden der Herder-Gesellschaft [Paul von Sokolowski] an Oswald Spengler, Riga, 6.2.1925, in: LVVA, 4772/1/30, Bl. 44; Brief von Paul Schiemann an Woldemar Wulffius, Riga, 28.1.1925, in: LVVA, 4772/1/30, Bl. 45. In

der Philosoph Martin Heidegger, der 1928 Gastdozent am Herderinstitut war, in Riga fand, kann als Beleg für einen Zeitgeist gelten, der mehr und mehr eine Veränderung der bestehenden Verhältnisse in Politik und Philosophie herbeisehnte.<sup>43</sup> Der Besuch des Philosophen ist ein eindrücklicher Beleg für die Wechselwirkung zwischen Geistesgrößen der Weimarer Republik und dem Lehrbetrieb des Herderinstituts. Heidegger hielt nicht nur Vorträge in Riga; sein 1927 erschienenes Werk „Sein und Zeit“ las Stavenhagen bereits 1928 gemeinsam mit seinen Studenten am Herderinstitut. In einem Brief, abgeschickt kurz nach Heideggers Besuch in Riga, schreibt Stavenhagen:

„In den U[e]bungen für Vorgeschrittene kämpfen wir um das Verständnis Ihres Buches [wahrscheinlich „Sein und Zeit“; B.B./R.B.], und nicht ohne Erfolg. Ich habe sehr viel Freude daran. Denn es geht sehr lebhaft dabei her. Auch ich lebe mich in das Buch jetzt ernstlich hinein. Freilich kennen zwei sehr begabte Schu[e]lerinnen von mir es bisher besser als ich. Dazu kom[m]en Fr[ä]u][ein] Sehl<sup>44</sup> und ein Schu[e]ler“.<sup>45</sup>

### *Eine Episode: Heidegger in Riga*

Der Aufenthalt Heideggers in Riga ist sehr bezeichnend; anhand dieses Beispiels lassen sich Fragestellungen formulieren, die zugleich die ganze Konstellation um das Herderinstitut beleuchten können.

Im September 1928 traf Heidegger in Riga ein. In Deutschland war im Jahr zuvor sein Traktat „Sein und Zeit“ veröffentlicht worden, der – wenn auch unvollendet – seinen Autoren schon nach kurzer Zeit zum sichtbarsten

---

diesem Brief entschuldigt sich der liberale Politiker Paul Schiemann dafür, dass er die Aussagen Oswald Spenglers bei einem Bierabend im „Romkeller“ in Riga verdreht und weiter kolportiert habe. Im Namen der Herder-Gesellschaft wurde dieser Brief an Spengler nachgesandt (obwohl Schiemann schreibt, dies bereits selbst getan zu haben).

<sup>43</sup> MĀRA RUBENE: Zur Bedeutung der westeuropäischen Philosophie für die gegenwärtige philosophische Orientierung in Lettland, in: Philosophieren im Ostseeraum. Beiträge des Nord- und Osteuropäischen Forums für Philosophie Greifswald, hrsg. von CAROLA HÄNTSCH, Wiesbaden 2004 (Forschungen zum Ostseeraum, 8), S. 289-301, hier S. 298.

<sup>44</sup> Erica Sehl hatte ihr Studium am Herderinstitut bereits 1921 begonnen, studierte ab 1923 in Deutschland und kam später als Assistentin Stavenhagens zurück nach Riga. Zweitgutachter ihrer Habilitationsschrift war Martin Heidegger. Vgl. ERICA SEHL: Kritische Studien zu Locke's Erkenntnistheorie, Riga 1933. RAIVIS BIČEVSKIS: Erica Sehl: A Brief Biography from 1902–1934, einsehbar unter dem URL: <http://rustik.ophen.org> (letzter Zugriff 15.1.2019).

<sup>45</sup> Brief von Kurt Stavenhagen an Martin Heidegger, Riga 26.10.1928, in: Deutsches Literaturarchiv Marbach, 75.6900 (für die Erlaubnis, dieses Fragment zu veröffentlichen, danken die Autoren Herrn Arnulf Heidegger recht herzlich).

Denker der zeitgenössischen Philosophie in Europa machte. Die Aufforderung, in Riga im Rahmen von Hochschulkursen der Herder-Gesellschaft einen Vorlesungszyklus abzuhalten, kam 1927 vom Herderinstitut.<sup>46</sup> Vom 11. bis zum 14. September 1928 weilte Heidegger tatsächlich in der lettischen Hauptstadt und hielt im Saal des Schwarzhäupterhauses Vorträge zum Thema „Einführung in Kants Kritik der reinen Vernunft mit Rücksicht auf die Problemlage der Gegenwart“. Die Vorlesungen standen in direktem Zusammenhang mit seinem Werk „Kant und das Problem der Metaphysik“, das 1929 veröffentlicht werden sollte. Im Vorwort dieses Buches erläuterte Heidegger, dass das „Wesentliche der folgenden Interpretationen“ in einer vierstündigen Vorlesung im Wintersemester 1927/28 und „später mehrfach in Vorträgen und Vortragsreihen (am Herderinstitut zu Riga im September 1928 und bei den Davoser Hochschulkursen im März d.J.) mitgeteilt“ worden sei.<sup>47</sup> Die Rigaer Vorträge, deren Manuskript leider nicht mehr erhalten ist,<sup>48</sup> und die Kontroversen mit dem Kulturphilosophen und Fortsetzer der neukantianischen Schule Ernst Cassirer in Davos über das philosophische Erbe Kants und dessen Deutung im Neukantianismus passen durchaus in eine weitere Entwicklungsphase von Heideggers Ansichten, die im Kontext anderer Vorträge zu interpretieren sind. Hierzu gehören etwa die Vorlesungen zum Thema „Phänomenologische Interpretation von Kants Kritik der reinen Vernunft“ an der Universität Marburg,<sup>49</sup> die Vorträge über „Die heutige Problemlage der Philosophie“ im Kant-Verein in Karlsruhe am 4. Dezember 1929 und in Amsterdam am 21. März 1930<sup>50</sup> sowie der Vortrag „Philosophische Anthropologie und Metaphysik des Daseins“ am 24. Januar 1929 im Kant-Verein in Frankfurt.<sup>51</sup> All diese Vorlesungen und Vorträge deuten darauf hin, dass Heidegger in Riga die fundamentalontologische Idee in „Sein und Zeit“ weiterentwickeln wollte, zu welcher etwa auch die Dekonstruktion europäischer ontologischer Tradition gehörte<sup>52</sup> und die dem kritischen Abbau der Annahmen vom „Sein“ in der etablierten europäischen Philosophie dienen sollte. Ein Element dieses Konzepts ist die Analyse von Text und

<sup>46</sup> MARTIN HEIDEGGER, HANNAH ARENDT: Briefe 1925–1975 und andere Zeugnisse, hrsg. von URSULA LUDZ, 3. Aufl., Frankfurt am Main 2002, S. 63.

<sup>47</sup> MARTIN HEIDEGGER: Gesamtausgabe (künftig GA), Bd. 3, hrsg. von FRIEDRICH-WILHELM VON HERRMANN, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 2010, S. XVI.

<sup>48</sup> Friedrich Wilhelm von Hermann, Privatassistent Heideggers in dessen letzten Lebensjahren (1972–1976), teilte in einem persönlichen Gespräch in Heideggers Geburtsstadt Messkirch Raivis Bičevskis mit, dass Heidegger das Manuskript der Rigaer Vorlesungen inhaltlich fast vollständig ins Buch „Kant und das Problem der Metaphysik“ aufgenommen, das Manuskript von 1928 aber vernichtet habe.

<sup>49</sup> HEIDEGGER, GA, Bd. 25, hrsg. von INGETRAUD GÖRLAND, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 1995, S. 1–431.

<sup>50</sup> HEIDEGGER, GA, Bd. 80.1, hrsg. von GÜNTER NEUMANN, Frankfurt a.M. 2016, S. 211–251.

<sup>51</sup> Ebenda, S. 253–279.

<sup>52</sup> HEIDEGGER, GA, Bd. 2, hrsg. von FRIEDRICH-WILHELM VON HERRMANN, Frankfurt a.M. 1977, S. 40.

Intention in Kants „Kritik der reinen Vernunft“ (1781), mit der sich Heidegger sowohl in seinen Rigaer Vorlesungen als auch in „Kant und das Problem der Metaphysik“ intensiv beschäftigt.

Dass das Angebot aus dem weit entfernt gelegenen Riga Heideggers Zustimmung fand, ist überraschend, da der Philosoph weite Reisen verabscheute und kein Freund intensiver Mobilität war. Für Heideggers Bereitschaft, trotzdem die Reise nach Riga auf sich zu nehmen, gab es eventuell mehrere Gründe, die mit dem in Heideggers Leben besonderen Jahr 1928 zusammenhängen. Für uns ist von Bedeutung, dass nicht die direkten Lebensumstände, sondern eher eine bestimmte ideengeschichtliche Konstellation ihn dazu bewegt haben könnte, Riga zu besuchen.

Zunächst seien die Lebensumstände kurz skizziert: 1928 starb Max Scheler, den Heidegger für den schärfsten philosophischen Kopf „im heutigen Europa und sogar in der gegenwärtigen Philosophie überhaupt“ hielt.<sup>53</sup> So trat er gewissermaßen als Anwärter auf diese freie Stelle des Philosophie-Königs auf.<sup>54</sup> Im selben Jahr bereitete ihm sein Lehrer Edmund Husserl den Weg von Marburg nach Freiburg. Gleich nach seiner Rückkehr aus Riga ging Heidegger zusammen mit Husserl unverzüglich daran, den Artikel zur Phänomenologie für die „Encyclopaedia Britannica“ zu verfassen. Schließlich veröffentlichte er in einer Einzelausgabe Husserls „Vorlesungen zum inneren Zeitbewusstsein“. Obendrein bezog die Familie Heidegger ein neues Haus in Freiburg-Zähringen. Vor dem Hintergrund dieser Ereignisse in Heideggers Leben ist die Reise nach Riga nur eine kleine Episode.<sup>55</sup>

Ganz anders verhält es sich, wenn man diese Reise im Rahmen der ideengeschichtlichen Konstellation des Philosophen betrachtet. Standen doch das Baltikum und Riga in Heideggers Sicht nicht nur für eine Landschaft

<sup>53</sup> HEIDEGGER, GA, Bd. 28, hrsg. von CLAUDIUS STRUBE, Frankfurt a.M. 1997, S. 62.

<sup>54</sup> Hannah Arendt bemerkte, dass bereits die frühen Freiburger Vorlesungen, noch bevor „Sein und Zeit“ veröffentlicht worden war, sie zu dem Gefühl verleitet hätten, dass Heidegger ein „heimlicher König der deutschen Philosophie“ gewesen sei. HANNAH ARENDT: Martin Heidegger ist achtzig Jahre alt, in: Merkur 23 (1969), H. 258, S. 893-902, hier S. 893.

<sup>55</sup> Ganz unbekannt war Heidegger die Region nicht, in die er 1928 aufbrach. Während seiner späten Studienjahre 1912/16 las der noch streng katholische Heidegger die erkenntnisphilosophischen Abhandlungen von Oswald Külpe (1862–1915). Dass dieser im kurländischen Kandau geboren worden war, könnte Heidegger möglicherweise gewusst haben. Wir wissen nicht, ob dieser Umstand Heidegger 1928 noch bewusst war, doch gehörten damals einige Personen baltischer Herkunft aus dem akademischen Milieu der Universität Marburg zu seinem Bekanntenkreis, so z.B. der in Riga geborene Philosoph Nicolai Hartmann (1882–1950) und der aus Libau stammende Philosoph und Mathematiker Jakob Klein (1899–1978). Hinzu kam der bereits erwähnte Kurt Stavenhagen aus Tuckum, der sich maßgeblich für die Vorbereitung der Reise Heideggers nach Riga eingesetzt hatte. Über das Leben an der Ostsee klärte ihn Hannah Arendt in ihren Briefen auf, die in Königsberg aufgewachsen war und mit ihm seit 1924 in Briefwechsel stand.

an der Ostsee und einen Teil der nordeuropäischen Kultur. Für ihn war das auch ein Land bestimmter politischer Mythen: Hier stoßen wir auf die wichtigen ideengeschichtlichen Konstellationen, die als Hauptgrund für Heideggers Reise nach Riga gelten dürfen. Bekanntlich hielt er wenige Jahre später als Rektor der Universität Freiburg am 26. Mai 1933 seine Rede „Gedenkworte zu Schlageter“.<sup>56</sup> Hierin schilderte er das Baltikum als einen Ort des Kampfes, wo Schlageter in den Reihen der Freikorps 1919 gekämpft habe.<sup>57</sup> Hiermit berührte Heidegger etwas, worüber er bereits Ende der 1920er Jahre informiert war, denn er hatte sich intensiv mit den Texten von Ernst Jünger (1895–1998) beschäftigt. Dieser hatte in seiner Textsammlung „Kampf um das Reich“,<sup>58</sup> in der er die innere Labilität Deutschlands und dessen ambivalente Stellung in Europa thematisierte, auch die Ereignisse im Baltikum 1918/19 geschildert. Im „Vorwort“<sup>59</sup> betonte Jünger, dass der politische und geistige Kampf um Deutschland noch nicht beendet sei und die deutsche Revolution endlich vollzogen werden müsse.<sup>60</sup> Diese Revolution aber ist nicht die Revolution der Nationalsozialisten, sondern eine Vollendung der „deutschen Revolution“, in deren Verlauf, der unter Umständen auch gewalttätig sein kann, ein neues, geistiges Deutschland entstehen werde.<sup>61</sup> Dieses „Projekt“ Jüngers trägt ähnliche Züge des Projekts des „neuen Reiches“ von Stefan George. Heidegger war Ende der 1920er Jahre ähnlicher Meinung. Jüngers Roman „Auf den Marmor-Klippen“<sup>62</sup> galt später als Versuch, die Idee dieser „geistigen Revolution“ auch dann noch aufrechtzuerhalten, als das Projekt des

<sup>56</sup> HEIDEGGER, GA, Bd. 16, hrsg. von HERMANN HEIDEGGER, Frankfurt a.M. 2000, S. 780.

<sup>57</sup> Dieter Thomä interpretiert diese Stelle der Rede, in der es hieß, Schlageter „musste ins Baltikum“, als Anzeichen für die Befehlssüchtigkeit des Heideggerschen Denkens: „Nicht nur etwas zu tun, sondern etwas tun zu müssen – das zeichnet Schlageter aus. Entsprechend fasst Heidegger das neue deutsche Leben in Sätzen, die als direkte Befehle oder im Muss-Modus funktionieren“. DIETER THOMÄ: Heidegger als Philosoph des Ausrufezeichens, in: Heideggers Weg in die Moderne. Eine Verortung der „Schwarzen Hefte“, hrsg. von HANS-HELMUTH GANDER und MAGNUS STRIET, Frankfurt a.M. 2017, S. 259. Wir möchten aber den Blick auf den Stellenwert des „Baltikums“ im Rahmen der unsicheren geistigen und politischen Perspektiven Deutschlands der 1920er Jahren lenken und so Heidegger mit dem Ideenkreis der „Konservativen Revolution“ zusammensehen, der für ihn gewiss auch willentliche, autoritäre, hierarchische u.a. Züge hatte und dennoch keineswegs allein auf diese zu reduzieren ist.

<sup>58</sup> Der Kampf um das Reich, hrsg. von ERNST JÜNGER, Essen 1929.

<sup>59</sup> Erneut publiziert: ERNST JÜNGER: Vorwort, in: DERS.: Politische Publizistik 1919–1933, hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort von SVEN OLAF BERGGÖTZ, Stuttgart 2001, S. 527–536.

<sup>60</sup> Vgl. dazu HELMUT KIESEL: Ernst Jünger. Die Biographie, München 2007, S. 371.

<sup>61</sup> REINHARD MEHRING: Martin Heidegger und die „konservative Revolution“, Freiburg und München 2018.

<sup>62</sup> ERNST JÜNGER: Auf den Marmorklippen, Hamburg 1939. Dieses Buch wurde als Wehrmachtsausgabe 1942 auch in Paris und Riga veröffentlicht. KIESEL, Ernst Jünger (wie Anm. 60), S. 473.

so genannten „Neuen Deutschland“ bereits durch die nationalsozialistischen Revolution realisiert wurde – auch mit anderen Mitteln, als sich Jünger, George oder Heidegger das vorgestellt hatten. Daher ist Heideggers 1933 vorgetragener Verweis auf das Baltikum als Aufforderung zu einem „Schritt zurück“ zu deuten,<sup>63</sup> zurück zu dem Deutschland als ein „Reich“ der vielen, noch nicht entschiedenen Möglichkeiten, die er schon in Riga im September 1928 suchen wollte.

Zum Verlauf seines Aufenthaltes in Riga schrieb Heidegger am 24. September 1928 an seinen Freund und philosophischen Gesinnungsgenossen Karl Jaspers: „Seit gestern bin ich von unserer Reise nach Riga zurück. (...) In Riga war es ziemlich anstrengend; die Seefahrt von Stettin nach Riga ganz herrlich – die See ein Spiegel – so dass ich von der Größe des Meeres wenig spürte.“<sup>64</sup> Jaspers antwortete am 2. Oktober: „Das Meer war Ihnen unfreundlich. Spiegelglatt darf es nur sein, wenn die Ruhe eine Artikulation in seinem Leben ist.“<sup>65</sup> Jaspers berichtete von seiner Reise in die Alpen, während der er von einem Gefühl überfallen worden sei, „als ob der Leichnam des Alls vor einem liege“.<sup>66</sup> Wahrscheinlich wollte der Sohn der Nordsee Jaspers mit diesem Bild der Berglandschaft die Ausdrucksweise des an die Hochebene des Schwarzwaldes gewöhnten Heidegger, der es an Empfindsamkeit mangelte, erwidern: Heidegger hatte von der Ostsee geschrieben, dass sie ihm keineswegs als eindrucksvoll, sondern eher als langweilig erschienen war, „aber das ist eben eine ‚einseitige‘ Empfänglichkeit des Gebirglers“, wie er selbst zugab.<sup>67</sup> Heidegger erwähnte, dass er vor der Reise nach Riga krank gewesen sei und seine Augen schonen müsse; das Semester an der Universität sei sehr anstrengend gewesen. Über seine Arbeit an „Sein und Zeit“ schrieb er resigniert: „Ich denke schon gar nicht mehr daran, dass ich vor kurzem ein sogenanntes Buch publiziert habe (...). Für wen schreiben wir eigentlich?“<sup>68</sup> „erlangt jemand vom Geschriebenen den entscheidenden Wink für das Leben?“<sup>68</sup>

In seinen Briefen an die Erziehungswissenschaftlerin Elisabeth Blochmann, einer Freundin seiner Ehefrau Elfride, schildert Heidegger seine Reise nach Riga ausführlicher. Hinsichtlich des ganzen Jahres 1928 habe er ein neues Verständnis vom Leben und den Aufgaben, die dieses einem stelle, empfunden: „[A]lles ist jetzt neu – ein tieferes Verständnis von Aufgaben und ein vorsichtiges Wagnis dazu, was bisher unzugänglich gewesen

<sup>63</sup> Vgl. dazu jetzt MEHRING, Martin Heidegger (wie Anm. 61). In einem Brief an Raivis Bičevskis betonte Mehring, dass er in diesem Buch in erster Linie darauf hinweise, wie deckungsgleich die Auffassungen Heideggers und Stefan Georges bezüglich Deutschlands waren.

<sup>64</sup> MARTIN HEIDEGGER, KARL JASPERS: Briefwechsel 1920–1963, hrsg. von WALTER BIEMEL und HANS SANER, Frankfurt a.M. 1990, S. 103.

<sup>65</sup> Ebenda, S. 105.

<sup>66</sup> Ebenda.

<sup>67</sup> Ebenda, S. 103.

<sup>68</sup> Ebenda, S. 103f.

ist“.<sup>69</sup> Am 17. Oktober schrieb er aus Todtnauberg, dass Elfride nach der nächtlichen Zugfahrt von Riga nach Königsberg erkrankt sei. Von der Seefahrt nach Riga erzählt er:

„Die Seereise war herrlich, wir haben die Fahrt sehr genossen. Den stärksten Eindruck hatte ich eigentlich am letzten Morgen in der Früh gegen 4 Uhr; der Dampfer fuhr schon im Rigaischen Meerbusen nach Süden, ohne dass schon Land in Sicht war – da kam im Osten langsam der Morgen u[nd] legte sich über das nun etwas bewegtere Meer – die Natur offenbarte sich für Augenblicke.“<sup>70</sup>

Dieses Naturerlebnis leitete Heideggers Rigaer Tage ein. Sie seien „ziemlich anstrengend“ gewesen, doch waren die Menschen „außerordentlich dankbar und aufmerksam“. Über die Stadt schrieb er, sie habe „die Jahre des Krieges und der Bolschewistenherrschaft noch nicht verwunden“.<sup>71</sup> Weiter betonte er: „Die Schicksale der Balten sind erschütternd – im Stillen sehnte ich mich nach dem Schwarzwald und war froh, als ich nach der langen Reise südlich von Heidelberg war – und die Heimat zeigte sich wieder neu“.<sup>72</sup> Die Offenbarung der Natur im Rigaer Meerbusen lässt ihn auch seine eigene Heimat und die Arbeit am Traktat „Vom Wesen des Grundes“, die er wieder aufnahm, plötzlich mit anderen Augen erblicken: „Merkwürdig, wenn man hier oben in einer stürmischen Nacht von der plötzlichen Stille erwacht – jene Stille, in der sich die Landschaft und das Wohnen in ihr zum Winter wandelt“.<sup>73</sup> Er fügte hinzu, dass der Schnee „auf den Feldern des Gebirges ganz anders“ sei als in der Stadt.<sup>74</sup>

Die meisten Zuhörer von Heideggers Vorträgen in Riga 1928 waren Deutsche. Auch wenn Heideggers Besuch in jener Zeit stattfand, die man als Höhepunkt der diplomatischen Beziehungen zwischen der Weimarer Republik und Lettland bezeichnen kann,<sup>75</sup> begegneten sich deutschbaltische und lettische Intellektuelle nicht gerade mit besonderem gegenseitigen Vertrauen; die von Herderinstitut initiierten Veranstaltungen erzeugten

---

<sup>69</sup> MARTIN HEIDEGGER, ELISABETH BLOCHMANN: Briefwechsel, 1918–1969, hrsg. von JOACHIM W. STORCK, Marbach 1999, S. 25.

<sup>70</sup> Ebenda, S. 27.

<sup>71</sup> Ebenda.

<sup>72</sup> Ebenda.

<sup>73</sup> Ebenda, S. 28.

<sup>74</sup> Ebenda. In einem Brief an seine Gattin Elfride schrieb Heidegger am 27.9.1928, dass die gemeinsam verbrachte Zeit in Riga auch gut für die Verbesserung ihrer beidseitigen Beziehung und für ein tieferes Verständnis seiner eigenen philosophischen Bestimmung gewesen sei: „Unsere Reise beginnt jetzt erst, was ich auch wusste, in mir zu wirken – in der Richtung, dass ich plötzlich eine freiere und objektivere Stellung zu meiner Arbeit bekomme.“ Mein liebes Seelchen! Briefe Martin Heideggers an seine Frau Elfride, 1915–1970. Ausgewählt und kommentiert von GERTRUD HEIDEGGER, München 2005, S. 157.

<sup>75</sup> RAIMONDS CERŪZIS: Vācu faktors Latvijā (1918–1939). Politiskie un starpnacionālie aspekti [Der deutsche Faktor in Lettland (1918–1939). Die politischen und nationalen Aspekte], Riga 2004, S. 124f.

keine große Resonanz beim lettischen Publikum.<sup>76</sup> Die Archivmaterialien zeigen aber, dass einige Vertreter des lettischen akademischen Milieus zu diesen Veranstaltungen eingeladen wurden.<sup>77</sup> Auch finden sich in den Rigaer Medien Hinweise auf Heideggers Besuch.<sup>78</sup> Die meisten Informationen zu diesem Ereignis bot aber die deutschsprachige „Rigasche Rundschau“. Dabei handelte es sich zunächst nur um eine Nachricht; aber die Zeitung bemühte sich auch um eine enzyklopädische Skizze der damaligen philosophischen Position Heideggers, die wahrscheinlich von Kurt Stavenhagen stammte.<sup>79</sup> Heideggers Rezeption unter den lettischen Philosophen erfolgte indirekt und fand ihren Ausdruck nicht in der Entlehnung seiner Ansichten über Metaphysik und Ontologie, wenn auch der lettische Husserl-Schüler Teodors Celms ihm kritisch in dieser Richtung folgte. Der Bezug zu Heideggers Philosophie wurde in lettischsprachigen Beiträgen eher durch den Diskurs in der Kulturkritik (Pauls Jurevičs, Voldemārs Maldonis, Zenta Mauriņa u.a.) hergestellt.<sup>80</sup>

### *Die Akten und die Gäste des Herderinstituts: Anlass für neue Forschungen*

Die stichprobenartigen Funde im Aktenmaterial wie auch der Besuch Heideggers in Riga, betrachtet als Auftritt eines prominenten deutschen Philosophen im Kontext der damaligen Ideen- und Institutionenkonstellation, geben viele Ideen für weitere Untersuchungen. Welche Rolle spielte das Herderinstitut als intellektuelles Zentrum für die Deutschbalten und welche Personen gehörten zur eigentlichen Zielgruppe?<sup>81</sup> Wie und woran ist der Einfluss des Herderinstituts und seiner Lehrkräfte auf die Formung der Intellektuellen und ihrer Stellung als aktive gesellschaftliche Individuen

<sup>76</sup> ARNOLDS SPEKKE: *Atmiņu brīži. Ainas – Epizodes – Silueti* [Augenblicke der Erinnerung. Szenen – Episoden – Silhouetten], [Stockholm] 1967, S. 177.

<sup>77</sup> Vgl. den Brief von Wilhelm Klumberg an Aleksandrs Dauge, Riga, 24.9.1928, in: LVVA, 4772/2/3, Bl. 100.

<sup>78</sup> Einen Überblick liefert MĀRIS VECVAGARS: *Heidegera vārds Latvijas Valsts vēstures arhīvā* [Der Name Heideggers im Historischen Staatsarchiv Lettlands], in: DERS.: *Kādreiz Hellādā. Nekurliekami raksti*, Riga 2004, S. 39-50. Vgl. auch *Rigasche Rundschau*, 25.8.1928, Nr. 191, S. 14; 27.8.1928, Nr. 192, S. 14; 10.9.1928, Nr. 204, S. 12; Riga am Sonntag, 26.8.1928, Nr. 37, S. 4; 9.9.1928, Nr. 39, S. 4; *Jaunākās Ziņas*, Nr. 192 (1928); *Brīvā Zeme*, Nr. 192 (1928), S. 3; *Pedējā Brīdī*, 26.8.1928, Nr. 192, S. 9; *Segodnja*, Nr. 230 (1928), S. 12.

<sup>79</sup> Gastdozenten der Herder-Gesellschaft, in: *Beilage zur Rigaschen Rundschau*, Nr. 202 (1928), S. 10.

<sup>80</sup> Vgl. die Beiträge in *Heidegera Rīgas rudens* (wie Anm. 5).

<sup>81</sup> Vgl. BOLIN, *Between National and Academic Agendas* (wie Anm. 1), S. 109. Die Tatsache, dass die Zahl der deutschstämmigen Studierenden immer kleiner als an der Universität Lettlands war, kann auch als Ausweis der Anpassung und Integration dieser Studenten gesehen werden.



in Lettland zu messen?<sup>82</sup> Welche Rolle spielte die private deutsche Hochschule in der Außenpolitik des Deutschen Reiches? Es bestand nicht nur ein enger Kontakt zu Förderern in Deutschland, sondern es gab auch den Versuch, dezidiert eine Universität für Auslandsdeutsche aus z.B. Ungarn, Rumänien oder der Tschechoslowakei zu werden.<sup>83</sup> Vergleichend betrachtet werden könnte ebenso die Arbeit der volkskundlichen Abteilung des Lettischen Folklorearchivs, um zu klären, inwiefern Herders Kulturphilosophie tatsächlich am Institut übernommen wurde und wofür Herders Name bzw. Ideen vereinnahmt wurden.<sup>84</sup>

Will man das geistige Klima des Herderinstituts um 1928 komprimiert charakterisieren, dann muss man unweigerlich von einer Inkubationszeit der Ideen einer „Konservativen Revolution“ bzw. eines „Neuen Nationalismus“ und/oder deutschnationalen Gesinnung sprechen, die einige Dozenten und Studierende des Instituts teilten (und die sich im Laufe der Jahre radikalisierten konnten). Die Briefwechsel und andere Dokumente lassen etwas von der ideengeschichtlichen Dynamik des Zeitalters ahnen, deren Aspekte bis heute noch bei weitem nicht ausgeleuchtet sind. So waren etwa Oswald Spenglers Vorträge am Herderinstitut und dessen darauf folgende Auseinandersetzung mit Paul Schieman, deren Echo bis in die höheren politischen Kreise der Weimarer Republik drang,<sup>85</sup> auch ein Beleg für das polemische geistige und politische Klima in Riga.<sup>86</sup> Darüber hinaus waren sie – wie auch der ideenpolitische Hintergrund von Heideggers Aufenthalt in Riga – ein Indiz für die Versuche in den ausgehenden 1920er Jahren, eine Zukunft zu konzipieren, die einen konkreten Ort haben sollte: das „Baltikum“ im Kraftfeld eines kulturell möglichen Deutschlands.

<sup>82</sup> Vgl. PER BOLIN, CHRISTINA DOUGLAS: ‚National Indifference‘ in the Baltic Territories? A Critical Assessment, in: *Journal of Baltic Studies* 48 (2017), S. 13–22, hier S. 19f. Vergleichende biografische Studien zu den Absolventinnen und Absolventen des Herderinstituts, der Universität Lettlands und von Studierenden, die an beiden Einrichtungen gelernt haben, könnten dabei helfen, den häufig monolithisch dargestellten Block der „Deutschbalten“ in Lettland in bildungsgeschichtlicher Perspektive differenzierter zu betrachten und andere Konfliktlinien als die der „Nation“ zu betonen.

<sup>83</sup> WACHTSMUTH, Von deutscher Arbeit in Lettland (wie Anm. 3), S. 416. Bis die lettische Regierung 1937 den Besuch von Studenten, die keine lettischen Staatsangehörigen waren, verbot, sei das Herderinstitut auf dem Weg zu einer „Volksdeutsche[n] Universität“ gewesen, die vor allem auf Hilfe aus Deutschland und private Spenden angewiesen war.

<sup>84</sup> Vgl. z.B. KURT STAVENHAGEN: Herder in Riga. Rede, gehalten zum Festakt des Herder-Institutes am 4. September 1922, in: *Abhandlungen des Herder-Instituts*, Bd. 1, hrsg. von der Herder-Gesellschaft zu Riga, Riga 1925, S. 1–22.

<sup>85</sup> Vgl. den Brief Paul von Sokolowskis an Spengler, in: OSWALD SPENGLER: *Briefe 1913–1936*, hrsg. von ANTON M. KOKTANEK in Zusammenarbeit mit MANFRED SCHÖTER, München 1963, S. 543–545, und den Kommentar, ebenda, S. 788. Paul von Sokolowski (1860–1934) war Vorsitzender der Herder-Gesellschaft in Riga.

<sup>86</sup> Brief von Paul Schieman an Woldemar Wulffius, Riga, 28.1.1925, in: LVVA, 4772/1/30, Bl. 45. Schieman kolportierte seine Version der Auseinandersetzung mit Spengler an den Gesandten und ehemaligen Außenminister Adolf Köster.

Im Briefwechsel des Herderinstituts treten diesbezügliche Utopien ebenfalls hervor, insbesondere, wenn wir ihn zusammen mit bereits publizierten Briefen und anderen Texten lesen. Wir stoßen auf ein Spektrum von deutschnationalen, völkisch eingestellten, diverse Ursprungs- und Ursprünglichkeitsmythologien bedienenden Entwürfen: Im „Baltikum“, das für einen neo-romantisch eingefärbten Gegenstoß gegen Aufklärung oder Liberalismus, aber auch für eine transformierte Weiterproduktion von bestimmten Aufklärungsideen steht, kartieren Mitarbeiter des Herderinstituts und seine Gäste diese Utopien. So ist z.B. Heideggers Verweis auf das Baltikum im Kontext des noch fortzuführenden Kampfes um die Zukunft zu lesen: Als Schritt zurück ins Ungewisse der geschichtlichen Möglichkeiten gedeutet, die auch die Vertreter der „Konservativen Revolution“ parallel zum und gegen den Nationalsozialismus beschworen haben. So erscheint das Baltikum als geschichtlicher Raum des Möglichen.

### *Aussichten und Perspektiven*

Briefe und andere Dokumente als Beispiele des akademischen, politischen und gesellschaftlichen Lebens können auf die einstigen Netzwerke verweisen und die Personen des Instituts mit ihren Ideen und Träumen deutlicher hervortreten lassen. Die bisherige Forschung zum Herderinstitut betrachtete es entweder im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus oder allgemeiner im Kontext der Geschichte der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft in Lettland. Problematisch wäre eine Sichtweise, die sich darauf beschränkte, das Herderinstitut als deutschnationale Einrichtung zu sehen, deren Dozenten und Studenten sowie dessen Umkreis mit dem Nationalsozialismus sympathisierten. Andere philosophische und politische Ideen waren am Herderinstitut ebenso und wahrscheinlich sogar stärker verbreitet, als es sich anhand der Besuche Spenglers und Heideggers vermuten lässt. Nun kommt es darauf an (und das ist eines der Anliegen des vorliegenden Beitrags) das Personal bzw. den Personenkreis, der mit dem Herderinstitut verbunden war, differenzierter zu betrachten. So können deutschnationale, nationalistische, liberale (sowie gewiss auch nationalsozialistische) Gesinnungen durch die Perspektive der Erforschung der „Konservativen Revolution“ bzw. des „neuen Nationalismus“ ideengeschichtlich präziser gefasst werden.<sup>87</sup> Das Herderinstitut zu Riga war ein

---

<sup>87</sup> Stefan Breuer schreibt, dass der Auflösungsprozess des „alten Nationalismus“ der Kaiserzeit schon um die Jahrhundertwende begonnen und es eine scharfe „Selbstkritik des deutschen Rechtsnationalismus“ gegeben habe, was gut an den Beispielen von Arthur Moeller van den Bruck oder Ernst Jünger zu zeigen ist. Der neue Nationalismus habe moderne Themen aufgegriffen (Technik, Ausweitung des politischen Raumes, mobile Nation usw.). Siehe dazu STEFAN BREUER: Die radikale Rechte in Deutschland 1871–1945. Eine politische Ideengeschichte, Stuttgart 2010, S. 176. Die Mitarbeiter des Herderinstituts waren in diese Debatten verwickelt, zum Teil

Medium und ein Richtungsgeber: In ihm waren verschiedene Vermittler von gesellschaftlichen Ideen vereint, deren Handlungsrahmen durch die Gesetze des lettischen Staates – vor allem dem Gesetz für das Herderinstitut – ebenso beeinflusst wurde wie durch die finanzielle und personelle Hilfe der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft und aus Deutschland.

Auch der Transfer von Ideen und Erfahrungswissen könnte im Einzelfall genauer untersucht werden, weil die Träger dieses Gedankenguts aufgrund ihrer Präsenz in Riga – so etwa im Fall Spengler – die Interpretationsmuster selbst mitlieferten und klarstellen konnten, wie ihre Aussagen zu verstehen seien. Auch Vermittler wie Kurt Stavenhagen waren, mit durchaus unterschiedlichen Präferenzen z.B. für Martin Heidegger, in diesem Sinne aktiv. So haben wir ein Spektrum der deutschbaltischen intellektuellen Elite und ihrer Ideen, deren Freilegung und Analyse einen Beitrag sowohl zur Ideen- und Institutionengeschichte als auch zur *Intellectual History* liefern kann.

Diese Forschungen sind auch hochaktuell, zieht man die neuesten Publikationen zur politischen Debatte um Europa in Betracht: In ihr tauchen die alten Argumente, alten Kämpfe, alten Konstellationen wieder auf, indem konservative, rechtsradikale, aber auch liberale Publizisten die Argumente vom gestern reproduzieren. Unsere Untersuchungen gelten diesen Ideen und Gedanken, die, wenn wir sie heute in den Debatten antreffen, ihre Geschichte haben. So wollen wir hinsichtlich des Rigaer Herderinstituts auch eine höchst aktuelle Bestandaufnahme des Denkens betreiben. Die Akten dieser Rigaer Bildungseinrichtung der Zwischenkriegszeit laden geradezu zu transnationalen Forschungen im Bereich der *Intellectual History* ein.

---

auch mit Texten und akademischen Beziehungen mithandelnd; die Dokumente des Instituts zeigen ein Spektrum der „alten“ und „neuen“ nationalen Gesinnungen, die differenziert nachzuzeichnen eine Aufgabe wäre, um einen Beitrag zur Erforschung des neuen Nationalismus bzw. der „Konservativen Revolution“ im Spiegel der politischen und Ideengeschichte des Baltikums zu liefern.

SUMMARY

---

*Cultural Policy and Transfer of Knowledge  
at the Riga Herderinstitut? A Contribution  
to the Intellectual History of the Baltic  
States in the Interwar Period*

The aim of this article is to give an overview about the research opportunities in the field of Intellectual History offered by the documents of the Riga *Herderinstitut* and the *Herdergesellschaft* in the Latvian National History Archive (LVVA). The *Herderinstitut* was a private German University in interwar Latvia founded by the *Herdergesellschaft*. The materials preserved shed new light on the relations between the Baltic German intelligentsia in Latvia and the scientific and philosophical elite of Weimar Germany.

The article's main source is the correspondence between the heads of these two organisations, the *Herderinstitut* and the *Herdergesellschaft*, with German researchers, among them such well-known representatives like Max Planck. Thus, the visit of Martin Heidegger in 1928 in Riga and the correspondence with him illustrate how close the *Herderinstitut* was to the latest developments in European philosophy. Additionally, the sources reveal what effect Heidegger's lecture, given at the Institute's summer courses, had on the philosopher himself. The documents not only demonstrate the preference of the Institute's teachers for nationalistic positions but also their open chauvinism with regard to the higher education offered at the University of Latvia. They also can be read as an indication of the intellectual diversity within the Baltic German community. Influential persons like the liberal politician Paul Schiemann were well aware of the Institute's activities. Schiemann participated in events such as the visit of Oswald Spengler in 1926. This evening, however, most likely ended with an argument between the two.

Since the number of Baltic German students was higher at the University of Latvia than at the *Herderinstitut*, it's not appropriate to see the Institute's political tendencies as being supported by Baltic Germans in general. Still the importance of Heidegger's ideas via a German Baltic intellectual network can be illustrated with the help of the academic career of Erica Sehl, who had studied at the *Herderinstitut* and German universities, and whose external PhD supervisor was none other than Heidegger himself. In sum, the available documents provide new evidence about the intellectual sphere, the particular dynamics and intimate connection between certain circles in Riga and Weimar Germany that invite closer examination.

# Der *rustic turn* in der Litauischen SSR: nationaler Konservatismus, ländlicher Raum und die Volkstümlichkeit der litauischen Kultur im Spätsozialismus 1956–1990

VON ODETA RUDLING

## *Einleitung*

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte die Litauische SSR eine rasante Urbanisierung, die enormen Einfluss auf die Kultur und Gesellschaft des Landes nahm. Einhergehend mit der – im Vergleich zur übrigen Sowjetunion – verspäteten Kollektivierung, dem Partisanenkrieg und der Meliorationskampagne der 1960er und der 1970er Jahre hinterließ der Prozess der internen Migration tiefe Spuren im Leben der neuen Stadtbevölkerung der Republik. Geprägt durch das Gefühl von Vertreibung und der Zerstörung des Dorfes schoben die neuen Städter das ländliche Leben in den Vordergrund ihres kulturellen Interesses. Begleitet von einer rapiden Litauisierung der Partei- und Verwaltungsstrukturen der Republik und stimuliert durch die Schlüsseltexte der russischen Dorfprosa der Brežnev-Ära zeigten sich unter den neuen urbanen Eliten und Intellektuellen konservative, antimodernistische und zugleich nationalistische Strömungen. Zu ihrer Vertiefung und Verbreitung trugen verschiedene Aspekte der sowjetischen Kultur des Spätsozialismus bei. Die landwirtschaftlichen Kulte und Rituale, die als „neue Traditionen“ (*naujos tradicijos*) Ende der 1950er in der Sowjetunion eingeführt wurden, stärkten die bäuerliche Identität der Litauer. Die Etablierung sowjetischer Praktiken des Binnentourismus und des *kraevedenie* (Regionalforschung, Heimatkunde) verwandelte die ruralen Regionen in eine wichtige Destination touristischer Ausflüge und heimatkundlicher Expeditionen. Während der Binnentourismus immer mehr Verbreitung fand, wurde zugleich die romantische Idee der dörflichen Idylle gestärkt, wobei die Faszination für das Land auch von heidnischen Ideen sowie von Visionen des westlichen Folk-Revivals begünstigt wurde.

Die Hinwendung zum Dorf erwies sich auch als Reaktion auf die Umsetzung von futuristischen Inhalten und Themen in der folkloristischen Laienkunst, die daraufhin eine umso stärker konservative, dörfliche Richtung

einschlug. Als Resultat der staatlichen forcierten Ausweitung der Laienkunst mit dörflichen Amateuren auf der einen Seite und als Ergebnis der touristischen Idealisierung des Dorfes auf der anderen, kam gegen Ende der 1960er Jahre eine Initiative „von unten“ auf, die nicht nur auf den Erhalt des dörflichen Erbes zielte, sondern sich dieses auch zu eigen machen wollte. Durch das Aufkommen der Ensemble-Bewegung in den 1960er und 1970er Jahren wurde das Dorf buchstäblich auf die Bühne gebracht. Dieses Phänomen, das sowohl von den Dorfbewohnern fortgeschrittenen Alters als auch von den urbanen Intellektuellen vertreten wurde, rückte die unverfälschte, unbearbeitete dörfliche Folklore in den Vordergrund der Kultur der Sowjetrepublik und trat in Konkurrenz zu der noch unter Stalin etablierten „sozialistischen“ Laienkunst. Auf diese Weise verwandelte sich der Romantismus des Dorfes in ein Bühnenphänomen, das die untergegangene Welt des vormodernen Litauen und die strengsten Formen archaischer Traditionen und Attribute repräsentierte. Die Gesamtheit dieser und anderer Erscheinungen bezeichnete die litauische Historikerin und Literaturwissenschaftlerin Violeta Davoliūtė zutreffend als *rustic turn*,<sup>1</sup> als einen in die geistige Kultur der Republik eingeschriebenen „Rückblick auf das Dorf“.<sup>2</sup>

Im folgenden Beitrag möchte ich mich dieser kulturellen Erscheinung, ihrem Ursprung, ihrer Entwicklung und ihren ästhetischen Merkmalen zuwenden und dabei den Fokus auf ausgewählte kulturelle Bereiche und Alltagspraktiken legen, in denen die Zentralität des Dorfes unverkennbar ist. Warum und auf welche Weise kam dieser dörfliche Trend auf? Welche Bereiche der Kultur waren davon betroffen und welche Faktoren nahmen Einfluss auf die Allgegenwärtigkeit der Dörflichkeit in ihnen? Welche Charakteristika prägten die verschiedenen Ausprägungen dieses Trends und verbargen sich hinter dieser Faszination für alles Rurale? Diese und andere Fragen sollen im Folgenden beantwortet werden, wobei dieser Beitrag explizit darauf verweisen will, dass am Ursprung des *rustic turn* nicht nur die Urbanisierung stand, sondern auch sehr spezifische Entwicklungen und Eigenschaften bestimmter Bereiche der sowjetlitauischen Kultur.

---

<sup>1</sup> VIOLETA DAVOLIŪTĖ: *The Making and Breaking of Soviet Lithuania. Memory and Modernity in the Wake of War*, London 2013, S. 125.

<sup>2</sup> Die Formulierung „Rückblick auf das Dorf“ (*atsigręžimas į kaimą*) ist die litauische Übersetzung von Davoliūtės Begriff des *rustic turn* und stammt aus einem Interview der Autorin, in dem sie ihr Buch für ein litauisches Publikum kommentierte: *Apie sovietinės Lietuvos kūrėjus ir griovėjus Londone knyga išleidusi Violeta Davoliūtė: „Atplėšti nuo kaimo lietuviai patyrė traumą“*. Tomo Vaisėtos Interviu su Violeta Davoliūtė [Violeta Davoliūtė, die über die Schöpfer und Zerstörer Sowjetlitauens ein Buch in London publiziert hat, konstatiert, „Weggerissen vom Dorf erlitten Litauer ein Trauma“. Ein Interview von Tomo Vaisėta mit Violeta Davoliūtė], einsehbar unter dem URL: <https://www.15min.lt/naujiena/aktualu/interviu/apie-sovietines-lietuvos-kurejus-ir-griovejus-londone-knyga-isleidusi-violeta-davoliute-atplesti-nuo-kaimo-lietuviai-patyre-trauma-599-400924> (letzter Zugriff 16.4.2019).

Zunächst widme ich mich der Litauisierung von Partei und Nomenklatura nach 1953 sowie dem Konservatismus unter den Kultureliten. Daraufhin treten sowohl die inneren als auch die äußeren Hintergründe und Quellen der antimodernistischen Strömungen in den Vordergrund, welche die Entstehung des *rustic turn* der LSSR ermöglichten. Danach wendet sich mein Blick der Ausformung und den wichtigsten Entwicklungen in der Herausbildung der antichristlichen Feste und Rituale zu, die ab Ende der 1950er Jahre zum wichtigen Bestandteil der sowjetlitauischen Freizeit- und Erholungskultur wurden. Daraufhin diskutiere ich die Strukturen und Aktivitäten des Binnentourismus und der Heimatkunde sowie die Art und Weise, wie sie mit dem Aufkommen und der Entwicklung der Dorfromantik verbunden waren. Schließlich schaue ich mir im letzten Abschnitt die Entwicklung der künstlerischen Laienkunst an und veranschauliche die Etablierung einer intellektuellen, vom Dorf inspirierten musikalischen Bewegung, die der sanktionierten musikalischen Laienkunst Konkurrenz machte.

### *Die Litauisierung der Kommunistischen Partei Litauens und der Konservatismus der Eliten*

Eine wichtige Rolle bei der Entwicklung der Ruralisierung der sowjetlitauischen Kultur spielte eine der wichtigsten Konsequenzen des „Taufwetters“ unter Nikita S. Chruščev: die Litauisierung der Parteielite und des Verwaltungsapparats. Dieser Prozess stärkte den litauischen Nationalkommunismus und schuf damit liberalere Konditionen für die Entwicklung der litauischen Kultur.<sup>3</sup> Bereits in den ersten zehn Jahren nach dem Tod Stalins nahm die Zahl der Mitglieder der Kommunistischen Partei Litauens (*Lietuvos komunistų partija*, LKP) so dramatisch zu, dass das Büro des Zentralkomitees der LKP 1964 zu 80% aus Litauern bestand. Gegenüber 43% im Jahre 1952 bedeutete das einen bemerkenswerten Zuwachs. Ähnlich veränderte sich auch die Zusammensetzung des Zentralkomitees der LKP, das 1953 nur zu 33% und 1964 bereits zu 70% litauisch besetzt war. Ein besonders starker Anstieg zeichnete sich im Ministerrat der Litauischen SSR ab, in dem sich litauische Funktionäre 1953 37,5% und 1964 bereits 81% der Plätze sicherten.<sup>4</sup> Auch in der Provinz ging der Austausch des Parteikaders recht schnell voran. Bereits 1959 wurden 88,3% der lokalen Sowjets der Rayons und der Städte von litauischen Kräften geleitet und die Staatsanwaltschaft lag zu 80% in den Händen von Litauern. Die

<sup>3</sup> VYTAUTAS TĪNINIS: *Sovietinė Lietuva ir jos veikėjai* [Sowjetlitauen und seine Funktionäre], Vilnius 1994, S. 77f.

<sup>4</sup> DERS.: *Lietuva politinio atšilimo laikotarpiu (1953–1964)* [Litauen im Zeitraum der politischen Erwärmung], in: *Lietuva 1940–1990. Okupuotos Lietuvos istorija*, hrsg. von ARVYDAS ANUŠAUSKAS, ARŪNAS BUBNYS und DALIA KUODYTĖ, Vilnius 2007, S. 412–432, hier S. 431.

Litauisierung machte sich auch in den staatlichen und wirtschaftlichen Dienststellen so stark bemerkbar, dass in ihnen schon 1959 70% der Stellen von Litauern besetzt waren.<sup>5</sup>

Mit der fortschreitenden Litauisierung passte sich die litauische Bevölkerung immer entschiedener an das Leben in einem Einparteiensstaat an,<sup>6</sup> was nicht zuletzt mit der rapiden Entwicklung der Wirtschaft und der daraus resultierenden Verbesserung der Lebensstandards zusammenhing.<sup>7</sup> Diese Anpassungshaltung war insbesondere unter der Nomenklatura und der *intelligencija* zu vernehmen, für deren politische und kreative Aktivität der Gedanke an den Erhalt der litauischen Identität eine wichtige Rolle spielte.<sup>8</sup> Tatsächlich wies die Konzeption der sowjetischen Nationalitätenpolitik den lokalen Identitäten, Kulturen und Sprachen bereits unter Lenin und Stalin eine wichtige Rolle zu. Dieser Prozess ging in die Geschichte als *korenizacija* (Verwurzelung) ein, die jedoch bereits in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre einen Einbruch erlitt.<sup>9</sup> Es liegt nahe, dass diese Tendenzen, nach dem Zweiten Weltkrieg schon als *Neo-korenizacija* verstanden,<sup>10</sup> angesichts des mildereren Klimas der Post-Stalin-Epoche umso stärker wurden, weshalb Ronald G. Suny etwa davon ausgeht, dass die Verwurzelungspolitik bis mindestens in die 1960er Jahre anhielt.<sup>11</sup> Diese neuen Konditionen und Möglichkeiten wussten die lokale Elite und die *intelligencija*, die im Dienste der Partei stand, zugunsten der litauischen Nationalidee zu nutzen. Schriftsteller wie Justinas Marcinkevičius, Alfonsas Maldonis, Algimantas Baltakis, Vytautas Bubnys und andere schlugen eine kreative Ausrichtung ein, die Vilius Ivanauškas mit dem Begriff der *konservacininkai* (Konservative) zutreffend umschrieb.<sup>12</sup> Entsprechende Wertekonstellationen und Verhaltensformen machten sich darüber hinaus in den Kreisen von Historikern, Linguisten, Literaturwissenschaftlern und

<sup>5</sup> TININIS, *Sovietinė Lietuva* (wie Anm. 3), S. 84.

<sup>6</sup> JOACHIM TAUBER, RALPH TUCHTENHAGEN: *Vilnius. Kleine Geschichte der Stadt*, Köln u.a. 2008, S. 221.

<sup>7</sup> TININIS, *Sovietinė Lietuva* (wie Anm. 3), S. 77.

<sup>8</sup> VILIUS IVANAUSKAS: *Sovietinis režimas ir kultūrinės nomenklaturės kaita vėlyvojojo sovietmečiu Lietuvoje: Rašytojų aplinkos atvejais* [Das sowjetische Regime und der Wechsel der Nomenklatura in der späten Sowjetzeit in Litauen: Der Fall der Schriftsteller], in: *Politologija* 60 (2010), Nr. 4, S. 53-84, hier S. 57-60.

<sup>9</sup> Siehe dazu unter anderem TERRY MARTIN: *An Affirmative Action Empire. The Soviet Union as the Highest Form of Imperialism*, in: *A State of Nations. Empire and Nation-Making in the Age of Lenin and Stalin*, hrsg. von RONALD GRIGOR SUNY und DEMS., Oxford 2001, S. 67-90, hier S. 68, 73f.; UWE HALLBACH: *Das sowjetische Vielvölkerimperium. Nationalitätenpolitik und nationale Frage*, Mannheim 1992, S. 33-40.

<sup>10</sup> DAVID FEEST: *Neo-Korenizacija in den baltischen Republiken? Die kommunistische Partei Estlands nach dem Zweiten Weltkrieg*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 54 (2006), S. 263-280.

<sup>11</sup> RONALD GRIGOR SUNY: *The Revenge of the Past. Nationalism, Revolution, and the Collapse of the Soviet Union*, Stanford, CA 1993, S. 109.

<sup>12</sup> IVANAUSKAS, *Sovietinis režimas* (wie Anm. 8), S. 57-60.



Filmregisseure bemerkbar.<sup>13</sup> Allerdings müssen konservative Werte und Vorstellungen nicht nur der *intelligencija* nach Stalin, sondern auch den Parteimitgliedern der ersten Generation zugebilligt werden, die auch unter Chruščev im Dienst blieben. Der langjährige Erste Parteisekretär Antanas Sniečkus war für seine nativistischen Einstellungen bekannt,<sup>14</sup> die er als „Hausherr“ (*šeimininkas*) der Litauischen SSR häufig in den Vordergrund seiner politischen Agenda stellte.<sup>15</sup> Aus diesem Grund gerieten viele seiner Gefährten während der Stalin-Jahre unter den Verdacht des Nationalismus, doch konnten sie, anders als ihre Genossen in Estland, aufgrund von Sniečkus' Protektion einem schlimmen Schicksal entkommen.<sup>16</sup>

Ähnliche Interessen äußerte auch Juozas Banaitis, der von 1944 bis 1953 Vorsitzender der Behörde für Kunstgelegenheiten, zwischen 1953 und 1958 stellvertretender Kulturminister und von 1958 bis 1967 Kulturminister war und somit entscheidenden Einfluss auf die Ausformung der sowjetlitauischen Kultur während und nach Stalin hatte.<sup>17</sup> Seine kulturellen Präferenzen waren daran erkennbar, dass er als Musiker zum „unsichtbaren“ Leiter der Liederfeste wurde,<sup>18</sup> die eine Art Achse für die gesamte volkstümliche, zum Teil primitive und dörfliche Laienkunst bildeten.<sup>19</sup> Während der 1950er und 1960er Jahre war er darüber hinaus maßgeblich an der Revitalisierung altertümlicher Bräuche der litauischen ruralen Tradition beteiligt,

---

<sup>13</sup> AURIMAS ŠVEDAS: *Matricos nelaisvėje: Sovietmečio lietuvių istoriografija (1944–1985)* [In der Gefangenschaft der Matrix: Die sowjetlitauische Historiografie (1944–1985)], Vilnius 2009, S. 115–152; AURIMAS ŠVEDAS: *Asmenybės sovietmečio Lietuvos istorijos lauke: elgsenos, strategijos ir galimybės išlikti* [Persönlichkeiten im Feld der sowjetischen Geschichte: Verhalten, Strategien und Möglichkeiten zu überleben], in: *Lietuvos istorijos studijos*, Bd. 28, Vilnius 2011, S. 91–104, hier S. 99; AURIMAS ŠUKYS: *Alternative Activity of Intellectuals in Soviet Lithuania, 1956–1988*. Summary of Doctoral Dissertation, Kaunas 2012, S. 18; ROKAS SUBAČIUS: *Dramatiškos biografijos: kovotojai, kūrėjai, karjeristai, kolaborantai* [Dramatische Biografien: Kämpfer, Schaffende, Karrieristen und Kollaborateure], Vilnius 2005, S. 393; ODETA MIKŠTAITĖ: *Sowjetische Karriere für nationale Kultur? Zum Verhältnis von Sowjetisierung und Konstituierung nationaler Kultur am Beispiel des Wirkens herausragender Kulturfunktionäre der Stalin- und der Chruščev-Ära in der Litauischen SSR*, in: *Studia Maritima* 25 (2012), S. 239–254, hier S. 250f.

<sup>14</sup> DAVOLIUTĖ, *The Making* (wie Anm. 1), S. 99; GRAHAM E. SMITH: *Die Probleme des Nationalismus in den drei baltischen Sowjetrepubliken Estland, Lettland und Litauen*, in: *Acta Baltica* 21 (1981), S. 143–177, hier S. 160.

<sup>15</sup> VYTAUTAS TININIS: *Sniečkus: 33 metai valdžioje. Antano Sniečkaus biografinė apybraiža* [Sniečkus: 33 Jahre an der Macht. Biografischer Abriss zu Antanas Sniečkus], Vilnius 1995, S. 112.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 90–96.

<sup>17</sup> VYTAUTAS JAKELAITIS: *Juozas Banaitis*, Vilnius 1986, S. 107, 124f.

<sup>18</sup> Rogės, kurioms nebūtinai sniegas. Juozo Mikutavičiaus pokalbis su Salomonu Sverdiolu [Ein Schlitten, der keines Schnees bedurfte. Juozo Mikutavičius' Gespräch mit Salomonas Sverdiolas], in: *O šventė buvo gera*. Salomonas Sverdiolas. *Atsiminimai, pokalbiai, laiškai*, hrsg. von DANUTĖ SKERSYTĖ, Vilnius 2005, S. 154–185, hier S. 171.

<sup>19</sup> SALOMONAS SVERDIOLAS: *Mano atsiminimai* [Meine Erinnerungen], in: *O šventė buvo gera* (wie Anm. 18), S. 8–124, hier S. 91.

die die Partei zu dieser Zeit in den Dienst des Atheismus stellte. Laut seines Kollegen Vytautas Jakelaitis verabscheute er jegliche Äußerungen des städtischen Spießbürgertums (*miesčioniškumas*), die er als Arroganz auffasste, und bevorzugte daher stets konservative ethnografische, kulturelle Lösungen. Seinen Konservatismus und seine Zuneigung zur dörflichen Kultur illustriert unter anderem die Anekdote, dass er den Erinnerungen seines Freundes und Kollegen Juozas Miltinis zufolge bei jedem Treffen Banaitis mit dessen Lieblingslied, dem Volkslied „Pjaun broliukai žalioj lankoj“ (Brüderlein schneiden auf der grünen Wiese) begrüßt habe. Jedes Mal habe Banaitis nahezu rituell das Lied mitgesungen und dem Kollegen erst nach der Beendigung des Liedes die Hand gereicht.<sup>20</sup> Da Banaitis die litauische Kultur dominierte, war es wohl auch kein Zufall, dass er 1958, als er die Stelle des Kulturministers antrat, Jakelaitis, den langjährigen Mitarbeiter des Hauses des Volksschaffens, zum stellvertretenden Kulturminister machte.<sup>21</sup> Somit lag der Bereich der Kultur in den späten 1950er und den frühen 1970er Jahren in der Hand von äußerst konservativen Kulturfunktionären, die ihre Arbeit entsprechend ausrichteten.

### *Die Urbanisierung und die Kritik an der sowjetischen Modernität*

Für das Aufkommen des *rustic turn* in der Litauischen SSR war die Entstehung anti-modernistischer Überzeugungen in der *intelligencija* von einiger Wichtigkeit. Derartige Einstellungen verbreiteten sich bereits ab der zweiten Hälfte der 1950er Jahre in der RSFSR, in der das literarische Genre der „Dorfprosa“ (*derevjannaja proza*) entstand. Diese spezifische literarische Strömung kritisierte nicht nur die Destruktivität der sowjetischen Modernisierung auf dem Land, sondern rückte auch die bäuerliche Kultur ins Zentrum des gesellschaftlichen Interesses.<sup>22</sup> Das Genre der Dorfprosa setzte mit Essays aus der Feder Valentin Ovečkins ein, die bereits in den frühen 1950er Jahren auf den Schaden, der durch die Kollektivierung entstanden war, aufmerksam machten. Für die weitere Entwicklung dieses Trends war nicht zuletzt die KPdSU selbst verantwortlich,<sup>23</sup> da der persönliche Geschmack Chruščevs und seine Reformen im Bereich der Landwirtschaft die Aufmerksamkeit der sowjetischen Gesellschaft

---

<sup>20</sup> Siehe den vom *Lietuvos kino studija* (Kinostudio Litauens) produzierten Dokumentarfilm von S. BERŽINIS: „...aš negaliu sugrįžti. Juozas Banaitis“ [...ich kann nicht zurückkehren. Juozas Banaitis], Vilnius 1988, 6:56 Min. – 7:31 Min.

<sup>21</sup> VYTAUTAS JAKELAITIS: Čia mes buvom reikalingi [Man brauchte uns hier], in: *Lietuvos Liaudies kultūros centrai – 60. Specialus „Liaudies kultūros“ žurnalo leidinys*, hrsg. von DALIA RASTENIENĖ, Vilnius 2001, S 12-29.

<sup>22</sup> GEOFFREY HOSKING: *Beyond Socialist Realism. Soviet Fiction since Ivan Denisovych*, London, Toronto und Sydney 1980, siehe v.a. das Kapitel „Village Proze“, S. 50-83.

<sup>23</sup> DAVOLIŪTĖ, *The Making* (wie Anm. 1), S. 129.

auf das dörfliche Leben lenkten. Chruščev mobilisierte Journalisten und Schriftsteller, darunter auch Ovečkin, über die Lebensbedingungen auf dem sowjetischen Dorf zu berichten.<sup>24</sup> 1962 ließ er die Veröffentlichung von „Ein Tag im Leben des Ivan Denisovič“ (*Odin den' Ivana Denisoviča*), des berühmten Werkes von Aleksandr Solženicyn, in der Zeitschrift „Novyj Mir“ (Neue Welt) zu, weil er mit dem Protagonisten der Geschichte, dem einfachen *mužik* Vanja, sympathisierte.<sup>25</sup>

Obgleich dieser Roman formell nicht zur Dorfprosa zählte, beinhaltete er – wie die eigentlichen Werke des Genres – Hinweise auf die Zerstörung der russischen Bauernkultur.<sup>26</sup> Diese und andere Themen griffen im Laufe der 1960er und 1970er Jahre Dorfprosa-Autoren wie z.B. Fedor Abramov, Viktor Astaf'ev, Vasilij Belov oder Viktor Lichonozov auf. Sie verherrlichten das dörfliche Leben, das sie als von allen Verfehlungen rein porträtierten, und warfen dem Sowjetsystem vor, das ländliche Umfeld zerstört und mit der eigentümlichen, primordialen Verbindung der Russen mit dem Land gebrochen zu haben.<sup>27</sup>

Da Antanas Sniečkus ein überzeugter Stalinist war, wurden manche Veränderungen des „Taufwitters“ in Litauen eher reserviert aufgenommen. Die LKP verzichtete selbst nach dem 20. Parteikongress der KPdSU im Februar 1956 auf jegliche Kritik an Stalin und seiner Politik.<sup>28</sup> Dementsprechend blieb eine offene Auseinandersetzung mit dem, was das Erbe der Stalinzeit für die Litauische SSR bedeutete, aus. Dies heißt jedoch nicht, dass es überhaupt keine Reaktionen auf die poststalinistischen Veränderungen gab. So führte die Veröffentlichung von Solženicyns „Ivan Denisovič“ nach Erkenntnissen des litauischen KGB 1963 dazu, dass „bourgeoise Nationalisten“, dem Beispiel des Autors folgend, mit der Offenlegung vergleichbarer Inhalte das Erbe Stalins zu denunzieren suchten,<sup>29</sup> was unter anderem verdeutlicht, dass dieses Buch durchaus in der Litauischen SSR gelesen wurde. Das bezeugen auch Zeitgenossen. Der spätere Sajūdis-Aktivist Romualdas Ozolas erinnerte sich in einem Interview, dass Menschen in seinem Umkreis häufig russische Werke, darunter auch den russischsprachigen *samizdat*, gelesen hätten.<sup>30</sup> Deshalb überrascht es nicht, dass diese Rezep-

<sup>24</sup> HOSKING, *Beyond Socialist Realism* (wie Anm. 22), S. 53f.

<sup>25</sup> DAVOLIŪTĖ, *The Making* (wie Anm. 1), S. 129.

<sup>26</sup> HOSKING, *Beyond Socialist Realism* (wie Anm. 22), S. 46.

<sup>27</sup> DAVOLIŪTĖ, *The Making* (wie Anm. 1), S. 129.

<sup>28</sup> TININIS, Sniečkus (wie Anm. 15), S. 82, 136.

<sup>29</sup> LSSR KGB pažyma LKP CK pirmajam sekretoriui A. Sniečkui apie kūrybinės inteligentijos nuotaikas [Bescheinigung des KGB der LSSR, adressiert an den ersten Sekretär des ZK der LKP, A. Sniečkus, über die Stimmungen der kreativen Intelligenz], 3.4.1963, in: Lietuvos kultūra sovietinės ideologijos nelaisvėje 1940–1990. Dokumentų rinkinys, hrsg. von JUOZAPAS R. BAGUŠAUSKAS und ARŪNAS STREIKUS, Vilnius 2005, S. 318–326, hier S. 320f.

<sup>30</sup> Daugiau drašos iš savęs. Valdemaro Klumbio pokalbis su Romualdu Ozolu [Mehr Mut aus sich selbst. Valdemaras Klumbys' Gespräch mit Romualdas Ozolas], in: *Problemos* (2018), S. 56–67, hier S. 59.

tion zur Erschaffung vergleichbarer Literatur im litauischen Sprachraum zwischen den späten 1960er und späten 1980er Jahren führte. Romane von Autoren wie Mykolas Sluckis, Vytautas Petkevičius oder Jonas Avyžius vom Anfang der 1960er Jahre konzentrierten sich auf den Klassenkampf in den ländlichen Regionen während der Kollektivierung. Autoren wie Juozas Aputis, Romualdas Granauskas, Bronius Radzevičius und andere griffen das Trauma der sowjetischen Transformation der Dörfer auf.<sup>31</sup>

Die Dorfprosa war zwar ein wichtiger, jedoch nicht der einzige Impuls für antimodernistische Stimmungen. Ganz zentral für die Hinwendung zum Dorf war, wie Davoliūtė gezeigt hat, die forcierte Urbanisierung des Landes, die eine in der Sowjetunion präzedenzlose Geschwindigkeit und Intensität entwickelte und deshalb besonders dramatisch verlief. Nach den Bevölkerungsverlusten durch Krieg, Terror und Flucht lebten im Jahre 1945 nur noch 15% der litauischen Bevölkerung in den Städten,<sup>32</sup> weshalb die Litauische SSR zu den am wenigsten industrialisierten Regionen der Sowjetunion zählte.<sup>33</sup> Doch bereits 1959 hatte sich die Zahl der Städter von 375 000 auf 1 025 000 verdreifacht und erreichte bis 1989 ein so hohes Niveau, dass die Republik sich mit dem baltischen Durchschnitt vergleichen konnte. Da die litauische Industrialisierung mit der Kollektivierung, dem bewaffneten Widerstand und dem Nachkriegswiederaufbau einherging, übertraf das Urbanisierungstempo in der Republik nicht nur den sowjetischen Durchschnitt der Nachkriegszeit, sondern auch den der RSFSR in den 1930er Jahren. So führte die forcierte Urbanisierung zur Entvölkerung der Dörfer, die sich in einem verheerenden Zustand befanden. Umso schlimmer wurde es, als Mitte der 1960er Jahre die Meliorationskampagne startete, welche die Einzelhöfe in kleine Dörfer zusammenfasste, um zur Verbesserung der Lebensbedingungen der dörflichen Bevölkerung beizutragen, wie es hieß. Dies wiederum hatte den psychologischen Effekt einer zweiten Kollektivierung. Die traumatisierte neue Stadtbevölkerung kultivierte so eine Nostalgie für das Dorf und das dörfliche Leben, welche sich auch auf ihre kulturellen Bedürfnisse auswirkten.<sup>34</sup>

### *Die Einführung der „neuen Traditionen“*

Eine wichtige Rolle bei der Hinwendung der litauischen Gesellschaft der 1960er und 1970er Jahre zum Dorf und zur dörflichen Kultur spielte auch die Einführung der sogenannten neuen Traditionen, die die KPdSU seit den späten 1950er Jahren zum Zwecke der antichristlichen Propaganda

---

<sup>31</sup> DAVOLIŪTĖ, *The Making* (wie Anm. 1), S. 146.

<sup>32</sup> Ebenda, S. 127.

<sup>33</sup> 1939 lebten 16% der Litauer in den Städten. GRAHAM E. SMITH: Geographische und soziale Veränderungen im Baltikum 1918–1940, in: *Acta Baltica* 19/20 (1979/1980), S. 118–181, hier S. 136.

<sup>34</sup> DAVOLIŪTĖ, *The Making* (wie Anm. 1), S. 125–128.

kreierte. Dabei sollten altertümliche Kulte und Rituale der Volkstradition von christlichen Elementen bereinigt werden und den Sowjetbürger von der Kirche ablenken. Diese Maßnahmen waren nicht zuletzt auch als Mittel der ideologisch motivierten Bestrebungen zur Kreierung eines „Sowjetvolkes“ gedacht, die auf der Annahme Chruščevs (und später auch Brežnevs) beruhten, dass sich die sowjetischen nationalen Gruppen unentwegt einander annäherten (*sbliženie*) und nun kurz vor einer Verschmelzung (*slijanie*) in das Sowjetvolk (*sovetskij narod*) stünden.<sup>35</sup> Mit sozialistischen Elementen aufgefüllt, sollten die nationalen Kulte der „neuen Traditionen“ der Standardisierung der sowjetischen Kultur dienen und zur Erschaffung der Einheit unter den Nationalitäten beitragen.<sup>36</sup> Zugleich stellte die Erschaffung antichristlicher Traditionen auch einen wichtigen Bestandteil der Chruščev'schen Modernisierung dar, welche durch die schrittweise Eliminierung der Religion den Lebensstandard der ländlichen Bevölkerung anheben sollte. Mit Elementen der sozialistischen Kultur aufgefüllt, sollten die lokalen Traditionen dazu beitragen, die Kluft zwischen der Stadt und dem Dorf zu überwinden.<sup>37</sup>

Eine systematische Umsetzung dieser Maßnahmen war bereits Mitte der 1950er Jahre angelaufen,<sup>38</sup> wobei die baltischen Sowjetrepubliken, die Westukraine und die Moldauische SSR aufgrund ihres späten Anschlusses und ihrer besonderen religiösen Traditionen zu Testfällen wurden.<sup>39</sup> Die Einführung der „neuen Traditionen“ wurde in den baltischen Republiken zwischen 1956 und 1959 intensiv diskutiert.<sup>40</sup> Schon im August 1957 kam es zu konkreten Handlungen, als das Zentralkomitee der LKP den Plan für Maßnahmen im Bereich der „atheistischen Arbeit“ bestätigte, der unter anderem eine Wiederbelebung traditioneller Feste wie des Erntedankfestes (*derliaus šventė*), des St. Johannestags (*joninės*) und der

<sup>35</sup> ALEXANDER TITOV: The 1961 Party Program and the Fate of Khrushchev's Reforms, in: Soviet State and Society under Nikita Khrushchev, hrsg. von MELANIE ILC und JEREMY SMITH, London und New York 2009, S. 8-26, hier S. 14f.; SONIA BYCHKOV GREEN: Language of Lullabies: The Russification and De-Russification of the Baltic States, in: Michigan Journal of International Law 19 (1997), S. 220-275, einsehbar unter dem URL: <http://repository.law.umich.edu/mjil/vol19/iss1/4> (letzter Zugriff 30.1.2019), S. 248.

<sup>36</sup> AZADE-AYSE RORLICH: Acculturation in Tatarstan: The Case of the Sabantui Festival, in: Slavic Review 41 (1982), S. 316-321, hier S. 317; CHRISTOPHER P. BINNS: The Changing of Face of Power: Revolution and Accommodation in the Development of the Soviet Ceremonial System: Part II, in: Man 15 (1980), S. 170-187, hier S. 171.

<sup>37</sup> ANDREW B. STONE: „Overcoming Peasant Backwardness:“ The Khrushchev Antireligious Campaign and the Rural Soviet Union, in: Russian Review 67 (2008), S. 296-320, hier S. 297-301.

<sup>38</sup> BINNS, The Changing Face of Power (wie Anm. 36), S. 170-172.

<sup>39</sup> NATALIA SADOWSKAYA: New Soviet Rituals and National Integration in the USSR, in: Soviet Nationality Policies. Ruling Ethnic Groups in the USSR, hrsg. von HENRY R. HUTTENBACH, London 1990, S. 94-120, hier S. 96.

<sup>40</sup> NERIJA PUTINAITĖ: Nugenėta pušis. Ateizmas kaip asmeninis apsisprendimas tarybų Lietuvoje [Der beschnittene Kiefer. Atheismus als eine persönliche Entscheidung in Sowjetlitauen], Vilnius 2015, S. 232.

Hochzeit (*vestuvės*) vorsah. Diese Feste sollten möglichst stark säkularisiert und mit Elementen des „Volksschaffens“ ausgestattet werden. Gleichzeitig sollten auch die Riten der christlichen Taufe unter die Lupe genommen und säkularisiert werden.<sup>41</sup> Parallel dazu gelangten auch eine Reihe anderer Festveranstaltungen des „roten“ Kalenders in die Litauische SSR. Das Frühlingsfest (*paavasario šventė*) ersetzte bald das Osterfest, die Neujahrsfeier (*Naujieji metai*) Weihnachten und das Wintervertreibungsfest (*žiemos išvaymo šventė*) die Fastnachtfeier (*užgavėnės*). Zu Beginn der 1960er Jahre wurde dieser Ritualkomplex durch weitere Feste ergänzt. 1962 führte das Regime alternativ zu Allerseelen (*vėlinės*) die Totengedächtnisfeier ein. Ein Jahr später bestätigte ein Beschluss des Zentralkomitees der LKP und des Ministerrates der Litauischen SSR die Einführung der nun in der gesamten Sowjetunion gültigen zivilen Hochzeit, der alternative ideologisierte Rituale für die Taufe, die Firmung und die Beerdigung folgten.<sup>42</sup>

Da die Umsetzung dieser „neuen Traditionen“ nicht zu den zentral gesteuerten und simultan umgesetzten Maßnahmen zählte,<sup>43</sup> hing ihre Qualität – vor allem in der frühen Phase ihrer Umsetzung – stets davon ab, ob in den lokalen Sowjets jemand zur rechten Zeit den notwendigen Druck ausübte und/oder ob jemand seine Zeit und Kraft in die Organisation entsprechender Veranstaltungen investieren wollte.<sup>44</sup> Auf diese Weise wurde die Bevölkerung aktiv in die Herausbildung dieser vermeintlichen Traditionen involviert. Ein gutes Beispiel für die Involvierung lokaler Akteure stellte z.B. eine Diskussion dar, die der führende Experte für Fragen des Atheismus, Petras Pečiūra,<sup>45</sup> mit dem Artikel „Kad varpai nutiltų“ (Damit die Glocken aufhören zu läuten) 1963 einleitete. In diesem Text lud er Lehrer, Atheisten sowie Mitarbeiter des Bildungs- und Kultursektors ein, ihre Ideen und Ratschläge in der wöchentlichen Zeitung „Literatūra ir menas“ (Literatur und Kunst) mit der Leserschaft zu teilen.<sup>46</sup> Monatelang zog sich diese Diskussion hin, bei der Probleme und Verbesserungsmöglichkeiten des Projekts „neue Traditionen“ diskutiert wurden.<sup>47</sup> Doch statt Probleme zu lösen, verdeutlichte diese Diskussion die Schwierigkeiten

<sup>41</sup> ARŪNAS STREIKUS: Apie antikrikščioniškus sovietinių švenčių ir apeigų tikslus [Über die antichristlichen Ziele der sowjetischen Feste und Rituale], in: *Naujasis Židinys – Aidai* 2003, Nr. 10, S. 514-517, hier S. 514.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 516.

<sup>43</sup> BINNS, *The Changing Face of Power* (wie Anm. 36), S. 170-172.

<sup>44</sup> PETRAS PEČIŪRA: Kad varpai nutiltų [Damit die Glocken aufhören zu läuten], in: *Literatūra ir menas*, 26.1.1963; ALGIMANTAS KAZRAGIS: Keliai į protą ir širdį [Wege zum Verstand und Herzen], in: ebenda, 9.2.1963; H. ZAKAREVIČIUS: Naujiems laikams – naujas tradicijas [Neue Zeiten – neue Traditionen], in: ebenda, 16.2.1963; ANGELĖ VYŠNIAUSKAITĖ: Tradicijos ir nūdiena [Traditionen und neue Zeiten], in: ebenda, 2.3.1963.

<sup>45</sup> Siehe den Eintrag zu Petras Pečiūra, in: *Lietuviškoji tarybinė enciklopedija*, Bd. 8, hrsg. von J. ANIČAS, V. AREŠKA und A. BARKAUSKAS, Vilnius 1981, S. 529.

<sup>46</sup> PEČIŪRA, *Kad varpai nutiltų* (wie Anm. 44).

<sup>47</sup> Neben den in Anm. 44 genannten Beiträgen siehe auch *Naujos tradicijos – Visų rūpestis* [Neue Traditionen – die Sorge aller], in: *Literatūra ir menas*, 27.4.1963.

der *invention of tradition* in der Litauischen SSR. Der Umstand, dass sich nahezu jeder an der Gestaltung der Feste und Rituale beteiligen konnte, führte insbesondere in der Frühphase zu chaotischen Zuständen, wobei vor allem die Frage der Organisation strittig war. Es fehlte, wie erwähnt, nicht nur an Zuständigkeiten, die Verantwortlichkeiten geregelt hätten, sondern auch an so genannten „methodischen Anleitungen“, die erst nach und nach publiziert wurden, um den Ablauf solcher Feste zu regulieren.<sup>48</sup>

Letzten Endes wurden die Beteiligten mit den gewöhnlichen Problemen des Kultursektors konfrontiert. Zudem fehlte es auch an einer kreativen Beteiligung der Schriftsteller und Komponisten, um bestimmte Anlässe kreativ und originell zu gestalten.<sup>49</sup> Und trotz all dieser Schwierigkeiten forderte die Partei, dass diese „neuen Traditionen“ sofort in den Alltag zu übernehmen waren. Obgleich die ersten Maßnahmen erst Ende der 1950er Jahre eingeleitet worden waren, erwartete das Regime eine erfolgreiche Etablierung der Traditionen bereits zu Anfang der 1960er Jahre.<sup>50</sup> Die spontane und geforderte sofortige Realisierung der neuen Praktiken trug nun aber dazu bei, dass in Ermangelung praktischer Anweisungen vertraute dörfliche – eben „konservative“ – ästhetische Lösungen die Oberhand behielten.<sup>51</sup> So blieb nicht genug Zeit, die Feste im Sinne des „neuen Lebens“ zu gestalten. Es war leichter, an ihrer Stelle volkstümliche, in der bäuerlichen Tradition verwurzelte ästhetische Entwürfe zu nutzen, deren Erschaffung (bzw. Wiederbelebung) nicht von der Beteiligung möglicherweise unmotivierter Kulturschaffender abhängig war.<sup>52</sup>

Auch Nerija Putinaitė kommt in ihrem Buch zum Atheismus in der Litauischen SSR zu dem Schluss, dass die „Ingenieure der Traditionen“ eine nahezu unbegrenzte Freiheit in der Gestaltung der „neuen Traditionen“ gehabt hätten.<sup>53</sup> Diese Freiheit war auch auf der konzeptionellen Ebene deutlich spürbar. Hier hatten die Angehörigen der litauischen Kulturelite die Möglichkeit, die Gestaltung der Feste in die gewünschte Richtung zu lenken. Die Ethnologin Angelė Vyšniauskaitė sprach sich etwa bei der erwähnten Debatte 1963 für eine breite Anwendung archaischer Bräuche aus und verteidigte diese Position gegen die Skeptiker, die diese als „rückständig“ und „veraltet“ abzustempeln versuchten.<sup>54</sup> Zudem betonte

<sup>48</sup> PEČIŪRA, Kad varpai nutilų (wie Anm. 44); KAZRAGIS, Keliai į protą (wie Anm. 44).

<sup>49</sup> Naujos tradicijos – visų rūpestis (wie Anm. 47).

<sup>50</sup> Die allgemeine Verbreitung des Phänomens reflektierte beispielsweise die Zeitung „Socialistiniu keliu“ (Auf dem sozialistischen Weg), die nahezu täglich Berichte über gerade veranstaltete Feste enthielt.

<sup>51</sup> PEČIŪRA, Kad varpai nutilų (wie Anm. 44); KAZRAGIS, Keliai į protą (wie Anm. 44).

<sup>52</sup> Naujos tradicijos – visų rūpestis (wie Anm. 47).

<sup>53</sup> PUTINAITĖ, Nugenėta pušis (wie Anm. 40), S. 253. So auch in der Diskussion des Jahres 1963 bei PEČIŪRA, Kad varpai nutilų (wie Anm. 44); KAZRAGIS, Keliai į protą (wie Anm. 44).

<sup>54</sup> VYŠNIAUSKAITĖ, Tradicijos ir nūdienu (wie Anm. 44).

Vyšniauskaitė an anderer Stelle die Notwendigkeit, die noch existierenden Traditionen des Dorfes zu fixieren, um den Bedürfnissen der neuen Festkultur zu genügen. Ähnlich äußerte sich auch der Folklorist Zenonas Slaviūnas, der in der abschließenden Diskussion erklärte, dass die „neuen Traditionen“ mit dem reichen Vorrat an volkstümlichen nationalen Traditionen assoziiert werden sollten. Somit waren also Wissenschaftler wie Vyšniauskaitė oder Slaviūnas mit dafür verantwortlich, dass sich in der zweiten Hälfte der 1960er eine nahezu manische Sammlungs- und Konservierungstätigkeit entwickelte.<sup>55</sup> Diese beeinflusste in der Folge die Entstehung antimodernistischer und traditionalistischer Stimmungen, die sich unter den Intellektuellen ausbreiteten.<sup>56</sup>

Diese Freiheit in der Ausgestaltung der „neuen Traditionen“ kam gegen Ende der 1960er Jahre an ihr Ende, als wichtige Zuständigkeiten geschaffen wurden. 1968 berief das Kulturministerium der Litauischen SSR ein spezielles Gremium ein, das mit den Fragen der Familienriten betraut wurde.<sup>57</sup> Im selben Jahr etablierte das Zentralkomitee der LKP regionale Vertretungen des Rates der Volkstraditionen der Litauischen SSR (*Respublikinė liaudies tradicijų taryba*), die lokale Zuständigkeiten in den Rayons und Städten schufen.<sup>58</sup> Zur Erleichterung der Handhabung der neuen Traditionen trugen auch zahlreiche Publikationen „methodischer Anleitungen“ bei, die Beschreibungen zur Umsetzung bestimmter Feste enthielten.<sup>59</sup> Festzuhalten ist jedoch, dass das Projekt der „neuen Traditionen“ zwischen der Mitte der 1950er und dem Ende der 1960er Jahre meist in Eigeninitiative realisiert worden ist, wodurch zugleich auch die kulturellen Bedürfnisse der frisch urbanisierten Bürger befriedigt wurden.

Ein besonders gutes Beispiel einer Ruralisierung der „neuen Traditionen“ stellt die zivile Hochzeit dar, deren Offenheit gegenüber den dörflichen

<sup>55</sup> VYTIS ČIUBRINSKAS: Sovietinė Lietuvos etnologija/etnografija: istorinio materializmo ir etnokultūrinio romantizmo susitikimas [Die sowjetische Ethnologie/Ethnografie Litauens: Das Aufeinandertreffen des historischen Materialismus und des ethno-kulturellen Romantismus], in: Lietuvos sovietinė istoriografija. Teoriniai ir ideologiniai kontekstai, hrsg. von ALFREDAS BUMBLAUSKAS, Vilnius 1999, S. 168-203, hier S. 188f.; DERS.: Sovietmečio iššūkiai Lietuvos etnologijai: Disciplina, ideologija, patriotizmas [Die Herausforderungen der Sowjetzeit für die litauische Ethnologie: Disziplin, Ideologie und Patriotismus], in: Lietuvos etnologija 2001, Nr. 1 (10), S. 99-117, hier S. 105.

<sup>56</sup> Naujos tradicijos – visų rūpestis (wie Anm. 47).

<sup>57</sup> GEDIMINAS LANKAUSKAS: The Land of Weddings and Rain. Nation and Modernity in Post-Socialist Lithuania, Toronto, Buffalo und London 2015, S. 56.

<sup>58</sup> RASA PAUKŠTYTĖ-ŠAKNIENĖ: Šeima ir kalendorinės šventės sovietinėje Lietuvoje [Familie und Kalenderfeste in Sowjetlitauen], in: Lietuvos etnologija, Bd. 25, Vilnius 2016, S. 9-34, hier S. 16.

<sup>59</sup> Siehe unter anderem: Civilinės Apeigos [Zivile Riten], Vilnius 1969; Užgavėnės. Metodinė medžiaga [Užgavėnės. Methodisches Material], Vilnius 1959; PETRAS PEČIŪRA: Laikai ir papročiai [Zeiten und Gebräuche], Vilnius 1966; DERS.: Šventės problema [Das Problem des Festes], Vilnius 1980; DERS.: Tradicijos vakar ir šiandien [Traditionen gestern und heute], Vilnius 1974; ANGELĖ VYŠNIAUSKAITĖ: Lietuvių etnografijos bruožai [Die Züge der litauischen Ethnografie], Vilnius 1964.



Traditionen die entsprechende „methodische Anleitung“ aus dem Jahr 1969 folgendermaßen formuliert: „Um der Trauung Emotionalität zu verleihen, kann man beim offiziellen Zeremoniell auch (...) die traditionellen Elemente und Symbole der Volksbräuche der Hochzeit verwenden.“<sup>60</sup> Dementsprechend rückte bei der folklorisierten zivilen Hochzeit die litauische Identität in den Vordergrund, indem die Hochzeiten mit Liedern, Tänzen, Kostümen sowie zahlreichen Artefakten, Symbolen und Bildern des traditionellen dörflichen Lebens aufgefüllt wurden.<sup>61</sup> Es nimmt nicht wunder, dass die Ethnografen damals besonders vielfältiges Material hinsichtlich der Hochzeiten bereitstellten, um die lokalen Akteure bei ihrer Arbeit zu inspirieren. In ihrem Buch „Lietuvos etnografijos bruožai“ (Die Züge der litauischen Ethnografie) widmete z.B. Vyšniauskaitė 36 Seiten der Beschreibung der altertümlichen Riten und Gebräuche sowie der mit ihnen verbundenen Erscheinungen des Aberglaubens.<sup>62</sup> Das Dorf war auch im Zeremoniell selbst präsent. Aus den dörflichen Bräuchen übernahm die zivile Hochzeit etwa die theatraalisierte Teilnahme des „Ehestifters“ (*piršlys*) – die zentrale unterhaltende Komponente einer privaten Hochzeitsfeier.<sup>63</sup> Daneben etablierte sich im Laufe der Jahre eine wichtige Komponente der Volkskunst, die sogenannte „Brücke der Nationalbänder“ (*tautinių juostų tiltas*), unter der das Brautpaar vor und nach dem Zeremoniell hindurchgehen musste.<sup>64</sup> Überhaupt wurden die Nationalbänder – bunte gewebte Bänder, die häufig als Bestandteil einer Tracht um die Hüfte gebunden wurden – in dieser Zeit zu einer wichtigen Komponente der visuellen Litauisierung, die nicht zuletzt dem dörflichen Handwerk der Weberei einen neuen Sinn verliehen.<sup>65</sup> Die litauische Identität wurde auch durch die Verwendung der Nationaltracht im Kontext des Hochzeitszeremoniells gestärkt, mit der sich nicht nur die Jugend beim Bilden der „Brücke der Nationalbänder“ schmückte, sondern bei Bedarf auch das Brautpaar selbst.<sup>66</sup> Die Instruktion für die zivile Hochzeit sah zudem vor, dass auch der *piršlys* und die *piršlienė* in Nationalkostümen erscheinen sollten; zusätzlich konnten sie mit gewebten Bändern oder dekorativen Handtüchern aus Leinen ihre *lietuvybė*<sup>67</sup> unterstreichen.<sup>68</sup> Als ein besonderes Symbol etablierte sich im

<sup>60</sup> „Norint suteikti santuokai daugiau emocionalumo gali būti panaudoti ir (...) vestuvių liaudies apeigų tradiciniai elementai bei simboliai.“ Civilinės apeigos (wie Anm. 59), S. 19.

<sup>61</sup> LANKAUSKAS, The Land (wie Anm. 57), S. 57f.

<sup>62</sup> VYŠNIAUSKAITĖ, Lietuvių etnografijos bruožai (wie Anm. 59), S. 477-512.

<sup>63</sup> PUTINAITĖ, Nugenėta pušis (wie Anm. 40), S. 256f.

<sup>64</sup> Civilinės apeigos (wie Anm. 59), S. 19; PUTINAITĖ, Nugenėta pušis (wie Anm. 40), S. 257f.

<sup>65</sup> PUTINAITĖ, Nugenėta pušis (wie Anm. 40), S. 258, 262f.

<sup>66</sup> Ebenda, S. 257-260.

<sup>67</sup> Der Begriff *Lietuvybė* bezeichnet „das Litauische“, das Charakteristische, das man in Anlehnung an den Begriff des „Deutschtums“ auch als „Litauischtum“ bezeichnen könnte.

<sup>68</sup> Civilinės apeigos (wie Anm. 59), S. 20.

Hochzeitszeremoniell der Sowjetjahre das Umstecken eines Kranzes aus Gertrudenkraut – dem Symbol der weiblichen Unschuld –, das nach der Trauung „von den ältesten“ Brautjungfern vollzogen wurde.<sup>69</sup>

Entsprechende dörfliche Inspiration war auch bei den anderen Festen der „neuen Traditionen“ allgegenwärtig. Die Involvierung der Paten – *kūmai* (oder *podžius* und *podė*) – beim Zeremoniell der Namensgebung (die Alternative für die christliche Taufe) wurde von den altertümlichen Volksbräuchen übernommen.<sup>70</sup> Der Ritus der Wintervertreibung (*užgavėnės*), der in der Parteiideologie seit den späten 1950er Jahren in den Dienst des Atheismus gestellt wurde,<sup>71</sup> repräsentierte die traditionellen Belustigungen der dörflichen Gemeinschaft zur Fastnacht. Schon die Umsetzung der traditionellen Komponenten – man fährt in einem von Pferden gezogenen Schlitten, zieht von Haus zu Haus, isst Pfannkuchen und verbrennt eine ausgestopfte Puppe (*More*) – war eher in einer vertrauten dörflichen Gemeinschaft denkbar<sup>72</sup> als in einer anonymen Stadt. Deshalb war *užgavėnės* vor 1940 auch kaum im urbanen Raum verbreitet gewesen. Doch eben im Zuge der Sowjetjahre, nachdem das Fest zum Bestandteil der atheistischen Parteipropaganda wurde, verbreitete sich dieser Brauch so stark, dass er heute zu den sichtbarsten traditionellen Festen Litauens zählt – sowohl auf dem Land als auch in der Stadt.<sup>73</sup>

### *Landestourismus und Heimatkunde*

Wie die bereits angesprochenen Aspekte förderten auch die Rehabilitierung der Heimatkunde und die Etablierung der Praktiken des proletarischen Tourismus die Beschäftigung mit dem Dorf und damit den *rustic turn*. Anders als der Erholungstourismus des westlichen Verständnisses stellte der proletarische Tourismus das Klassenprinzip in den Vordergrund.<sup>74</sup> Er war als eine soziale Bewegung zu verstehen, die Massen von Arbeitern, Studenten und Intellektuellen zum Mitmachen einlud. Ein proletarischer Tourist sollte sich nur mit einem klaren Ziel auf den Weg machen und sich nicht motorisiert, sondern nur aus eigener physischer Kraft fortbewegen.

---

<sup>69</sup> PUTINAITĖ, Nugenėta pušis (wie Anm. 40), S. 258.

<sup>70</sup> VYŠNIAUSKAITĖ, Lietuvių etnografijos bruožai (wie Anm. 59), S. 475.

<sup>71</sup> ŽILVYTIS ŠAKNYŠ: Užgavėnės: A Rural and Urban Religious, Socialist and Lithuanian Festival of Shrovetide, in: Folklore: Electronic Journal of Folklore 2015, Bd. 60, S. 105-128, hier S. 114.

<sup>72</sup> Ebenda, S. 108-113.

<sup>73</sup> EGLĖ ALEKNAITĖ: Užgavėnės folkloro ansambliuose: reikšmės, bendruomenės ir tapatybės [Užgavėnės in den Folklore-Ensembles: Bedeutungen, Gemeinschaften und Identitäten], in: Liaudies kultūra 2012, Nr. 1, S. 33-43, hier S. 34.

<sup>74</sup> DIANE P. KOENKER: The Proletarian Tourist in the 1930s. Between Mass Excursion and Mass Escape, in: Turizm. The Russian and East European Tourist under Capitalism and Socialism, hrsg. von ANNE E. GORSUCH und DERS., Ithaca 2006, S. 119-140, hier S. 122f.

Zu den wichtigsten Aufgaben des proletarischen Tourismus zählten die Erzeugung eines Kollektivgefühls, das Bewusstsein, einer aktiven Masse anzugehören; der Tourist sollte darüber hinaus diszipliniert vorgehen sowie Allgemeinbildung, die Prinzipien der *kul'turnost'* und, nicht zu vergessen, Wissen über lokale Gegebenheiten kreieren und vermitteln.<sup>75</sup> Letzteres gehörte zum Kompetenzbereich des *kraevedenie*, einer sowjetisch verstandenen Heimatkunde, die eine eigentümliche Verbindung mit dem proletarischen Tourismus einging und ihre Wurzeln in der vorrevolutionären schulischen Exkursionspraxis hatte.<sup>76</sup> Unter Lenin hatte sie als eine (möglichst) zentral gesteuerte Mission gedient, die auf den Erhalt und die Konservierung des lokalen Kulturerbes und auf die Ausschöpfung lokaler Ressourcen in den Regionen zielte.<sup>77</sup> Der Umfang und die Kompetenzen der heimatkundlichen Initiative nahmen im Laufe der 1920er rapide zu, weshalb *kraevedenie* neben den Naturwissenschaften und der Geografie auch Geschichte, Archäologie und Ethnografie einschloss.<sup>78</sup> Das schnelle Wachstum dieser Initiative resultierte in einer zunehmenden Machtbasis der Heimatkundler, weshalb sie bereits in den späten 1920ern Repressionen unterzogen wurden, weshalb sie sich zum Teil bis heute als politische „Martyrer“ verstehen. Generell tendierten die *kraevedy* dazu, sich mit dem Objekt ihrer Studie zu identifizieren, weshalb die sowjetische Heimatkunde häufig als „Identitätsdisziplin“ beschrieben wird.<sup>79</sup>

In der Litauischen SSR fasste der proletarische Tourismus erst nach Stalins Tod Fuß.<sup>80</sup> Die ersten Heimatkunde-Institutionen entstanden zu Beginn der 1960er Jahre, nachdem der Verband des Denkmalschutzes und der Heimatkunde der Litauischen SSR (*LSSR paminklų apsaugos ir kraštotyros draugija*) 1961 gegründet worden war.<sup>81</sup> Dass das Dorf für die Aktivitäten des Verbandes wichtig wurde, lag offenbar zunächst in der disziplinären Natur des *kraevedenie*. Der regionale Ansatz und die Begrenzung auf eine kleine, zumeist provinzielle Region legte ganz automatisch

<sup>75</sup> DIANE P. KOENKER: Club Red: Vacation and Travel and the Soviet Dream, Ithaca 2013, S. 53f.; DIES., The Proletarian Tourist (wie Anm. 74), S. 129-131.

<sup>76</sup> CHRISTIAN NOACK: Building Tourism in One Country? The Sovietization of Vacationing, 1917–41, in: Touring beyond the Nation: a Transnational Approach to European Tourism History, hrsg. von ERIC G. ZUELOW, Farnham 2011, S. 171-194, hier S. 175; EMILY D. JOHNSON: How St. Petersburg Learned to Study Itself: The Russian Idea of *kraevedenie*, University Park 2006, S. 4f.

<sup>77</sup> VICTORIA DONOVAN: Going Backwards, We Stride Forwards, in: Antropologičeskij forum / Forum for Anthropology and Culture 2012, Nr. 7, S. 211-230, hier S. 213.

<sup>78</sup> Siehe den Eintrag *Kraevedenie* [Regionalkunde], in: Bol'shaja sovetskaja enciklopedija, Bd. 23, Moskau 1953, S. 192-194.

<sup>79</sup> JOHNSTON, How St. Petersburg (wie Anm. 76), S. 5f., 8.

<sup>80</sup> Siehe den Eintrag *Turizmas* [Tourismus], in: *Mažoji lietuviškoji tarybinė enciklopedija*, Bd. III, Vilnius 1971, S. 587-588, hier S. 587.

<sup>81</sup> ODETA RUDLING: The Cult of the Balts: Mythological Impulses and Neo-Pagan Practices in the Touristic Clubs of the Lithuanian SSR of the 1960s and 1970s, in: *Region: Regional Studies of Russia, Eastern Europa and Central Asia* 6 (2017), Nr. 1, S. 87-108, hier S. 94.

den Fokus auf das Dorf. Zudem repräsentierten die *kraevedy* sowohl in der RSFSR der 1920er Jahre als auch im poststalinistischen Litauen zum großen Teil die Bewohner der Provinz bzw. jene, die sie gerade für ein neues Leben in der Stadt verlassen hatten.<sup>82</sup> Das hatte unter anderem auch mit der Struktur der Heimatkunde-Institutionen zu tun, die schon 1963 in vielen, selbst kleinsten Dörfern der Republik ihre Vertretungen errichteten, welche über ihre jeweiligen Aktivitäten in der Zeitschrift des Verbandes „Kraštotyra“ (Heimatkunde) berichteten.<sup>83</sup> In die dörfliche Richtung wies auch der Umstand, dass die Touristen und Heimatkundler auf ihren Touren vor allem die ländlichen Regionen erforschten. Das gab schon die Logistik der Tourismus-Strukturen vor. Die touristischen Basen (*turist-skaja baza*), die einfache Unterkünfte boten,<sup>84</sup> welche in Litauen während der 1950er und 1960er Jahre entstanden,<sup>85</sup> lagen stets außerhalb großer Ballungszentren in landschaftlich reizvollen Gegenden, die gute Voraussetzungen z.B. für den Sporttourismus boten.<sup>86</sup> Somit wurde ein aktiver Tourist schon rein logistisch auf die ländlichen Regionen ausgerichtet. Die Tatsache, dass der Ausbau des Tourismus und der Heimatkunde zudem mit der rapiden Urbanisierung und der Melioration in den 1960er Jahren zusammenfiel, spielte ebenfalls eine wichtige Rolle. Als junge Dorfbewohner während der dramatischen Jahre der Melioration in die Städte zogen, war das Netzwerk der touristisch-heimatkundlichen Institutionen bereits ausgebaut. Daher konnten diese Strukturen ihrer Idee und Praxis nach die nostalgischen Bedürfnisse der neuen Städter befriedigen, die sich in ihrer grauen Existenz in den Städten nach der grünen Idylle des Dörfer sehnten.

Dass dieser Dorf-Romantismus mit Äußerungen eines unverhohlenen Nationalismus einherging, wurde bereits in den frühen Entwicklungsjahren

---

<sup>82</sup> Ausführlicher dazu JOHNSON, How St. Petersburg Learned (wie Anm. 76), S. 159-163; AUSTĖ NAKIENĖ: Išeivių iš kaimo tapatybės paieškos: miesto folkloro sąjūdis [Suche nach der eigenen Identität bei Auswanderern vom Dorf], in: Liaudies kultūra 2012, Nr. 6, S. 23-41.

<sup>83</sup> Siehe unter anderem Iš draugijos kūrimosi istorijos [Aus der Geschichte des Verbandes], in: Kraštotyra. Vienkartinis leidinys, Vilnius 1963, S. 165-166; K. ČERBULĖNAS: Darbas su perspektyva [Arbeit mit der Perspektive], in: ebenda, S. 139-141; V. VALATKA: Pirmieji žingsniai [Die ersten Schritte], in: ebenda, S. 142f.; J. KVĖDEAITIS: Jablonskiečiai – kraštotyrininkai [Jablonskiečiai – Heimatkundler], in: ebenda, S. 144-146; S. LIUTVINAČIUS: Jaunųjų kraštotyrininkų draugystė [Die Freundschaft der jungen Heimatkundler], in: ebenda, S. 147f.

<sup>84</sup> MONIKA HENNINGSSEN: Der Freizeit- und Fremdenverkehr in der (ehemaligen) Sowjetunion unter besonderer Berücksichtigung des baltischen Raums, Frankfurt am Main u.a. 1994 (Europäische Hochschulschriften: Reihe XVII, Geowissenschaften, 6), S. 64f.

<sup>85</sup> LKP CK biuro nutarimas dėl darbo žmonių poilsio organizavimo ir jo panaudojimo ideologiniam auklėjimui [Der Beschluss des ZK-Büros der LKP über die Organisation der Freizeit der Werktätigen und ihrer Anwendung in der ideologischen Erziehung], 4.6.1962, in: Lietuvos kultūra (wie Anm. 29), S. 296-300, hier S. 276 (inkl. Anmerkungen); siehe auch HENNINGSSEN, Der Freizeit- und Fremdenverkehr (wie Anm. 84), S. 44, 139.

<sup>86</sup> HENNINGSSEN, Die Freizeit- und Fremdenverkehr (wie Anm. 84), S. 64f.

des Binnentourismus deutlich. Bereits 1962 klagte der litauische KGB darüber, dass in den touristischen Klubs „nationalistische Stimmungen“ (*nacionalistinės nastroenija*) festzustellen seien.<sup>87</sup> Ähnlich verhielt es sich mit den Institutionen der Heimatkunde, deren Enthusiasten zwischen den frühen 1960er und den frühen 1970er Jahren große Expeditionen in verschiedene ländliche Regionen organisierten und in Zusammenarbeit mit dem Verlag „Vaga“ (Furche) eine Reihe von Publikationen zu zahlreichen alten Dörfern des Landes herausbrachten.<sup>88</sup> Für die LKP verbarg sich dahinter nichts anderes als das Betreiben eines Dorfkultes, denn dem Verlag wurde im Nachhinein die „patriarchalische Idealisierung des Dorfes“ vorgeworfen.<sup>89</sup>

Dieser Kult wurde aber nicht etwa eingedämmt, sondern sogar noch verstärkt, als die KPdSU, nachdem sie 1968 die Fünftageswoche eingeführt hatte, Wochenendtouren popularisierte und somit den Tourismus in ein Massenphänomen wandelte. Im Resultat stiegen die Zahlen der Touristen dramatisch an. Hatten 1964 noch 2,2 Millionen Menschen an touristischen Ausflügen in der UdSSR teilgenommen, so stieg diese Zahl bereits bis 1967 auf 27,6 Millionen<sup>90</sup> und im Jahre 1970 auf 50 Millionen an.<sup>91</sup> Die Idee des Tourismus wurde überall in der Sowjetunion zunehmend mit romantischen Vorstellungen verbunden, wo sich subjektive utopische Träume, die sinnliche Erfahrung der physischen Mobilität und ein absichtliches Hinter-sich-Lassen der urbanen Gesellschaft mischten und diese Form des Tourismus insbesondere für städtische Intellektuelle attraktiv machten.<sup>92</sup>

Die zunehmende Verbreitung des Massentourismus ging mit der Radikalisierung der litauischen touristisch-heimatkundlichen Bewegung einher. Diese äußerte sich in der Gründung von Tourismus-Klubs, die in ihrem Aktivismus eine ethno-nationalistische Agenda verfolgten. Dazu zählte etwa die 1966 gegründete *Žygeiviai*-Sektion des Tourismus-Klubs der Universität Vilnius, die sich mit ihren Namen – Wanderer – explizit von der Masse der Touristen abheben wollte.<sup>93</sup> Ihre nationalkulturelle

<sup>87</sup> RUDLING, *The Cult of the Balts* (wie Anm. 81), S. 93f.

<sup>88</sup> STASYS SKRODENIS: *Folkloras ir folklorizmas. Mokymo knyga* [Folklore und Folklorismus. Ein Lehrbuch], Vilnius 2005, S. 127.

<sup>89</sup> Ištrauka iš LKP CK sekretoriaus A. Barkausko kalbos LKP CK plenumo apie pavojingus reiškinius kultūros gyvenime [Ausschnitt aus der Rede des Sekretärs des ZK der LKP A. Barkauskas vor dem Plenum des ZK der LKP über gefährliche Erscheinungen im Kulturleben], 3.7.1972, in: *Lietuvos kultūra* (wie Anm. 29), S. 384-392, hier S. 386.

<sup>90</sup> KOENKER, *Club Red* (wie Anm. 75), S. 219.

<sup>91</sup> JAMES RIORDAN: *Leisure: The State and the Individual in the USSR*, in: *Leisure Studies* 1 (1982), Nr. 1, S. 65-79, hier S. 68.

<sup>92</sup> KOENKER, *Club Red* (wie Anm. 75), S. 214f., 219.

<sup>93</sup> Traktatas apie žygeivius [Eine Abhandlung über die *žygeiviai*], Panevėžys 1997, S. 4; AINĖ RAMONAITĖ: „Paralelinės visuomenės“ užuomazgos sovietinėje Lietuvoje: katalikiškojo pogrindžio ir etnokultūrinio sąjūdžio simbiozė [Die Keime der „Parallelgesellschaft“ in Sowjetlitauen: Die Symbiose des katholischen Untergrunds und der ethno-kulturellen Bewegung], in: *Sąjūdžio ištakų beiėškant: Nepaklusnių*

Tätigkeit äußerte sich nicht nur darin, dass sie sich insbesondere für die Erinnerung an herausragende litauische Persönlichkeiten und den Erhalt der mit ihnen verbundenen Erinnerungsorte einsetzte, sondern sich auch stark der Pflege und der Erforschung der traditionellen litauischen Bräuche und Lieder widmete.<sup>94</sup> Die Ideen der *žygeiviai* der Universität Vilnius verbreiteten sich während der späten 1960er und frühen 1970er Jahre in ganz Litauen.<sup>95</sup> Dieselben Prinzipien teilte auch der Klub der Geisteswissenschaften und der Freizeit „Alkas“ (eine heidnische Ritualstätte), der 1967 von Mathematikern und Technologen in Vilnius gegründet wurde.<sup>96</sup> Ebenso bedeutsam war die Etablierung von heimatkundlichen Klubs, die sich als *Ramuva*-Klubs<sup>97</sup> bezeichneten und auf die Initiative des größten Ideologen der Heimatkunde und des litauischen Neo-Heidentums, Jonas Trinkūnas, zurückzuführen waren.<sup>98</sup>

Trinkūnas kann gewissermaßen als die Personifizierung der Wende in der sowjetischen Kultur gelten. War diese zuvor von Fortschritts-, Technik- und Zukunftsgläubigkeit charakterisiert, brachen sich nun eher konservative Ausprägungen im Zeitverständnis Bahn.<sup>99</sup> Trinkūnas hatte Ende der 1950er Jahre sein Studium der Telemathematik in Moskau aufgegeben, aber 1965 in Leningrad einen Abschluss in mathematischer Linguistik am Institut für Physik und Mathematik gemacht. Zurück in der Litauischen SSR äußerte er sich in seinen langen Debatten mit Tomas Venclova, der damals dem Progress- und Fortschrittgedanken anhing, enttäuscht über die Möglichkeiten der Kybernetik und der künstlichen Intelligenz in der Sowjetunion.<sup>100</sup> Als er Ende der 1960er Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Atheismus-Museum in Vilnius anfang<sup>101</sup> und sich in dieser Eigenschaft mit den heidnischen Bräuchen und Ritualen

---

tinkliavos galia, hrsg. von JÜRATĖ KAVALIAUSKAITĖ und DERS., Vilnius 2011, S. 33-59, hier S. 47.

<sup>94</sup> Iš Lietuvos jaunimo sąjūdžio istorijos [Aus der Geschichte der Jugendbewegung in Litauen], o.D. [1975], in: Lietuvos Ypatingasis archyvas (künftig LYA), Bestand K-1, Findbuch 46, Akte 1688, Bl. 12.

<sup>95</sup> RAMONAITĖ, „Paralelinės visuomenės“ (wie Anm. 93), S. 41; Iš Lietuvos jaunimo sąjūdžio istorijos (wie Anm. 94), Bl. 15; Traktatas apie žygeivius (wie Anm. 93), S. 8.

<sup>96</sup> STEPONAS LUKOŠEVIČIUS: „Alko“ klubas [Der Klub „Alkas“], in: Naujasis Židinys – Aidai 2011, Nr. 5, S. 338-246, hier S. 338.

<sup>97</sup> „Ramuva“ bezog sich im Zusammenhang dieser Klubs auf das altertümliche litauische Wort *Romuva*, das eine religiöses Heiligtum der baltischen Heiden bezeichnet. Allerdings nutzten die Heimatkundler dieses Wort nicht selten auch als Ersatz für „Klub“. RAMONAITĖ, „Paralelinės visuomenės“ (wie Anm. 93), S. 43.

<sup>98</sup> RUDLING, The Cult of the Balts (wie Anm. 81), S. 94f.

<sup>99</sup> GEOFFREY HOSKING: The Awakening of the Soviet Union, Cambridge 1990, S. 23.

<sup>100</sup> EGLĖ RINDZEVIČIŪTĖ: Constructing Soviet Cultural Policy. Cybernetics and Governance in Lithuania after World War II, Lindköping 2008 (Lindköping Studies in Arts and Science, 437), S. 155-162.

<sup>101</sup> Spravka Trinkūnasa Ionasa Kazimerovičia [Information über Trinkūnas, Jonas Kazimerovič], 26.6.1989, in: LYA, K-1/60/13849/9, Bl. 2.

auseinanderzusetzten begann,<sup>102</sup> zeigte er sich mehr und mehr fasziniert vom Dorf, von den indoeuropäischen Wurzeln der Litauer und ihrem vermeintlich „angeborenen“ heidnischen Glauben.<sup>103</sup>

Für Trinkūnas und andere *turisty* und *kraevedy* stellte das Dorf aufgrund seiner Vertrautheit und Einfachheit den *locus amoenus* schlechthin dar – ein Gegenbild zur Moderne, in dem der Geist des Menschen Ruhe findet.<sup>104</sup> Für viele von ihnen hatte das Stadtleben etwas Einschüchterndes und Fremdes. Ein Mitglied des *Ramuva*-Klubs, Veronika Janulevičiūtė, erlebte die extreme Enge des Stadtlebens, als sie während ihrer Studienjahre in Vilnius gezwungen war, ihr Zimmer mit 30 anderen Mädchen zu teilen.<sup>105</sup> Ein anderes Mitglied, Viktorija Daujotyte, sehnte sich in der Stadt nach der Natur und ein drittes, Arvydas Šliogeris, nach dem Duft von Heu und Kuhmist, der für ihn der „schönste Geruch der Welt“ war.<sup>106</sup> Das Dorf war zu einer Art Zufluchtsort vor der sowjetischen Realität geworden und symbolisierte zugleich eine Hinwendung zum „wahren“ Litauen. Die Entwicklung des Dorfkultes im Rahmen der touristisch-heimatkundlichen Klubs ging nicht zuletzt auch mit der immer stärker werdenden neo-heidnischen Identität der Aktivisten einher, die sich gegen Ende der 1960er Jahre herauszubilden begann.<sup>107</sup> Dass die Klubmitglieder in der dörflichen Kultur, in den Liedern, Tänzen und Bräuchen eine Reflexion des alten heidnischen Glaubens und der archaischen Lebenswelten zu entdecken glaubten,<sup>108</sup> ließ ihre Hinwendung zur dörflichen Kultur nur noch stärker werden. Da diese Anschauungen mit den Ideen der amerikanisch-europäischen *Back to the Roots*-Bewegung einhergingen,<sup>109</sup> spielte auch in der Litauischen SSR das Konzept der Authentizität eine

<sup>102</sup> Rasos Kernavėje. Saulės Matulevičienės pokalbis su Jonu Trinkūnu, Vaclovu Bagdonavičiumi, Antanu Gudeliu, Rimantu Matuliu, Viktorija Daujotyte [Rasos in Kernavė. Saulė Matulevičienės Interview mit Jonas Trinkūnas, Vaclovas Bagdonavičius, Antanas Gudelis, Rimantas Matulis, Viktorija Daujotyte] in: *Liaudies kultūra* 2007, Nr. 3, S. 70-80, hier S. 71.

<sup>103</sup> Vom Heidentum als „angeborenen“ Glauben sprechen die Angehörigen des Neo-Heidentums. Siehe unter anderem Krivio institucijos sąrašas. Juozo Šorio pokalbis su Jonu Trinkūnu, Jonu Vaiškūnu, Vykintu Vaitkevičiumi, Pranu Vildžiūnu ir Dainiumi Razausku [Die Fortsetzung der *krivis*-Institution. Juozas Šorys' Interview mit Jonas Trinkūnas, Jonas Vaiškūnas, Vykintas Vaitkevičius, Pranas Vildžiūnas, Dainius Razauskas], in: *Liaudies kultūra* 2003, Nr. 1, S. 12-20, hier S. 15.

<sup>104</sup> LAURA J. OLSON: *Performing Russia. Folk Revival and Russian Identity*, London und New York 2004, S. 71.

<sup>105</sup> Veronika (I). Saulės Matulevičienės interviu su Veronika Povilioniene, Zita Kelminskaitė, Evaldu Vyčiniu ir Antanu Foku [Veronika (I). Interview von Saulė Matulevičienė mit Veronika Povilionienė, Zita Kelminskaitė, Evaldas Vyčinas und Antanas Fokas], in: *Liaudies kultūra* 2007, Nr. 1, S. 53-74, hier S. 55.

<sup>106</sup> NAKIENĖ, Išėivių iš kaimo tapatybės paieškos (wie Anm. 82), S. 25f.

<sup>107</sup> RUDLING, *The Cult of the Balts* (wie Anm. 81), S. 94f.

<sup>108</sup> JONAS TRINKŪNAS: *Lietuvių senosios religijos kelias* [Der Weg der alten litauischen Religion], Vilnius 2009, S. 237f.

<sup>109</sup> MATS LINDQVIST: *Giving Voice to the Nation: The Folklorist Movement and the Restoration of the Latvian Identity*, in: *Re-Inventing the Nation: Multidisciplinary*

wichtige Rolle. Diese damit einhergehende Vorstellung des Authentischen lehnte die Mainstream-Kultur der Massengesellschaft ab und favorisierte als Gegensatz dazu das Dörfliche, Lokale und Ursprüngliche.

Was im Westen die Massengesellschaft war, wurde östlich des Eisernen Vorhangs durch die sowjetische Modernität symbolisiert.<sup>110</sup> Ganz zentral war für diese Gegenbewegung die Volkskunst, die mit den landwirtschaftlichen Traditionen der Bauern verwoben war; in der Litauischen SSR wie in der übrigen Sowjetunion traten Volkslieder sowie die Lebens- und Jahreszyklusbräuche ins Zentrum der Aufmerksamkeit.<sup>111</sup> Diese galt es vor dem Untergang zu bewahren, bevor diese „Schätze“ der dörflichen Kultur der Melioration oder anderen Maßnahmen der Modernisierung zum Opfer fallen würden. Daher verstanden sich die *kraevedy* gleichsam als Helden einer antimodernistischen Mission, wie es beispielsweise aus einem Interview von Trinkūnas aus dem Jahre 2009 herauszulesen ist, in dem er die Stimmungen dieser Zeit retrospektiv folgendermaßen beschrieb:<sup>112</sup>

„Es war uns vollkommen klar: Wir sind die letzten Menschen, die zum alten Litauen gehörten. Der Austausch mit den Leuten aus dem Dorf, deren Liedern und Erzählungen, stellten auch das alte Litauen dar, die Tradition, die über Jahrtausende angehalten hat.“<sup>113</sup>

Die zunächst passive, sich auf das Sammeln und Aufzeichnen von Folklore beschränkende Form der Bewunderung für das Dorf entwickelte sich während der 1960er Jahre zu einem Wiederbelebungsaktivismus, bei dem die Vertreter der Bewegung die Lieder des Dorfes in dörflicher Manier selbst zu singen begannen. Viele lernten auf diese Weise Volkslieder als lokale „Exotik“ kennen, selbst wenn sie zuvor eher negativ gegenüber der Volkskunst eingestellt waren. Später sangen sie sie bei ihren Ausflügen am Lagerfeuer, bei ihren Expeditionen, Festen und privaten Versammlungen

---

Perspectives on the Construction of Latvian National Identity, hrsg. von DEMS., Tumba 2003, S. 185-242, hier S. 194f.

<sup>110</sup> Zur Konzeption der Authentizität in der Sowjetunion siehe FEODOSIJ RUBCOV: *Sovremennoe narodnoe pesnetvorčestvo* [Modernes Volks-Liedermachen], in: *Voprosy teorij i estetiki muzyki* 1965, Nr. 4, S. 126-128. Zur amerikanischen Konzeption von Authentizität siehe KEIR KEIGHTLEY: *Reconsidering Rock*, in: *The Cambridge Companion to Rock and Pop*, hrsg. von SIMON FRITH, WILL STRAW und JOHN SREET, Cambridge 2004, S. 109-142, hier S. 120f. Dass Osteuropa und die Sowjetunion von der amerikanischen Folk-Kultur durchaus beeinflusst waren, weshalb ein Vergleich Sinn macht, zeigt MARK SLOBIN: *Retuning Culture. Musical Changes in Central and Eastern Europe*, Durham und London 1996, S. 195.

<sup>111</sup> Das gilt sowohl für die russische als auch für die litauische antimodernistische Bewegung. Siehe OLSON, *Performing Russia* (wie Anm. 104), S. 78f.

<sup>112</sup> *Laikas kaip vandenynas. Saulės Matulevičienės pokalbis su Jonu Trinkūnu* [Zeit wie ein Ozean. Saulė Matulevičienės Gespräch mit Jonas Trinkūnas], in: *Liaudies kultūra* 2009, Nr. 1, S. 56-64, hier S. 57.

<sup>113</sup> „Buvo visiškai aišku: Mes – paskutiniai žmonės, kurie buvome su senąja Lietuva. Bendravimas su kaimo žmonėmis, jų dainos, pasakojimai ir buvo ta senoji Lietuva, tradicija, kuri tesėsi tukstančius metų“. Ebenda, S. 57.



oder einfach zu Hause bei Gleichgesinnten.<sup>114</sup> Wie zentral das Singen von Volksliedern war, illustriert etwa die Gründungsveranstaltung des *Ramuva*-Klubs, die den dörflichen Liedern gewidmet war. Zur Veranstaltung waren drei Sänger vom Lande eingeladen worden, die zusammen mit Veronika Janulevičiūtė, einer begabten Sängerin, die inzwischen einen Star-Status in Litauen genießt, ihre Lieder sangen und dabei offenbar das Publikum in eine Art Trance versetzten, in der das Dorf und der dörfliche Alltag im Saal gleichsam gegenwärtig wurden.<sup>115</sup>

„An jenem Abend verließen die Menschen den Kolonnensaal der Universität und nahmen eine etwas ungewöhnliche Stimmung mit sich, die man nur schwer mit solchen Worten beschreiben kann, die man gewöhnlich verwendet, um den Eindruck nach einer Theatervorstellung, einem Konzert oder einem Film zu beschreiben. Zwischen den klassizistischen Kolonnen fühlte man den Geruch des Gertrudenkrauts [*rūta*], den Schatten der dzūkischen Hütte, die Reinheit des Gefühls beim Menschen vom Dorf. Man tauchte ein in ihren tiefen Traum, der stark mit einem subtilen Einfühlungsvermögen des natürlichen Lebens verbunden ist. Diese knapp zwei Stunden waren voller bedeutsamer Ruhe, insbesondere nach einem Tag in einer lauten Stadt.“<sup>116</sup>

Starke Emotionen hinsichtlich des dörflichen Lebens riefen auch die Kalender- und Lebenszyklusbräuche hervor, welche die Verbundenheit des Menschen mit der Natur und dem dörflichen Alltag unterstrichen und daher ebenfalls für *turisty* und *kraevedy* interessant waren. Ganz zentral in diesem Zusammenhang war die heidnische Version der *joninės*, der Sommersonnenwende. Die *kraevedy* bezeichneten sie explizit mit ihrem heidnischen Namen *Rasa*, um den archaischen Ursprung des Festes zu unterstreichen – und es gleichzeitig deutlich vom „roten“ Festkanon abzugrenzen.<sup>117</sup> Das Fest war so wichtig, dass es laut den Enthusiasten der Bewegung sogar den ganzen Jahreszyklus der neo-heidnischen *kraevedy* und *turisty* strukturierte.<sup>118</sup> Das erste dieser Mitsommerfeste wurde, wie schon angemerkt, 1967 gefeiert, doch bereits 1972, infolge der studentischen Demonstrationen

<sup>114</sup> RAMONAITĖ, „Paralelinės visuomenės“ (wie Anm. 93), S. 48.

<sup>115</sup> VACYS BAGDONAVIČIUS: Vilniaus kraštotyriminkų Ramuva [Die *Ramuva* der Heimatkundler in Vilnius], in: Kraštotyra, hrsg. von BRONIUS VAITKEVIČIUS, Vilnius 1969, S. 331-333.

<sup>116</sup> „Tarp klasicistinio stiliaus kolonų tarsi jautei darželio rūtos kvapą, dzūkiskos pirkios paunksmę, kaimo žmogaus jausmo tyrumą, pasinerei į sodrią jų svajonę, stipriai susietą su subtiliu gamtos gyvenimo pajautimu. Tos nepilnos dvi valandos buvo kupinos prasmingos ramumos, ypač po triukšmingam mieste pragyventos dienos. Iš universiteto kolonų salės žmonės tą vakarą išėjo, išsinešdami kiek neįprastą nuotaiką, sunkiai apibūdinamą tais žodžiais, kuriais paprastai nusakomas įspūdis po spektaklio, po koncerto ar filmo.“ Ebendā, S. 331.

<sup>117</sup> Apie Ramuvą, tėvyniškumą ir neperžengiamas ribas. Pauliaus Subačiaus interviu su Algirdu Patacku [Über *Ramuva*, das Vaterland und nicht zu überschreitende Grenzen], in: Naujasis židinys – Aidai 1994, Nr. 1, S. 43-50, S. 48.

<sup>118</sup> Rasos Kernavėje (wie Anm. 102), S. 72.

nach der Selbstverbrennung von Romas Kalanta in Kaunas, wurde das Fest von den Autoritäten als „nationalistische Zusammenkunft“ verstanden und daher verboten.<sup>119</sup> Bereits im Jahr davor hatte die Partei die radikalsten touristischen und heimatkundlichen Klubs, wie die der *žygeiviai* und der *Ramuva*, geschlossen.<sup>120</sup> Ihnen wurde unter anderem vorgeworfen, dass sie nur Volkslieder sangen, „sowjetische Lieder“ jedoch ignoriert wurden; zudem interessierten sie sich für die in der Belarussischen SSR wohnhaften Litauer und sammelten „unpassende“ Volksdichtung aus der Nachkriegszeit.<sup>121</sup>

All diese Maßnahmen konnten der nationalkulturellen Tätigkeit der Heimatkundler jedoch kein Ende setzen. Die Aktivisten der nun verbotenen Klubs verschafften sich Zugang zu anderen, weiterhin aktiven Klubs und beeinflussten deren Tätigkeit oder agierten gänzlich im Untergrund. Hier waren sie zum Teil an der Herausgabe und Verbreitung von *samizdat*-Schriften beteiligt. Vor allem aber lebten die Ideen der *Ramuva*- und *Žygeiviai*-Klubs in einer Parallelbewegung, der Ensemblebewegung, fort, die in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre aufkam. Ihr ist der nächste Abschnitt gewidmet.<sup>122</sup>

### *Die künstlerische Laienkunst und ihre ästhetische Ruralisierung*

Neben den „neuen Traditionen“ und dem aktivistischen Tourismus trieb die Ruralisierung der litauischen Kultur auch die Laienfolklore in der Litauischen SSR voran. Die junge Sowjetrepublik verfügte über eine reiche, an das stalinistische Modell der *samodejatel'nost'* (wörtlich: Selbst-Tätigkeit) angelehnte Kultur, die bereits 1940 nach Litauen importiert worden war und vom „Staatlichen Ensemble für Lieder und Tänze“ angeführt wurde. Der sowjetische Schliff der litauischen Folklore bedeutete nicht nur, dass diese Laienkultur einer starken Professionalisierung unterworfen wurde, sondern auch, dass sie sich im Laufe der 1940er bis in die 1960er Jahre hinein in eine Massenkultur verwandelte. Trotz des offensichtlichen sowjetischen Einflusses identifizierte sich die litauische Bevölkerung jedoch weitgehend

<sup>119</sup> Ebenda, S. 71.

<sup>120</sup> JONAS TRINKŪNAS: Autentiškos liaudies kultūros paieškos septintajame-aštuntajame dešimtmetyje [Die Suche nach der authentischen Volkskultur in den 1960er und den 1970er Jahren], in: Priklausomybės metų (1940–1990) lietuvių visuomenė: pasipriešinimas ir/ar prisitaikymas, hrsg. von ALBERTAS ZALATORIUS, Vilnius 1996, S. 61–69, hier S. 67.

<sup>121</sup> Iš Lietuvos jaunimo sąjūdžio istorijos (wie Anm. 94), Bl. 17.

<sup>122</sup> TRINKŪNAS, Autentiškos (wie Anm. 120), S. 67f.; Iš Lietuvos jaunimo sąjūdžio istorijos (wie Anm. 94), Bl. 19–23; RAMONAITĖ, „Paralelinės visuomenės“ (wie Anm. 93), S. 40, 43f.

mit dieser sowjetisierten Laienkunst,<sup>123</sup> auch wenn sie rasch ihren dörflichen Charakter eingebüßt hatte.<sup>124</sup> Diese Identifikation erlebte jedoch eine Zerreißprobe, als die Stilisierung der litauischen Folklore und ihrer Ästhetiken um die Mitte der 1960er Jahre jegliche Grenzen überschritt. Dies hing mit der Aufbruchsstimmung und dem Fortschrittsglauben in der sowjetischen Gesellschaft zusammen, die 1957 mit dem erfolgreichen Start des „Sputnik“ und dem Flug Jurij Gagarins ins All 1961 ihren Höhepunkt erreichten.<sup>125</sup> Ihren enormen Einfluss auf die sowjetische Kultur erkennt man an der erfolgreichen Popularisierung des Kosmos-Motivs in verschiedenen Genres und Kontexten.<sup>126</sup>

Auch auf dem Gebiet der Musik machte sich dieser Kosmos-Kult bemerkbar. Zu Beginn der 1960er Jahre wurde in den Debatten der Musiker explizit gefordert, diese Strömungen in die eigene Arbeit aufzunehmen, sodass auch die Laienkunst der Republik zur Reflexion der Kosmos-Begeisterung aufgerufen wurde.<sup>127</sup> In der Folge wurden diese Erwartungen in ganz konkrete Themen und Klänge umgesetzt, als das „Staatliche Ensemble für Lieder und Tänze“ 1965 ein neues Programm vorstellte. Experimentelle Nummern wie etwa die Tänze „Kosmodrome“ (*Kosmodromai*)<sup>128</sup> und

<sup>123</sup> ODETA MIKŠTAITĖ: Der „Singende Stalinismus“: Zur Entstehung der Massenkultur auf dem Gebiet der Folklore in der Litauischen SSR, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 8 (2013), S. 192-212, hier S. 195, 209.

<sup>124</sup> ODETA RUDLING: Folklore as a Visual Medium of Socialism and National Identity. The Case of the Lithuanian SSR, in: Ästhetiken des Sozialismus. Populäre Bildmedien im späten Sozialismus / Socialist Aesthetics. Visual Cultures of Late Socialism, hrsg. von ALEXANDRA KÖHRING und MONICA RÜTHERS, Wien, Köln und Weimar 2018, S. 189-211, hier S. 192f.

<sup>125</sup> ANDREW JENKS: Conquering the Space: The Cult of Yuri Gagarin, in: Soviet and Post-Soviet Identities, hrsg. von MARK BASSIN und CATRIONA KELLY, Cambridge 2012, S. 129-150, hier S. 130.

<sup>126</sup> JULIA RICHERS und MONICA RÜTHERS: Introduction to Part IV, in: Soviet Space Culture. Cosmic Enthusiasm in Socialist Societies, hrsg. von EVA MAURER u.a., New York 2011, S. 229-231, hier S. 229.

<sup>127</sup> Wichtige Beiträge dieser Debatten: ARŪNAS ARMINAS: Liaudiška – nereiškia primityvu [Volkstümlich bedeutet nicht primitiv], in: Literatūra ir menas, 19.9.1962; PRANAS STEPULIS: Liaudiškumo problemą spręskime atidžiau [Lasst uns das Problem der Volkstümlichkeit präziser lösen], in: ebenda, 26.9.1962; VYTAUTAS BARKAUSKAS: Kosminiai motyvai, liaudiškumas, meno saviveikla [Weltallmotive, Volkstümlichkeit und die künstlerische Laienkunst], in: ebenda, 6.10.1962; ST. VENSKEVIČIUS: Liaudies ansambliams – nūdienos alsavimą [Den Volkskunstensembles – Atmung der Gegenwart], in: ebenda, 20.10.1962; I. PIKTURNA: Kaip groja, taip šoka [Wie man spielt, so tanzt man], in: ebenda, 27.10.1962; ALGIS PRŪSEVIČIUS: Faktai ir samprotavimai [Fakten und Urteile], in: ebenda, 17.11.1962; J. MYKOLAITIS: Kas gi tie „kosminiai motyvai“ [Was sind denn diese „Weltall-Motive“?], in: ebenda, 1.12.1962; ROMUALDAS OZOLAS: Visi žanrai reikalingi [Wir brauchen alle Genres], in: ebenda; V. LEIMONTAS und A. ŽEMAITIS: Diskusija ir gyvenimo poreikiai [Die Diskussion und die Bedürfnisse des Lebens], in: ebenda, 15.12.1962; Teskamba visi žanrai [Sollen alle Genres klingen], in: ebenda, 5.1.1963.

<sup>128</sup> Valstybinio dainų ir šokių ansamblio programa „Amžių vėjai“ [Das Programm des staatlichen Ensembles für Lieder und Tänze „Die Winde der Jahrhunderte“],

„Der Wirbel der Sterne“ (*Žvaigždžių sukury*s) zeugten von absurden Versuchen, das Kosmos-Motiv in der folkloristischen Laienkunst umzusetzen.<sup>129</sup> Besonders auffällig war die ästhetische Verwandlung des Ensembles, dessen Kostüme aufgrund der Verwendung von metallischen Stoffen und ungewöhnlichen Zierdetails kaum noch an litauische Trachten erinnerten.<sup>130</sup> Welche Reaktion diese Futurisierung bei der litauischen *intelligencija* hervorrief, ist z.B. den Worten der Folkloristin Jadvyga Čiurlionytė zu entnehmen, die zwölf Jahre später in einem Rückblick auf die modernistische Verwandlung des Ensembles schrieb: „Das Ensemble entfernte sich allmählich von der Volkstümlichkeit, vom Wesen eines Litauers, von der Arbeit und dem Boden und schlug mit seinem Stil den falschen Weg ein.“<sup>131</sup>

Somit trug diese versuchte Modernisierung zur Verschärfung der Kluft zwischen den konservativen Traditionalisten und den Verfechtern des Fortschrittsgedankens bei und führte dazu, dass die Laienkunst der Litauischen SSR in der Folge umso konservativer wurde. In die dörfliche Richtung wies schon die Integration von sogenannten „dörflichen Kapellen“ (*kaimo kapela*)<sup>132</sup> sowie „Tanzgruppen älterer Menschen“ (*senimo šokiai*) in das Laienkunstsystem der Republik im Jahre 1965.<sup>133</sup> Diese Entwicklungen waren wichtig für die Etablierung des Dorf-Romantismus, da die genannten Gruppen die Grundlage stellten für die bereits genannte Ensemble-Bewegung – einer nicht-sanktionierten, vom Dorf inspirierten Bewegung von Musikkollektiven.<sup>134</sup> Eben die dörflichen Kapellen und die Tanzgruppen älterer Menschen bezeichnete Trinkūnas 1971 als „unerschöpfliche Quelle für originelle Programme“ der neuen „authentischen“ Volksmusik.<sup>135</sup>

---

15.4.1964, in: Lietuvos Literatūros ir meno archyvas (Litauisches Archiv für Literatur und Kunst, künftig LLMA), Bestand 463, Findbuch 1, Akte 91, Bl. 32f.

<sup>129</sup> Programa „Amžių vėjas“. Premjera 1965 gegužės mėn. 16 d. Vilniuje [Das Programm „Das Wind der Jahrhunderte“. Premiere am 16. Mai 1965], 16.5.1965, in: LLMA, 463/1/104, Bl. 31f.; siehe auch LTSR valst. nusip. dainų ir šokių liaudies ansamblio „Lietuva“ premjeros programa „Amžių vėjas“ [Das Programm der Premiere des verdienten staatlichen Ensembles der Lieder und Tänze in der LSSR „Lietuva“], in: LLMA, 463/1/91, Bl. 43-45.

<sup>130</sup> Siehe dazu Text und Bilder bei DALIA MATAITIENĖ: Ieškojimų keliu [Auf dem Weg des Suchens], in: Meno saviveikla 1964, Nr. 6, S. 4-6.

<sup>131</sup> „Lietuvos' ansamblis (...) pamažu nutolo nuo liaudiškumo, nuo lietuvių būdo, nuo darbo, žemės ir savo stiliumi pasuko ne tuo keliu“, in: Ištrauka iš A. Vyžinto dienoraščio po susitikimo su J. Čiurlionyte ligoninėje. Pokalbio santrauka [Ein Ausschnitt aus dem Tagebuch von A. Vyžintas nach seinem Treffen mit J. Čiurlionytė], 14.8.1977, in: Algirdas Vyžintas. Gyvenimas – liaudies muzikai, hrsg. von VYTAUTAS TETENSKAS, Klaipėda 2010, S. 159-162, hier S. 159.

<sup>132</sup> Die „dörflichen Kapellen“ waren autodidaktische Kleinkollektive von Geigen-, Harmonika-, Kontrabass- und Schlagzeuginstrumentalisten.

<sup>133</sup> VYTAUTAS JAKELAITIS: Lietuvos dainų šventės [Die Liederfeste Litauens], Vilnius 1970, S. 174.

<sup>134</sup> SKRODENIS, Folkloras ir folklorizmas (wie Anm. 88), S. 129.

<sup>135</sup> JONAS TRINKŪNAS: Kur dėsimė liaudies meną? [Was machen wir mit der Volkskunst?], in: Literatūra ir menas, 9.10.1971.

Bereits 1966 war diese Ensemble-Bewegung von einer Gruppe von Dorfbewohnern der Region Kupiškis, die das erste „ethnografische Ensemble“ bildete, eingeleitet worden. Es überrascht nicht, dass ihre erste Aufführung eine bereits in den 1930er Jahren popularisierte Inszenierung von regional geprägten Hochzeitsbräuchen auf die Bühne brachte.<sup>136</sup> Im Geiste der Authentizitätsidee durfte hier nichts an die Stilisierung der Folklore erinnern, die im sowjetischen Kontext üblich geworden war. Nur die striktesten Formen der lokalen Tradition waren hier vertreten und jedes Detail der Rituale genau durchdacht. Das unterschied diese Aufführung der *Kupiškėnai* maßgeblich von dem Modell der staatlichen Laienkunst. Der scharfe Gegensatz zur staatlichen Folklore war auch in der äußeren Erscheinung der Amateure augenscheinlich: Anstelle von jungen, dem Modell der sowjetischen Jugend entsprechenden Sängern und Tänzern traten jetzt einfache Menschen fortgeschrittenen Alters vom Dorf auf,<sup>137</sup> von denen manche noch im ausgehenden 19. Jahrhundert geboren worden waren.<sup>138</sup> Das Ensemble zog so viel Aufmerksamkeit auf sich, dass es sogar zweimal in einem Film auftreten durfte. 1968 fing Regisseur Robertas Verba die Hochzeitsbräuche der *Kupiškėnai* in seinem Film „Čiūtyta Rūta“ (eine unübersetzbare Zeile aus einem Volkslied) ein.<sup>139</sup> Drei Jahre später nutzte der Regisseur Eugenijus Šaltis, unterstützt von der bereits genannten Ethnografin Vyšniauskaitė, das gesamte Hochzeitszeremoniell für seinen Film „Senovinės Kupiškėnų vestuvės“ (Die altertümliche Hochzeit der *Kupiškėnai*).<sup>140</sup> Da die litauische *intelligencija*, darunter vor allem die *turisty* und *kraevėdy*, maßgeblich an der Entwicklung dieser „authentischen“ Ästhetiken beteiligt waren,<sup>141</sup> begann die Tournee der *Kupiškėnai* durch die Republik 1966 ausgerechnet an den Hochburgen der litauischen Hochkultur, zunächst in der Staatlichen Universität Vilnius und im Anschluss am Akademischen Theater der Hauptstadt.<sup>142</sup> Angesichts der damals aktuellen Untergangsszenarien, die im Vorfeld der Melioration mit dem Dorf in Verbindung gebracht wurden, wurde das Hochzeitszeremoniell als eine

<sup>136</sup> AUŠRA ZABIELIENĖ: Trejos Kupiškėnų vestuvės [Drei Hochzeiten der *Kupiškėnai*], in: Liaudies kultūra 2004, Nr. 1, S. 29-33, hier S. 29; SKRODENIS, Folkloras ir folklorizmas (wie Anm. 88), S. 136f.

<sup>137</sup> DAVOLIŪTĖ, The Making (wie Anm. 1), S. 136ff.

<sup>138</sup> SKRODENIS, Folkloras ir folklorizmas (wie Anm. 88), S. 136.

<sup>139</sup> Ein Ausschnitt aus dem Film ist auf der Seite des litauischen Kino-Fonds (*Kino fondas*) einsehbar: <https://www.kinofondas.lt/filmas/ciutyta-ruta/> (letzter Zugriff 15.10.2017).

<sup>140</sup> EUGENIJUS ŠALTIS: Senovinės kupiškėnų vestuvės [Die altertümliche Hochzeit der *Kupiškėnai*], Vilnius: Lietuvos kino studija 1971, online unter: <http://www.lrt.lt/mediateka/irasas/3831> (letzter Zugriff 1.7.2014).

<sup>141</sup> Davon spricht eine der Führungspersönlichkeiten der *kraevėdy*, Norbertas Vėlius, in einem Interview im Dokumentarfilm von ALGIRDAS TARVYDAS: Norbertas Vėlius. Čia ir ten [Norbertas Vėlius. Hier und dort]. Teil 1. Algirdo Tarvydo Studija 2002, 8:50 Min., online ansehbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=I7SxT1KoPQ4> (letzter Zugriff 17.11.2015).

<sup>142</sup> DAVOLIŪTĖ, The Making (wie Anm. 1), S. 137.

Auferstehung der vorindustriellen (und vorsowjetischen) Provinz wahrgenommen<sup>143</sup> und erschien dem Publikum daher als ein wahres Wunder.<sup>144</sup> Ähnliche Inszenierungen lokaler Bräuche wurden auch von dörflichen Sängern, Erzählern und Schauspielern anderer Regionen der Republik präsentiert. Hierzu zählten z.B. die ethnografischen Ensembles aus Veluona, Kurtuvėnai oder Luokė.<sup>145</sup>

Nahezu zeitgleich mit den Auftritten dörflicher Ensembles begann auch die Nachahmung dörflicher Ästhetiken durch die Intellektuellen selbst, die sich in Kollektiven zusammenschlossen, die im Laufe der Zeit als Folklore-Ensembles (*folkloriniai ansambliai*) bekannt wurden. Sie wurden seit 1968 von jungen und häufig musikalisch ausgebildeten Städtern initiiert, die zum Teil zuvor Aktivisten der Touristen- und Heimatkundeklubs gewesen waren (und es zum Teil auch weiterhin blieben).<sup>146</sup> Ähnlich wie die ethnografischen Ensembles zielten sie auf eine möglichst wahrheitsgetreue Rekonstruktion der „lebendigen“ dörflichen Folklore einer oder mehrerer Regionen ab. Deren Repertoire basierte jedoch nicht auf eigener regionaler Erfahrung, sondern auf der Sammlung und akademischen Erforschung der dörflichen Folklore.<sup>147</sup> Zu solchen zählte etwa das sogenannte litauische Folklore-Theater (1968), das Folklore-Ensemble der Universität Vilnius „Ratilio“ (1968),<sup>148</sup> der „Klub der Volkslieder“ (1969), der sich später in „Raskila“ umbenannte, und viele mehr.<sup>149</sup> Die Popularität dieser Ensembles nahm rasch zu, sodass die Litauische SSR um 1975 bereits ca. 1 000 solcher Ensembles zählte,<sup>150</sup> die einen Kult um das vorindustrielle (und vorsowjetische) Dorf betrieben.

Sowohl die dörflichen als auch die intellektuellen Initiativen im Bereich der Musik vertraten und popularisierten zugleich ein Konzept

<sup>143</sup> RUDLING, *Folklore as a Visual Medium* (wie Anm. 124), S. 202.

<sup>144</sup> Als ein „Wunder“ wird das Ensemble mehrfach im folgenden Band beschrieben: *Tai bent vestuvės. Senovinių Kupiškėnų vestuvių 40-mečiui* [Was für eine Hochzeit. Ein Band zum 40. Jubiläum der altertümlichen Hochzeit der *Kupiškėnai*], hrsg. von ALGIMANTAS JASAITIS und ANDRIUS KLENIAUSKAS, Utena 2006.

<sup>145</sup> SKRODENIS, *Folkloras ir folklorizmas* (wie Anm. 88), S. 141f.; VYTAUTAS LANDSBERGIS: *Lietuvių folkloro teatras. Apie Lietuvos TSR liaudies buities muziejiaus liaudies muzikos teatro trupę* [Das litauische Folklore-Theater. Zur musikalischen Theatertruppe des Freilichtmuseums der Litauischen SSR], Vilnius 1982, S. 3.

<sup>146</sup> LANDSBERGIS, *Lietuvių folkloro teatras* (wie Anm. 145), S. 3; siehe auch „Ratilio“ daigai. Liudviko Giedraičio pokalbis su „Ratilio“ artistais Virginija Barštyte, Ona Snabaityte, Stasiu Kavaliausku, Maryte Lapatinskaite ir kitais [Die Keime des „Ratilio“. Liudvikas Giedraitis' Gespräch mit den Künstlern des „Ratilio“, Virginija Barštytė, Ona Snabaitytė, Stasys Kavaliauskas, Marytė Lapatinskaitė und anderen], in: *Liaudies kultūra* 2014, Nr. 1, S. 78-95, hier S. 81.

<sup>147</sup> SKRODENIS, *Folkloras ir folklorizmas* (wie Anm. 88), S. 129.

<sup>148</sup> Ebenda, S. 145.

<sup>149</sup> STASYS POVILAITIS: *Liaudies dainų klubui „Raskila“ – 40 metų* [Der Klub der Volkslieder „Raskila“ ist 40 Jahre alt], in: *XXI amžius* (23.12.2009), einsehbar unter dem URL: [http://www.xxiamzius.lt/numeriai/2009/12/23/kult\\_06.html](http://www.xxiamzius.lt/numeriai/2009/12/23/kult_06.html) (letzter Zugriff 15.11.2015).

<sup>150</sup> TRINKŪNAS, *Autentiškos* (wie Anm. 120), S. 67.

der Authentizität, das die bisherige Handhabung der Volkskunst durch den Staat offen kritisierte und die neu entdeckten Volkslieder und Bräuche als einzig „echt“ und „unverfälscht“ ansah.<sup>151</sup> Die Idee, das Dorf könne etwas auf der großen Bühne bewirken, wurde zum zentralen Gedanken der Folklore-Bewegung.<sup>152</sup> Dabei sei an dieser Stelle angemerkt, dass ihre litauische Variante ganz offenbar eine besondere Rolle im sowjetischen Vergleich einnahm, da sie nicht nur besonders früh einsetzte, sondern auch zu einer Massenbewegung wurde. Auf den litauischen Pionierstatus weist etwa die Erforschung vergleichbarer Initiativen in anderen Republiken der Sowjetunion hin. Die litauische Folklore-Bewegung begann früher als vergleichbare Bestrebungen in der Kasachischen SSR,<sup>153</sup> der RSFSR,<sup>154</sup> der Moldauischen SSR<sup>155</sup> und im Nordkaukasus.<sup>156</sup> Auch unter den baltischen Sowjetrepubliken scheint Litauen eine Vorreiterrolle gespielt zu haben. Das erste estnische Folklore-Ensemble entstand erst 1970, wobei die Folklorebewegung des Landes Guntis Šmidchens zufolge zu keinem Zeitpunkt derartige Ausmaße annahm wie in Litauen.<sup>157</sup> Eine vergleichbare Begeisterung für die Folklore erreichte in Lettland erst in den späten 1970er und den frühen 1980er Jahren weitere Kreise.<sup>158</sup>

Auf eine besondere Art und Weise brachte das Ensemble der Universität Vilnius „Ratilio“ Dörflichkeit zum Ausdruck, indem es sich – vor allem zu Beginn – als „Hirtenensemble“ bezeichnete, das eben gerne Hirtenlieder sang.<sup>159</sup> Mit diesem Repertoire reflektierte es vor allem das Elend und die Armut der litauischen Dorfgemeinschaft, die lange von der Leibeigenschaft gekennzeichnet gewesen war.<sup>160</sup> Später jedoch konzentrierte sich „Ratilio“ in seinen Programmen vorrangig auf die Inszenierung regionaler

<sup>151</sup> RUDLING, Folklore as a Visual Medium (wie Anm. 124), S. 202ff.

<sup>152</sup> OLSON, Performing Russia (wie Anm. 104), S. 74.

<sup>153</sup> GULNAR KENDIRBAEVA: Folklore and Folklorism in Kasakhstan, in: *Asien Folklore Studies* 53 (1994), S. 97-123, hier S. 119.

<sup>154</sup> OLSON, Performing Russia (wie Anm. 104), S. 84.

<sup>155</sup> JENNIFER R. CASH: Villages on Stage. Folklore and Nationalism in the Republic of Moldova, Berlin 2004 (*Halle Studies in the Anthropology of Eurasia*, 26), S. 72.

<sup>156</sup> SUFIAN ZHEMUKHOV, CHARLES KING: Dancing the Nation in the North Caucasus, in: *Slavic Review* 72 (2013), S. 287-305, hier S. 299.

<sup>157</sup> GUNTIS ŠMIDCHENS: A Baltic Music: Folklore Movement in Lithuania, Latvia and Estonia. PhD Indiana University 1996, S. 127f.; MARTIN BOIKO: Latvian Ethnomusicology: Past and Present, in: *Yearbook for Traditional Music* 26 (1994), S. 47-65, hier S. 54; LINDQVIST, Giving the Voice (wie Anm. 109), S. 197ff.; PHILIPP HERZOG: Sozialistische Völkerfreundschaft, nationaler Widerstand oder harmloser Zeitvertreib? Zur politischen Funktion der Volkskunst im sowjetischen Estland. Mit einem Vorwort von Andreas Kappeler, Stuttgart 2012 (*Soviet and Post-Soviet Politics and Society*, 107), S. 156f.

<sup>158</sup> GUNTIS ŠMIDCHENS: The Power of Song. Nonviolent National Culture in the Baltic Singing Revolution, Seattle u.a. 2014, S. 275f.; BOIKO, Latvian Ethnomusicology (wie Anm. 157), S. 54.

<sup>159</sup> „Ratilio“ daigai (wie Anm. 146), S. 82f.

<sup>160</sup> In den litauischen Gebieten des Russländischen Reiches wurde die Leibeigenschaft erst 1861 aufgehoben, während die Letten und Esten schon 1816/19 ihre

dörflicher Bräuche (Hochzeiten, Weihnachten, Ernte).<sup>161</sup> Auf der Bühne versammelten sich junge Frauen mit weißen Kopftüchern; ihre Kostüme hatten sie aus den Truhen ihrer Großmütter gerettet und umgenäht.<sup>162</sup>

Das im Rahmen dieses Trends zuerst gegründete Folklore-Theater Litauens popularisierte die dörflichen Ästhetiken und machte sie auch außerhalb der Grenzen der Sowjetrepublik bekannt. Bereits 1971, also nur drei Jahre nach seiner Gründung, nahm das Folklore-Theater an einer internationalen Veranstaltung der UNESCO in Moskau teil, wo es als besondere musikalische Entdeckung gefeiert wurde.<sup>163</sup> Laut des französischen Komponisten Georges Auric eröffnete es eine eigene unverwechselbare Musikwelt und hinterließ einen enormen Eindruck.<sup>164</sup> Begeisterte Leningrader Musikwissenschaftler wiederum setzten sich nach dem Auftritt des Ensembles in Moskau dafür ein, dass eine Aufnahme ihres Gesangs altertümlicher polyphonischer Volkslieder (*sutartinės*) in der RSFSR erschien.<sup>165</sup>

Darüber hinaus gehörte das Ensemble seit 1974 sozusagen zum Inventar des Freilichtmuseums der Litauischen SSR (*LTSR Liaudies buities muziejus*), das auf einem gigantischen Areal ganze Dörfer ausstellte und die Erforschung dörflicher Lebenswelten ankurbelte.<sup>166</sup> Als eine Art lebendiges Ausstellungsstück diente das Ensemble der realistischen Inszenierung des vorindustriellen litauischen Dorfes. Sein Einfluss ging jedoch weit darüber hinaus. Als das Ensemble 1977 eine aus der Ortschaft Kirdeikiai ins Freilichtmuseum verfrachtete Scheune für seine Auftritte zugewiesen bekam, lebte in seinen Auftritten das historische Phänomen des Scheunentheaters aus der Zeit der sogenannten „litauischen Abende“ (*lietuviški vakarai*) der Jahrhundertwende wieder auf. Da die „litauischen Abende“ die ersten, zunächst noch geheimen Versammlungen von Litauern waren, auf denen sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert das litauische Nationalbewusstsein herauszubilden begonnen hatte,<sup>167</sup> wurde das litauische Folklore-Theater nicht nur zur Plattform der dörflichen Nostalgie, sondern auch zum Symbol des litauischen Nationalismus dieser Zeit.

---

Freiheit erhielten. Siehe ANDREJS PLAKANS: A Concise History of the Baltic States, Cambridge 2011, S. 190.

<sup>161</sup> „Ratilio“ daigai (wie Anm. 146), S. 82f.

<sup>162</sup> LANDSBERGIS, Lietuvių folkloro teatras (wie Anm. 145).

<sup>163</sup> POVILAS MATAITIS: Datos ir sutartinės [Daten und *sutartinės*], in: Krantai 2016, Nr. 2, S. 62–65, hier S. 62; ALGIRDAS AMBRAZAS: Tradicijos, dabartis, novatoriškumas. Įspūdžiai iš Tarptautinės muzikos tarybos kongreso [Traditionen, Gegenwart und Innovation. Eindrücke aus dem Kongress des internationalen Musikrates], in: Literatūra ir menas, 30.10.1971.

<sup>164</sup> AMBRAZAS, Tradicijos, dabartis, novatoriškumas (wie Anm. 163).

<sup>165</sup> MATAITIS, Datos ir sutartinės (wie Anm. 163), S. 64.

<sup>166</sup> VYTAUTAS STANIKŪNAS: Lietuvos liaudies buities muziejui – 45 [Das Freilichtmuseums Litauens ist 45 Jahre alt], in: Gimtasai kraštas 2011, Nr. 4, S. 40–47, hier S. 40–43.

<sup>167</sup> VIRGINIJA APANAČIENĖ: Lietuvių folkloro teatras – tautinio atgimimo šauklys [Das Litauische Folklore-Theater – der Herold des nationalen Erwachens], in: Gimtasai kraštas 2009, Nr. 2, S. 28–38, hier S. 31.



Trotz der ausgeprägten Eigeninitiative dieser „authentischen“ Musikkollektive war ihre Aktivität auf die Dauer nicht von der staatlichen Kulturpolitik zu trennen. Zwar hielt die Partei Angehörige dieser Initiative anfangs von staatlichen Veranstaltungen fern, doch zwang die massenhafte Resonanz das Regime, die Bewegung unter Kontrolle zu bringen. So wurde sie gegen Mitte der 1970er zum Bestandteil der offiziell sanktionierten Laienkunst.<sup>168</sup> Dennoch blieb die Kluft zwischen der staatlichen Folklore und der intellektuellen Initiative bis in die späten 1980er Jahre bestehen, wobei ihre Vertreter an ihren jeweils eigenen Ideen und ästhetischen Entwürfen festhielten.<sup>169</sup> Diese Koexistenz unterschiedlicher Versionen der *lietuvybė* führte später auch dazu, dass beide in den Praktiken der „singenden Revolution“ vertreten waren<sup>170</sup> und bis heute eine Schlüsselrolle in der Formierung der litauischen Identität spielen.<sup>171</sup>

### *Schluss*

Die Entwicklungen, die die Alltagskultur der Litauischen SSR von den späten 1950er Jahren bis in die 1970er Jahre hinein prägten, führten zu einer verbreiteten Faszination für das Dorf und die dörfliche Kultur, die von der heutigen Forschung als *rustic turn* bezeichnet wird. Der vorliegende Beitrag setzte sich zum Ziel, dieses Phänomen sowohl in Bezug auf die Hintergründe seines Aufkommens als auch hinsichtlich seiner konkreten Ausprägungen in ausgewählten kulturellen Bereichen näher zu definieren. Wesentlich ist der Befund, dass die Partei auf verschiedene Art und Weise die Entstehung dieser kulturellen Erscheinung maßgeblich begünstigte. Dies hing in erster Linie mit den Konsequenzen des „Taufweters“ zusammen, da Moskau selbst nach dem Tod Stalins eine umfassende Litauisierung des Kaders der LKP in Gang setzte und die Verbreitung konservativer Stimmungen unter den Mitgliedern der Partielite sowie der kulturellen *intelligencija* tolerierte. Indem die LKP zudem die Urbanisierung der Republik in einem präzedenzlosen Tempo vorantrieb, leistete sie einen großen Beitrag dazu, dass sich litauische Elite und *intelligencija* insbesondere seit Beginn der Meliorationskampagnen 1965 den ländlichen Regionen zuwandte. Einhergehend mit der Verbreitung der Dorfprosa im russischen Sprachraum und der durch sie geäußerten scharfen Kritik an der sowjetischen Modernität rief die Urbanisierung bei vielen Litauern ein Trauma in Erinnerung, als dessen Folge die nostalgische Wahrnehmung des Dorfes bezeichnet werden kann.

<sup>168</sup> SKRODENIS, *Folkloras ir folklorizmas* (wie Anm. 88), S. 151.

<sup>169</sup> ŠMIDCHENS, *A Baltic Music* (wie Anm. 157), S. 138f.

<sup>170</sup> RUDLING, *Folklore as a Visual Medium* (wie Anm. 124), S. 197.

<sup>171</sup> Siehe dazu unter anderem AUŠRA ZABIELIENĖ: *Folkloro ansambliai dabartinėje Lietuvoje: etnologinis aspektas* [Die Folklore-Ensembles im heutigen Litauen: Der ethnologische Aspekt], Vilnius 2010.

Der vorliegende Beitrag zeigt zudem, wie sich diese Nostalgie in verschiedenen kulturellen Erscheinungen der Zeit manifestierte. Ein Beispiel dafür sind die seit dem Ende der 1950er Jahre eingeführten „neuen Traditionen“, zu deren Etablierung die Partei vorchristliche Bräuche popularisierte, um die Kluft zwischen dem Dorf und der Stadt zu überwinden und den Einfluss der katholischen Kirche einzuschränken. Obgleich die vorchristlichen Bräuche auf lange Sicht von den zugleich popularisierten sozialistischen Komponenten überlagert werden sollten, trugen die Freiheiten in der Handhabung der neuen Rituale sowie ihre Offenheit gegenüber der lokalen Tradition zur Stärkung der litauischen Identität bei.

Der nach 1953 zu verzeichnende Import der sowjetischen Form des Binnentourismus und des *kraevedenie* ermöglichte wiederum die eigentliche physische Entdeckung des Dorfes, da ländliche Regionen zu den wichtigsten Destinationen touristischer Reisen und heimatkundlicher Expeditionen wurden. Die Untersuchung zeigt, dass die Partei selbst dafür verantwortlich war, dass sich die touristische Praxis in der Folge der Entwicklung zum Massentourismus gegen Ende der 1960er Jahre in eine unkontrollierte antimodernistische Nationalbewegung verwandelte. Ihre Sehnsucht nach dem Dorf, nach dem „wahren Litauen“, stillten die Touristen nicht nur auf ihren Ausflügen in ländliche Gebiete, sondern auch durch die Verinnerlichung der bäuerlichen Kultur, in deren Zentrum die dörflichen Volkslieder rückten. Diese Faszination für das Dörfliche erreichte in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre einen Höhepunkt, als Angehörige der touristisch-heimatkundlichen Bewegung eine Parallelbewegung inspirierten, die eine dörfliche „authentische“ Volksmusik auf die Bühne brachte, die als Kontrast zum staatlichen Folklore-Modell verstanden wurde. Dennoch erwies es sich, dass auch diese Erscheinung nicht ohne das Zutun der staatlichen Kulturpolitik der LKP zustande kam. Einerseits wurde durch die befremdlichen Klänge der Kosmos-Motivik in der staatlich sanktionierten Folklore eine starke Gegenreaktion provoziert und andererseits war die Partei noch Mitte der 1960er Jahre für die Mobilisierung dörflicher Sänger, Tänzer und Instrumentalisten der massenkulturellen Laienkunst verantwortlich. Die vornehmlich von Intellektuellen angetriebene Ensemble-Bewegung lässt sich somit als Nebenprodukt dieser Form der staatlich dirigierten Laienkunst verstehen, da sie den Intellektuellen der Republik selbst den Weg in die Inszenierung des vorindustriellen und des vorsowjetischen Dorfes wies.

SUMMARY

---

*The Rustic Turn in the Lithuanian SSR: Rural Values, Parochialism, and Conservative (Counter)culture in the Post-Stalinist Era, 1956–1990*

The developments shaping the *Alltagskultur* of the Lithuanian SSR between the late 1950s and the 1970s were linked to a fascination for village culture, which are referred to in current research as a “rustic turn” (Violeta Davoliūtė). This article seeks to define this phenomenon closer, its background as well as its expressions in the field of culture. My research shows that the Communist Party underwrote this current in different ways. It was in the first place connected to the consequences of Khrushchev’s “thaw,” which brought about an extensive Lithuanization of the cadres of the Lithuanian Communist Party (LCP) but also strengthening of conservative attitudes among party members and cultural elites in the immediate period after Stalin’s death. The LCP allowed an unprecedented pace of urbanization in the LSSR and played an important role in the melioration campaign of 1965, which increased the intellectual interest in rural areas. In a process which mirrors the rise of village prose in Russian literature, with its undercurrent criticism of Soviet modernity, the rapid urbanization led to a reaction in the form of nostalgia for rural life.

This study traces the manifestations of this nostalgia in various cultural phenomena of that time. In the late 1950s the party introduced the so-called “new traditions,” which included the promotion of pre-Christian customs and rites in order to diminish the influence of the Catholic Church and to bridge the divide between the village and the city. Even though the socialist components were supposed to eclipse the pre-Christian customs in the long run, the Party’s openness to local traditions in combination with the relative freedom allowed with regard to the implementation of new rituals contributed to the strengthening of Lithuanian identity.

At the same time, the introduction of Soviet domestic tourism and *kraevedenie* (regional studies) from 1953 onwards facilitated the re-discovery of the village, since rural areas counted as the most important destinations of the tourist routes and excursions. By the late 1960s, the Party’s promotion of mass tourism had facilitated an anti-modernistic national movement, over which they did not have full control.

The members of this movement expressed their nostalgia for the village and “genuine Lithuania,” not only through excursions to the countryside, but also through the internalization of peasant culture, placing particular emphasis on rural folk music. This fascination for all things rural reached

a culmination when the members of the tourist movement inspired a parallel movement moving “authentic” folk music to the stage in competition with, and in contrast to the official folklore promoted by the government. Ironically, the emergence of this musical counter-movement was indirectly facilitated by the regime. A reaction to the unfamiliar sounds and aesthetics of official, government-sanctioned folklore, the mobilization of elderly rural singers, dancers and instrumentalists into artistic laymen had, by the mid-1960s, created a semi-official counterculture, idealizing the pre-industrial, pre-Soviet village life.

# MITTEILUNGEN

## An der Universität Tallinn verteidigte Dissertationen zu historisch relevanten Themen 2000–2018

---

---

VON KARSTEN BRÜGGEMANN

Auf den Seiten der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ sind bereits Informationen über die an der Universität Tartu (1991–2015) und an der Lettischen Universität Riga (1991–2005) abgeschlossenen Promotionen erschienen.<sup>1</sup> Die Universität Tallinn ist erst 2005 aus verschiedenen akademischen Institutionen der Stadt hervorgegangen, doch hatte bereits deren Vorgängerin, die Tallinner Pädagogische Universität, die ihrerseits 1992 aus dem Tallinner Pädagogischen Institut entstanden war, seit 1999 das Promotionsrecht.

Somit stellten Lehrer die Hauptklientel der Universität dar, an der die Professoren Mati Graf (Estonische und Allgemeine Geschichte, 1991–2007) und Raimo Pullat (Kulturgeschichte, 2000–2005) für den Unterricht in Geschichte verantwortlich zeichneten. Bis 2005 existierte in Tallinn auch noch das 1947 gegründete Historische Institut im Verband der Akademie der Wissenschaften. Es wurde 2005 als unabhängige Institution der Universität angeschlossen und von dieser dann schließlich 2015 aufgelöst und als Zentrum für Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte dem Geisteswissenschaftlichen Institut einverleibt. Heute, d.h. im Herbstsemester 2018/19, lehren mit Kersti Markus (Kunstgeschichte), Ulrike Plath (Deutschbaltische Studien und Umweltgeschichte) und dem Verfasser dieser Zeilen (Estonische und Allgemeine Geschichte) drei Professoren an der Universität.

---

<sup>1</sup> MATI LAUR: Dissertationen aus dem Fachbereich Geschichte der Universität Tartu seit 1991, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 1 (2006), S. 184–190; INESIS FELDMANIS: Im Fachbereich Geschichte verteidigte Promotions- und Habilitationssarbeiten in Lettland 1991–2006, in: ebenda 2 (2007), S. 208–217; ANTI SELART: Dissertationen aus dem Fachbereich Geschichte der Universität Tartu 2006–2015, in: ebenda 11 (2016), S. 215–221.

Auf die Schwierigkeiten, die in Estland mit dem Projekt einer Promotion verbunden sind, hat bereits Anti Selart hingewiesen.<sup>2</sup> Zwar sind die Stipendien für Doktoranden mittlerweile deutlich erhöht worden, doch müssen die meisten von ihnen nebenbei arbeiten, was, gerade, wenn man auch Familie hat, oft dazu führt, dass die Doktorarbeit immer mehr zur Nebensache wird, zu einem „Hobby“, wie manche von ihnen es auch ganz offen bezeichnen. Unter diesen Umständen ist es kaum zu vermeiden, dass zahlreiche Projekte abgebrochen werden oder weitaus länger als die offiziell anvisierten vier Jahre dauern. Umso erfreulicher ist es, dass 2017/18 die Zahl der Verteidigungen in Tallinn im Bereich Geschichte wieder zugenommen hat.

Die folgende Liste umfasst alle in Tallinn abgeschlossenen Doktorarbeiten über ein im weitesten Sinne historisches Thema seit dem Jahr 2000. Damals wurde die erste historische Arbeit im Bereich Kulturgeschichte verteidigt. Spätere Arbeiten mit historischen Bezügen wurden auch in den Bereichen Informationswissenschaft, Russische Philologie, Literaturwissenschaft oder Kulturwissenschaften angefertigt.

## Anhang

Mit einem \* vor dem Namen werden kumulativ vorgelegte Dissertationen gekennzeichnet, die aus bereits veröffentlichten bzw. zur Veröffentlichung angenommenen Artikeln in wissenschaftlichen Zeitschriften bestehen.<sup>3</sup> Am Ende jedes Eintrags stehen, soweit bekannt, die Doktormütter bzw. -väter in eckigen Klammern.

2000

MART KIVIMÄE (geb. 1951): Ajaloomõtlemise kolm strateegiat ja nende dialoogisuhted minevikuga (R. Koselleck – J. Rüsen – E. Nolte): historismi muutumise, arendamise, ületamise probleemid, Tallinn 2000 (Tallinna

---

<sup>2</sup> SELART, Dissertationen (wie Anm. 1), S. 215f. Vgl. zur Lage der Geschichtswissenschaft in Estland insgesamt KARSTEN BRÜGGEMANN, MATI LAUR: Kulturtransfer und nationale Wissenschaft: Einige Thesen aus estnischer Perspektive, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 61 (2013), S. 366-372.

<sup>3</sup> Die nach 2003 verteidigten Arbeiten sind über den online-Service der Akademischen Bibliothek der Universität Tallinn abrufbar ([www.etera.ee](http://www.etera.ee)). Bei kumulativen Arbeiten steht aus publikationsrechtlichen Gründen nur das einleitende analytische Überblickskapitel zur Verfügung. Auf gedruckte Promotionen, die mittlerweile immer seltener werden, bzw. auf gegebenenfalls überarbeitete spätere Buchausgaben wird in den Fußnoten hingewiesen.

Pedagoogikaülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 2). Resümeed: Die drei Strategien des Geschichtsdenkens und ihr Dialogverhältnis zur Vergangenheit (R. Koselleck – J. Rüsen – E. Nolte). Probleme der Änderung, Entwicklung, Aufhebung des Historismus, S. 198–199. HANNES WALTER (1952–2004): Eesti teenetemärgid. Estonian Orders and Decorations.<sup>4</sup>

2001

LAURI LINDSTRÖM (geb. 1964): Album Academicum Universitatis Tartuensis. 1918–1944. Rahvus, sugu, sünnikoht ja keskhariduse omandamise koht üliõpilaskonna kujunemist ja kõrghariduse omandamist mõjutavate teguritena [Nationalität, Geschlecht, Geburtsort und Ort des Erwerbs der Mittelschulbildung als Einflussfaktoren für die Herausbildung und den Erwerb der Hochschulbildung der Studentenschaft], Tallinn 2001 (Tallinna Pedagoogikaülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 5). Summary: Album Academicum Universitas Tartuensis 1918–1944. Nationality, sex, place of birth and the location of completed secondary school as factors, which determine the student body, and the effects of having a higher education, S. 85–86 [*Raimo Pullat*].

TIIU REIMO (geb. 1953): Raamatukultuur Tallinnas 18. sajandi teisel poolel. Book Culture in Tallinn (Reval) in the Second Half of the 18<sup>th</sup> Century.<sup>5</sup> Zusammenfassung: Die Buchkultur in Tallinn (Reval) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, S. 382–393.

2002

MARJU TORP-KÕIVUPUU (geb. 1960): Surmakultuuri muutumine ajas: ajaloolise Võrumaa matusekombestiku näitel.<sup>6</sup> Summary: The Changing of Death Cult in Time: on the Example of the Historical Võrumaa Burial Customs, S. 168–182 [*Tarmo Kulmar, Henn Elmet, Asser Murutar*].

AURIKA MEIMRE (geb. 1969): Russkie literaturny-ëmigranty v Ėstonii 1918–1940 (Na materiale periodičeskoj pečati) [Russische Schriftsteller-Emigranten in Estland 1918–1940 (nach Material der periodischen Presse)], Tallinn 2001 (Tallinna Pedagoogikaülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 6). Summary, S. 159–160 [*Irina Belobrovtsëva*].

<sup>4</sup> Bei dieser Arbeit handelte es sich um eine bereits zuvor erschienene Monografie, deren estnischsprachige Zusammenfassung (16 Seiten) der Universität zur Verteidigung vorgelegt wurde. HANNES WALTER: Eesti teenetemärgid = Estonian orders and decorations, Tallinn 1998, S. 260–305: The Story of the Estonian Decorations.

<sup>5</sup> TIIU REIMO: Raamatukultuur Tallinnas 18. sajandi teisel poolel [Buchkultur in Tallinn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts], Tallinn 2001.

<sup>6</sup> MARJU TORP-KÕIVUPUU: Surmakultuuri muutumine ajas. Ajaloolise Võrumaa matusekombestiku näitel. Monograafia = The changing of death cult in time. On the example of the historical Võrumaa burial customs. A monograph, Tallinn 2003 (Tallinna Pedagoogikaülikooli toimetised. A, Humaniora, 22).

2003

- VELLO PAATSI (1948–2015): Eesti talurahva loodusteadusliku maailmapildi kujunemine rahvakooli kaudu (1803–1918), Tallinn 2003 (Tallinna Pedagoogikaülikooli sotsiaalteaduste dissertatsioonid, 5) Summary: Formation of the natural science outlook of Estonian peasants through country schools (1803–1918), S. 178–180 [*Lembit Andresen*].
- AIVAR JÜRGENSON (geb. 1969): Siberi eestlaste territoriaalsus ja identiteet, Tallinn 2002 (Tallinna Pedagoogikaülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 7).<sup>7</sup> Summary: The identity and territoriality of Siberian Estonians, S. 298–305 [*Halliki Uibu*].
- DAVID VSEVIOV (geb. 1949): Kirde-Eesti urbaanse anomaalia kujunemine ning struktuur pärast Teist maailmasõda, Tallinn 2003 (Tallinna Pedagoogikaülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 8). Summary: The formation and structure of the urban anomaly in Northeast Estonia after World War II, S. 96 [*Raimo Pullat*].
- ANNE VALMAS (1941–2017): Eestlaste kirjastustegevus välismaal 1944–2000, Tallinn 2003 (Tallinna Pedagoogikaülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid).<sup>8</sup> Summary: Publishing activities of the Estonians outside Estonia during 1944–2000, S. 14–21 [*Alexander Lott*].
- KURMO KONSA (geb. 1965): Eestikeelsete trükiste seisundi üring, Tallinn 2003 (Tallinna Pedagoogikaülikooli sotsiaalteaduste dissertatsioonid, 4). Summary: The condition survey of Estonian written records, S. 99 [*Liiivi Arma*].

2004

- \* HEIKKI OLAVI KALLIO (geb. 1937): Finnish-Estonian Scientific Relations with Special Focus on the Occupation Years 1940–1991, Tallinn 2004 (Tallinna Pedagoogikaülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 13)<sup>9</sup> [*Raimo Pullat*].
- \* VAHUR MÄGI (geb. 1936): Inseneriühendused Eesti riigi ülesehituses ja kultuuriprotsessis (1918–1940), Tallinn 2004 (Tallinna Pedagoogikaülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 12). Summary: Role of Engineering Organisations in Cultural Process and in Building Up Estonian State (1918–1940), S. 22–31 [*Raimo Pullat*].

<sup>7</sup> AIVAR JÜRGENSON: Siberiga seotud. Eestlased teisel pool Uuraleid [Mit Sibirien verbunden. Die Esten auf der anderen Seite des Urals], Tallinn 2006.

<sup>8</sup> ANNE VALMAS: Eestlaste kirjastustegevus välismaal 1944–2000. I, Analüütiline ülevaade; II, Raamatukataloog [Die Verlagstätigkeit der Esten im Ausland 1944–2000. I., Analytischer Überblick; II., Buchkatalog], Tallinn 2003.

<sup>9</sup> HEIKKI KALLIO: Esimesed kevadekuulutajad. Soome ja Nõukogude Eesti teadusliku koostöö algus pärast Teist maailmasõda. Artiklikogumik [Die ersten Frühlingboten. Der Beginn der wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Finnland und Sowjetestland nach dem Zweiten Weltkrieg. Artikelsammelband], Tallinn 2004.



2005

\* AILE MÖLDRE (geb. 1958): Publishing and Book Distribution in Estonia in 1940–2000, Tallinn 2005 (Tallinna Ülikooli sotsiaalteaduste dissertatsioonid). Kokkuvõte: Kirjastustegevus ja raamatulevi Eestis aastail 1940–2000, S. 29–33 [*Mare Lott*].

2006

VERONIKA NAGEL (geb. 1975): Hariduspoliitika ja üldhariduskorraldus Eestis aastatel 1940–1991, Tallinn 2006 (Tallinna Ülikooli sotsiaalteaduste dissertatsioonid, 22). Zusammenfassung: Die Bildungspolitik und das Allgemeinbildungswesen in Estland in den Jahren 1940–1991, S. 164–167 [*Maria Tilk*].

2007

MARIS SAAGPAKK (geb. 1973): Deutschbaltische Autobiographien als Dokumente des Zeit- und Selbstempfindens: vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Umsiedlung 1939, Tallinn 2007 (Tallinna Ülikool. Humanitaarteaduste dissertatsioonid, [2]). Kokkuvõte: Aeg ja inimene baltisaksa autobiograafias: 19. sajandi lõpust kuni ümberasustamiseni, S. 130 [*Heli Mattisen*].

2008

INNA PÖLTSAM-JÜRJO (geb. 1969): Liivimaa väikelinn varase uusaja lävel. Uurimus Uus-Pärnu ajaloost 16. sajandi esimesel poolel, Tallinn 2008 (Tallinna Ülikool. Humanitaarteaduste dissertatsioonid, 22 [võrguteavik 6]).<sup>10</sup> Summary: A Livonian Small Town in the Early Modern Age: a Study of New Pärnu in the First Half of the 16<sup>th</sup> Century, S. 226–234 [*Jüri Kivimäe*].

TIIT LAUK (geb. 1948): Džäss Eestis 1918–1945, Tallinn 2008 (Tallinna Ülikool. Humanitaarteaduste dissertatsioonid, [7]).<sup>11</sup> Summary: Jazz in Estonia in 1918–1945, S. 4 [*Ea Jansen, Maris Kirme*].

---

<sup>10</sup> INNA PÖLTSAM-JÜRJO: Liivimaa väikelinn Uus-Pärnu 16. sajandi esimesel poolel [Die livländische Kleinstadt Neu-Pernau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts], Tallinn 2009.

<sup>11</sup> TIIT LAUK: Džäss Eestis 1918–1945 [Jazz in Estland 1918–1945], Tallinn 2010.

2009

ANDRES ADAMSON (geb. 1964): Hertsog Magnus ja tema „Liivimaa kuningriik“, Tallinn 2009 (Tallinna Ülikool. Humanitaarteaduste dissertatsioonid, [16] [8]).<sup>12</sup> Summary: Duke Magnus and His „Livonian Kingdom“, S. 154-157.

\* MAREK TAMM (geb. 1973): Liivimaa leiutamine: Ida-Baltikumi religioosne ja geograafiline kujutamine 13. sajandi esimesel poolel, Tallinn 2009 (Tallinna Ülikool. Humanitaarteaduste dissertatsioonid, [18]). Abstract: Inventing Livonia: Religious and Geographical Representations of the Eastern Baltic Region in Early Thirteenth Century, S. 4 [*Jüri Kivimäe*].

2010

MERLE TALVIK (geb. 1971): Ajakirjagraafika 1930. aastate Eestis: stereotüübid ja ideoloogia, Tallinn 2010 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 23 [2012]). Summary: Magazine Graphics in Estonia in the 1930s: Stereotypes and Ideology, S. 145-154 [*Heie Treier, Kaalu Kirme*].

KRISTA ARU (geb. 1958): Eesti toimetajakeskne ajakirjandus kodanikuühiskonna kujundaja ja omakultuuri kandjana ajalehe Postimees (1886–1935) näitel, Tallinn 2010 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 37).<sup>13</sup> Summary: Editor-centred Estonian Journalism as a Developer of a Civil Society and a Carrier of the Estonian National Culture, based on the Newspaper Postimees (1886–1935), S. 29-31 [*Rein Veidemann*].

\* TÕNIS LIIBEK (geb. 1976): Fotograafiakultuur Eestis 1839–1895, Tallinn 2010 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, [24] 38). Zusammenfassung: Fotografische Kultur in Estland 1839–1895, S. 22-31 [*Raimo Pullat*].

2012

PEETER KAASIK (geb. 1974): Nõukogude Liidu sõjavangipoliitika Teise maailmasõja ajal ja sõjajärgsetel aastatel: sõjavangide kinnipidamisüsteem Eesti näitel ja hinnang sõjavangide kohtlemisele rahvusvahelise õiguse järgi, Tallinn 2012 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 29 [2012]). Summary: The USSR's Policy on Prisoners of War During World War II and the Post-War Years: Overview

<sup>12</sup> ANDRES ADAMSON: Liivimaa kuningriik [Das Königreich Livland]. Tallinn 2013.

<sup>13</sup> Diese Doktorarbeit stellt einen analytischen Überblick zu einer zuvor erschienenen Monografie der Autorin dar: KRISTA ARU: Üks kirk, kolm mõõdet. Peatükke eesti toimetajakesksest ajakirjandusest: K. A. Hermann, J. Tõnisson, K. Toom [Eine Leidenschaft, drei Dimensionen. Studien zum redakteurszentrierten Journalismus in Estland: K. A. Hermann, J. Tõnisson, K. Toom], Tartu 2008 (EKLA töid kirjandusest ja kultuuriloost, 6).

of the detention system using Estonia as an example, and appraisal of the treatment of prisoners of war according to international law, S. 607-623 [*Magnus Ilmjärv*].

2013

EINAR VÄRÄ (geb. 1961): Kaubandussidemed Soome suurvürstiriigi ja Eesti alade vahel aastail 1809–1865, Tallinn 2013 (Tallinna Ülikool. Humanitaarteaduste dissertatsioonid, 15). Summary: Trade Connections Between the Great Duchy of Finland and Estonia in 1809–1865, S. 143-149 [*Magnus Ilmjärv*].

INDREK JETS (geb. 1970): Lahingu maod. Skandinaavia 9.-11. sajandi kunstistiilid Eesti arheoloogilistel leidudel, Tallinn 2013 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 16). Summary: The Battle Serpents. 9<sup>th</sup> – 11<sup>th</sup> Century Scandinavian Art Styles on Estonian Archaeological Finds, S. 321-326 [*Kersti Markus, Marika Mägi*].

MARIA SMORŽEVSKIHH-SMIRNOVA (geb. 1977): Ingermanlandija, Õstljandija i Lifljandija v cerkovnom panegirike Petrovskoj epochi, Tallinn 2013 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 34 [2013]). Summary: Ingermanlandia, Estlandia and Livonia in a church panegyric of the Petrine era, S. 233-234 [*Mihhail Lotman, Jelena Pogosjan*].

2016

MARE OJA (geb. 1960): Muutused üldhariduskooli ajalooõpetuses alates 1987. aastast – nõukogulikust tänapäevaseks, Tallinn 2016 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 27). Summary: Changes in History Teaching in General Education since 1987 – from Soviet to Modern, S. 466-472 [*Priit Raudkivi*].

2017

ANTONIA NAEL (geb. 1986): Illjustrirovannyj „vrag“: obraz russkogo „vraga“ v pečatnyh izdanijach mežvoennoj Ėstonii [Der illustrierte „Feind“. Das Bild des russischen „Feindes“ in den Druckausgaben Estlands in der Zwischenkriegszeit], Tallinn 2017 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 32). Kokkuvõte: Illustreeritud vaenlane: vene vaenlase kujund Eesti sõdadevahelises meedias, S. 189-195 [*Aurika Meimre*].

\* RAILI ALLMÄE (geb. 1963): Iron Age Cremation Burials in South-Eastern and West Estonia. An Osteological Approach, Tallinn 2017 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid [võrguteavik], 37). Kokkuvõte: Rauaaegsed põletusmatused Kagu- ja Lääne-Eestis. Osteoloogiline vaatenurk, S. 157-159 [*Marika Mägi, Leiu Heapost*].

- OLGA RAZUVAJEVA (geb. 1983): The Ottoman Reforms between 1839 and 1876 and Their Impact on the Ottoman Christians, Tallinn 2017 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 39). Kokkuvõte: Reformid Osmanite riigis aastatel 1839–1876 ning nende mõju impeeriumi kristlaste kogukondadele, S. 220–221 [*Otto Jastrow, Abdüllatif Armağan*].
- \* ERGO NAAB (geb. 1971): Ülendamisмотиiv ja eschatologia presentne aspekt Corpus Paulinum'is: religioonilooline ja kultuuriteoreetiline käsitlus, Tallinn 2017 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 40). Summary: The Exaltation-motif and Present Aspect of Eschatology [!] in Corpus Paulinum: Religion-historical and Cultural-theoretical Analysis, S. 80–81 [*Jaan Lahe, Randar Tasmuth*].
- JAAK MÄLL (geb. 1973): The Technology of Late Medieval European Hand-Held Firearms: The 'Otepää Handgonne'. A Study In Experimental Archaeology, Tallinn 2017 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 41). Kokkuvõte: Euroopa hiliskeskaegsete käsitulirelvade tehnoloogia nn Otepää varspüssi näitel. Eksperimentaalarheoloogiline uurimus, S. 131–142 [*Erki Russow*].

2018

- ARTO OLL (geb. 1985): Eesti merevägi Vabadussõjas 1918–1921, Tallinn 2018 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 42). Summary: The Role of Estonian Navy in the War of Independence (1918 to 1920), S. 407–414 [*Karsten Brüggemann*].
- IGOR KOPOTIN (geb. 1982): Rahvuslus ja lojaalsus Eesti sõjaväes aastatel 1918–1940 vähemusrahvuste näitel, Tallinn 2018 (Tallinna Ülikooli humanitaarteaduste dissertatsioonid, 46). Summary: Nationalism and Loyalty in the Estonian Military and the Attitude to Ethnic Minorities 1918–1940, S. 438–455 [*Karsten Brüggemann*].
- \* MAARJA MERIVOO-PARRO (geb. 1986): Pursuing Estonianness in Cold War U.S.A.: Education, Recreation, Humor and Overlapping Diasporic Conditions, Tallinn 2018 (Tallinna Ülikool. Humanitaarteaduste dissertatsioonid, 47). Abstract, S. 7–9; Kokkuvõte: Eestluse edendamine külma sõja aegses Ameerikas: haridus, rekreatsioon, huumor ja kattuvad diasporaa seisundid, S. 59–61 [*Karsten Brüggemann*].

# Die estnischen Kopffäger in Polen. Eine Archivreise

---

VON ANTI SELART & MIHKEL MÄESALU

Ein Bericht über eine Archivreise nach Polen ist im Zusammenhang der estnischen und lettischen bzw. altlivländischen Geschichtsforschung eigentlich ein traditionsreiches Genre. Die letzten Berichte dieser Art von estnischen oder lettischen Historikern sind jedoch schon vor mehreren Jahrzehnten veröffentlicht worden.<sup>1</sup> Ein Neuanfang dieser Tradition wurde nun durch eine Förderungsmaßnahme des estnischen Kulturministeriums ermöglicht. In Rahmen des kleinen Projekts „Eesti vanema ajaloo allikate väljaselgitamine Poola mäluasutustes“ (Die Ermittlung von Quellen zur älteren Geschichte Estlands in polnischen Sammlungen) kamen zwei Forschungsreisen zustande, am 22.–27. Oktober 2018 nach Warschau und Krakau (Anti Selart und Mihkel Mäesalu) und am 17.–22. Februar 2019 nach Posen (Anti Selart).

Die Arbeit hatte drei Schwerpunkte: Gesucht wurde vor allem nach Quellen der altlivländischen Geschichte, nach *Livonica* aus dem Zeitraum von 1550 bis 1630 sowie nach Materialien über den Abtransport der baltischen historischen Bestände in die okkupierten polnischen Territorien während des Zweiten Weltkrieges. Das Hauptresultat der Reisen war eigentlich schon vorher bekannt: die zahlreichen Archive, Bibliotheken und Museen in Polen sind eine echte und leider viel zu wenig benutzte Fundgrube zur baltischen Geschichte. Besonders gilt diese Feststellung für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, für die Periode des Livländischen Krieges und der polnischen Herrschaft in Südostland und Lettland. Das Material ist zerstreut und aufgrund der Findmittel ist es kaum möglich, den genaueren Inhalt der Archivalien zu erkennen; so ist es z.B. kaum festzustellen, wann es sich um eine Einzelüberlieferung handelt, wann um Mehrfachausfertigungen oder spätere Kopien. Daher ist ungeachtet

---

<sup>1</sup> ENN TARVEL: *Estica Vanade Aktide Peaarhiivis Varssavis* [*Estica* im Hauptarchiv der Alten Akten in Warschau], in: *Eesti NSV Teaduste Akadeemia Toimetised. Ühiskonnateaduste seeria* 9 (1960), S. 292-304; DERS.: *Estonica't Poola arhiivides ja raamatukogudes* [*Estonica* in den polnischen Archiven und Bibliotheken], in: ebenda 21 (1972), S. 152-162. Vgl. dennoch die jüngeren Untersuchungen ADAM FIJAŁKOWSKI, MATTHIAS THUMSER: *Zwei Dorpater Besitzverzeichnisse von 1582 und 1601*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 64 (2015), S. 498-520; KRISTI VIIDING u.a.: *The Correspondence of David Hilchen*, einsehbar unter dem URL <http://emlo-portal.bodleian.ox.ac.uk/collections/?catalogue=david-hilchen> (letzter Zugriff 2.3.2019).

der neuen technischen Möglichkeiten in der Regel doch eine persönliche Inansichtnahme notwendig.

Die kürzlich unternommenen kurzen Reisen ermöglichten nur eine oberflächliche Einsicht in die Sammlungen, einige Resultate sind aber dennoch zu berichten. Großes Forschungspotential hat die bislang unbearbeitete Sammlung der Kopien der Privilegien und Lehensurkunden des livländischen Adels in der Kollektion der Familie Zamoyski in der polnischen Nationalbibliothek (*Biblioteka Narodowa*) in Warschau.<sup>2</sup> Die Kopien wurden von den Gutsbesitzern für die Güterrevision im polnischen Livland im Frühling 1582 geliefert. Mehrere Texte über das Gebiet der Hochstifte Dorpat und Riga sowie das Territorium des Deutschen Ordens in Südostland und Nordlettland stammen aus dem 15. Jahrhundert und aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In den bekannten Quellenpublikationen wie dem „Liv-, est- und kurländischen Urkundenbuch“ oder den „Livländischen Güterurkunden“ wurde diese Sammlung nicht berücksichtigt. Die Fragmente des lettischen „Catechismus catholicorum“ aus dem Jahr 1585 (ebenda<sup>3</sup>) scheint der lettischen Nationalbibliografie unbekannt zu sein.<sup>4</sup> Eine aussichtsreiche Möglichkeit, bislang unbekannte Bücher und Kunstgegenstände aus dem mittelalterlichen Livland zu finden, bieten möglicherweise die Inventarien der Bücher und Archivalien der Familie Zamoyski im Hauptarchiv der Alten Akten (*Archiwum Główne Akt Dawnych*) in Warschau.<sup>5</sup>

In der Bibliothek der Fürsten Czartoryski (*Biblioteka Książąt Czartoryskich*) in Krakau befinden sich bekanntlich zahlreiche livländische Urkunden und Briefe aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit. Was mittelalterliche *Livonica* betrifft, sind nur die Pergamenturkunden im 19. Jahrhundert von deutschbaltischen Historikern entdeckt und publiziert worden.<sup>6</sup> Mittelalterliche Briefe, Berichte und Abschriften von Urkunden auf Papier<sup>7</sup> haben sie damals nicht gefunden oder beachtet. Erst 1933 hat Leonid Arbusow jun. einige veröffentlicht;<sup>8</sup> manche andere sind in der Publikation der Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens

<sup>2</sup> Biblioteka Narodowa, Zb. Spec. Nr. 1174 (Przywileje i sprawy szlachty inflant-skiej) [Privilegien und Rechte des livländischen Adels].

<sup>3</sup> PETRUS CANISIUS: Catechismus catholicorum, iscige pammacischen, no themis Papreksche Galwe gablems Christites macibes [...] 1585, in: Biblioteka Narodowa, Magazyn Starych Druków SD XVI.O.6350.

<sup>4</sup> Seniespiedumi latviešu valodā 1525–1855. Kopkatalogs = Die älteren Drucke in lettischer Sprache 1525–1855. Gesamtkatalog, hrsg. von SILVIJA ŠIŠKO und ALEKSEJS APINIS, Riga 1999, S. 39, Nr. 2.

<sup>5</sup> Archiwum Główne Akt Dawnych, f. 358: Archiwum Zamoyskich, sygn. 14, 15, 16, 20–22.

<sup>6</sup> MAX PERLBACH: Urkunden des Rigaschen Capitel-Archives in der Fürstlich Czartoryskischen Bibliothek zu Krakau, in: Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, 13 (1886), S. 1–23.

<sup>7</sup> Biblioteka Książąt Czartoryskich, MS 403, Bl. 872–945; MS 1594, Bl. 41f.

<sup>8</sup> Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, Bd. 1, bearb. von OSKAR STAVENHAGEN und LEONID ARBUSOW, Riga 1907–1933, Nr. 285a–285b, S. 771–774, und 561a–561b, S. 784f.

an der päpstlichen Kurie berücksichtigt worden.<sup>9</sup> Obwohl Inga Ilariene und Johannes Götz in jüngerer Zeit mit diesen *Livonica* gearbeitet haben, sind manche Dokumente bis heute nicht nur unveröffentlicht geblieben, sondern anscheinend auch überhaupt noch nicht genutzt worden. So finden wir dort den Bericht eines erzbischöflichen Boten über Verhandlungen mit Bischof Dietrich Damerow von Dorpat (1378/79–1400), worin der Bischof seine Weigerung begründet, Johann von Wallenrode (1393–1418) als legitimen Erzbischof von Riga zu akzeptieren; zudem findet sich hier eine längere Klageschrift des Bischofs Kaspar Schuwenpflug von Ösel-Wiek (1420–1423) gegen den ehemaligen Stiftsvogt Wilhelm Farenbach, der der Aneignung bischöflicher Tafelgüter beschuldigt wird. Beide Dokumente liefern neue Einsichten in die innerlivländischen Angelegenheiten am Ende des 14. bzw. in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Im Archiv der Südpolnischen Ordensprovinz der Jesuiten in Krakau (*Archiwum Prowincji Polski Południowej Towarzystwa Jezusowego*) befinden sich einige Materialien der frühneuzeitlichen Litauischen Provinz des Ordens. Beachtenswert ist eine Kurzmitteilung des Provinzoberen aus dem Jahr 1618 über die Schwierigkeiten beim Unterricht der estnischen Sprache.<sup>10</sup>

In der Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften im Schloss Kórnik (*Biblioteka Kórnicka PAN*) sind, zusätzlich zu den schon von Enn Tarvel verzeichneten Materialien, noch die Kollektion frühneuzeitlicher baltischer Drucke zu erwähnen, darunter z.B. einige Werke Reiner Brockmanns.<sup>11</sup> Die Exemplare in Polen sind der estländischen Nationalbibliografie unbekannt.<sup>12</sup>

\* \* \*

In den Posener Sammlungen<sup>13</sup> sind in erster Linie solche Materialien beachtenswert, die mit der Tätigkeit deutschbaltischer Historiker während

<sup>9</sup> Die Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie, Bd. 1–4, hrsg. von Kurt Forstreuter und Hans Koeppe, Göttingen 1960–1976 (Veröffentlichungen der niedersächsischen Archivverwaltung, 12–13, 21, 29, 32 und 37), hier Bd. 2, Nr. 281, Bd. 3, Nr. 64.

<sup>10</sup> Archiwum Prowincji Polski Południowej Towarzystwa Jezusowego, sygn. 352: Ordynacie i odpowiedzialności Generałów zakonu, głównie dla Prowincji Litewskiej, 1583–1771 [Ordonnanzen und Bescheide der Generale des Ordens, hauptsächlich für die Provinz Litauen, 1583–1771], S. 19 (1.6.1618).

<sup>11</sup> Reiner Brockmann: Discursus valedictorius quem de natura et constitutione historiae, Reval 1639. Biblioteka Kórnicka PAN, Cim.Qu.3066; Ders.: Προπεμπτικα, quibus Reinero Brocmano ... gratulantur amici & fautores, Reval 1639, in: Biblioteka Kórnicka PAN, Cim.Qu.3067.

<sup>12</sup> Vgl. <https://erb.nlib.ee/?kid=23011002> (letzter Zugriff 2.3.2019); [https://www.ester.ee/record=b2163446\\*est](https://www.ester.ee/record=b2163446*est) (letzter Zugriff 2.3.2019).

<sup>13</sup> Vgl. Anne Lõugas: Baltisakslaste kunstivarad Poznańi rahvusmuuseumis. Peatükk ühe rahvusgrupi ajaloo kohta [Kunstschätze der Deutschbalten im Nationalmuseum

der NS-Besatzung 1939–1945 und der „Reichsuniversität Posen“ verbunden sind. In Posen wurde auch die „Sammelstelle für baltendeutsches Kulturgut“ gegründet, deren Materialien teils erhalten sind. Die entsprechenden Quellen sind unsystematisch geordnet und befinden sich in der Universitätsbibliothek (*Biblioteka Uniwersytecka w Poznaniu*), im Universitätsarchiv (*Archiwum Uniwersytety im. Adama Mickiewicza w Poznaniu*) und im Staatlichen Archiv Posen (*Archiwum Państwowe w Poznaniu*). Sicher spannend zu lesen sind die aufbewahrten Teile des Briefwechsels von Reinhard Wittram (1902–1973). Die Kollektion in der Universitätsbibliothek<sup>14</sup> stammt hauptsächlich aus den Jahren 1940 bis 1944, mit einzelnen Stücken aus den 1920er und 1930er Jahren. Erwähnenswert sind die eingegangenen Briefe von Walter Anderson, Leonid Arbusow, Manfred Hellmann, Paul Johansen, Carl von Stern, Arved von Taube, Hellmuth Weiss sowie die Konzepte und Kopien der Briefe Wittrams. Die immer wiederkehrenden Themen sind die Organisation der baltischen Geschichtsforschung, der Universitätsalltag, die Herausgabe der Reihe „Baltische Lande“ und der Zeitschrift „Ostland“; zudem befinden sich darunter auch Papiere, die mit der Mitgliedschaft Wittrams in SA und NSDAP verbunden sind. Gelegentlich finden sich hier auch Dokumente anderer im baltischen Kontext interessanter Personen wie dem österreichischen Volkskundler Edmund Mudrak (1894–1965) oder dem Tartuer Pharmakologen Johannes Stamm (1881–1969).

Die Quellen im Bestand der Reichsuniversität Posen im Universitätsarchiv sind inhaltlich vergleichbar. Informativ sind die Dokumente hinsichtlich der Tätigkeit Reinhard Wittrams 1939/40 als „Beauftragter für Angelegenheiten der baltendeutschen Dozenten in Posen“: Dabei handelt es sich um Briefe und Lebensläufe deutschbaltischer Akademiker, die in Posen nach Arbeit suchten.<sup>15</sup> Diese Materialien zu deutschbaltischen Historikern in Posen sind, wie es scheint, bisher nur von polnischen Historikern benutzt worden.<sup>16</sup>

Posen. Ein Kapitel aus der Geschichte einer Volksgruppe], in: *Kunstiteaduslikke uurimusi* 9 (1998), S. 187–228; REET BENDER: Oskar Masing ja „Baltisaksa sõnaraamat“ [Oskar Masing und das „Deutschbaltische Wörterbuch“], in: *Õpetatud Eesti Seltsi aastaraamat* 2008 (2009), S. 26–162, hier S. 127.

<sup>14</sup> Biblioteka Uniwersytecka w Poznaniu. Oddział Zbiorów Specjalnych. Die relevanten Ordner bzw. Mappen sind über die Personenkartei auffindbar und bilden keine kompakte Sammlung.

<sup>15</sup> Archiwum Uniwersytety im. Adama Mickiewicza w Poznaniu, sygn. 78/12 und 78/13. In den Mappen kann man auch noch andere Korrespondenzen Wittrams finden.

<sup>16</sup> BERNARD PIOTROWSKI: W służbie rasizmu i bezprawia. „Uniwersytet Rzeszy“ w Poznaniu 1941–1945 [Im Dienste von Rassismus und Unrecht. Die „Reichsuniversität“ in Posen 1941–1945], Poznań 1984 (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu. Seria Historia, 112), S. 92–96; BŁAŻEJ BIAŁKOWSKI: Utopie einer besseren Tyrannis. Deutsche Historiker an der Reichsuniversität Posen (1941–1945), Paderborn, München, Wien und Zürich 2011; DERS.: Reinhard Wittram an der „Reichsuniversität Posen“. Die Illusion einer baltischen Variante des Nationalsozialismus, in:



Im Staatlichen Archiv zu Posen ist eine Auswahl an Quellen zur Tätigkeit der „Sammelstelle für baltendeutsches Kulturgut“ zugänglich, die hier während der NS-Okkupation als Sammlung und Forschungseinrichtung gegründet wurde. Sie sind nur zu einem kleinen Teil ausgewertet worden, vor allem von Rasa Pärpuce.<sup>17</sup> In den entsprechenden Mappen des Bestandes der „Volksdeutschen Mittelstelle in Posen“ kann man neben Briefen von Wilhelm Lenz, Niels von Holst, Jürgen von Hehn<sup>18</sup> oder Gerhard Masing<sup>19</sup> Informationen über das Schicksal der aus Lettland und Estland während des Krieges weggeführten Archivalien und Kunstgegenstände finden. So sind einige Kisten während der Luftangriffe auf Bremen verlorengegangen.<sup>20</sup> Erwähnenswert sind noch die Briefwechsel Reinhard Wittrams mit Axel de Vries, Arved von Taube und Hellmuth Weiss aus den 1930er Jahren.<sup>21</sup>

Der stellvertretene Direktor des erzbischöflichen Archivs (*Archiwum Archidiecezjalne w Poznaniu*), Dr. Jan Maria Musielak, bestätigte mündlich, dass sich dort mehr als 100 Regalmeter Bücher baltischer Provenienz aus dem 19. und 20. Jahrhundert befinden. Vermutlich stammen sie vor allem aus Riga und Mitau, vielleicht zum Teil auch aus Reval. Zusätzlich sind etwa 1,5 Regalmeter Archivalien aus dem 20. Jahrhundert vorhanden. Der genaue Inhalt der beiden Sammlungen ist unbekannt, weil die Materialien noch verpackt sind. Ihre Erschließung sei jedoch in der näheren Zukunft geplant, erläuterte Musielak. Bisher sei jedoch jede fremde Besichtigung der Kollektion laut der im Archiv geltenden Regelungen strikt verboten.

Die Herkunft dieser Materialien ist offensichtlich mit der „Sammelstelle“ verbunden, die während der NS-Besatzung in der damaligen Domherr-Klinke-Straße 1 untergebracht war – also im Haus des erzbischöflichen Archivs (oder im Nachbarhaus des Diözesanmuseums). Zusätzlich wurden die Sammlungen der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst, die während des Krieges nach Posen transportiert worden waren und zumeist in die Universitätsbibliothek Thorn gelangt sind, zum Teil 1946 auch an das Posener Diözesanarchiv übergeben.<sup>22</sup> Bücher aus den Beständen der Kurländischen Gesellschaft sind jedoch auch in die

---

Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich, Bd. 2, hrsg. von MICHAEL GARLEFF, Köln, Weimar und Wien 2008 (Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart, 1,2), S. 353-384.

<sup>17</sup> Siehe die relevante Bibliografie unter dem URL: <http://hist-research-parpuce.id.lv/kultur%20zweit.html> (letzter Zugriff 2.3.2019).

<sup>18</sup> Archiwum Państwowe w Poznaniu, zespól 800: Volksdeutsche Mittelstelle. Zweigstelle Posen, sygn. 100.

<sup>19</sup> Ebenda, sygn. 101.

<sup>20</sup> Ebenda, sygn. 100, Bl. 10.

<sup>21</sup> Ebenda, sygn. 99.

<sup>22</sup> MARIA STRUTYŃSKA: Struktura proveniencyjna zbioru starych druków Biblioteki Uniwersyteckiej w Toruniu. Przewodnik po zespołach. Problemy badawcze i metodologiczne [Die Provenienz der Kollektion der alten Drucke in der

Universitätsbibliothek Posen gelangt. Hier gibt es auch wenigstens drei studentische Stammbücher aus dem 19. Jahrhundert der Mitglieder der „Fraternitas Rigensis“.<sup>23</sup> Das Archiv der Bruderschaft wurde 1941 nach Posen gebracht,<sup>24</sup> also stammen wahrscheinlich auch die Stammbücher aus den am Kriegsende in Posen zerstreuten baltischen Sammlungen.

Soweit bekannt, handelte es bei diesen Sammlungen nicht um mittelalterliche *Livonica*. Dennoch befanden sich unter diesen Transporten historischer Materialien auch einzelne mittelalterliche Gegenstände und Archivalien. Dazu zählt zum einen die Pergamenturkunde (1425) des livländischen Ordensmeisters Cisse von Rutenberg über den Lehnbesitz des ehemaligen Revaler Komturs Albert Torck bei Tuckum, die in der Universitätsbibliothek Posen aufbewahrt wird.<sup>25</sup> Sie stammt aus der Privatsammlung des bekannten Posener Mittelalterhistorikers Gerard Labuda (1916–2010) und wurde der Bibliothek 2011 von dessen Sohn vermacht. Ihre Provenienz kann etwas mit den neuzeitlichen Wirtschaftsdokumenten der Familien von Loebell und von Lieven in derselben Bibliothek<sup>26</sup> zu tun haben, weil die beiden, wie auch die Familie von Torck, zu unterschiedlichen Zeiten mit dem kurländischen Gut (Neu-)Sahten verbunden waren.

Zum anderen zählt dazu die mittelalterliche polychrome Holzskulptur des Heiligen Mauritius im Diözesanmuseum Posen (*Muzeum Archidiecezjalne w Poznaniu*), die vor dem Zweiten Weltkrieg im Schwarzenhäupterhaus in Riga aufbewahrt worden war. In der Exposition des Museums ist der Heilige als „aus der Schwarzenhäupterkapelle zu Riga“ stammend beschriftet. Die Figur wurde dem Museum aus der Privatsammlung des Posener Kunsthistorikers Eugeniusz Iwanoyko (1924–1988) geschenkt. Im lettischen kunsthistorischen Schrifttum wurde bisher behauptet, die Skulptur sei 1945 in die Tschechoslowakei verbracht worden.<sup>27</sup> Es scheint, dass es vor Ort zu keiner Erforschung des Objekts gekommen ist; das Artefakt fand nur in einem Kinderbuch Erwähnung.<sup>28</sup>

---

Universitätsbibliothek Thorn. Führer durch die Bestände. Fragen von Forschung und Methodik], Toruń 1999, S. 26.

<sup>23</sup> Biblioteka Uniwersytecka w Poznaniu. Oddział Zbiorów Specjalnych, Rkp. 3147, 3563, 3569.

<sup>24</sup> Archiwum Państwowe w Poznaniu, zespól 800: Volksdeutsche Mittelstelle. Zweigstelle Posen, sygn. 101, Bl. 102.

<sup>25</sup> Biblioteka Uniwersytecka w Poznaniu. Oddział Zbiorów Specjalnych, Rkp. 7930.

<sup>26</sup> Ebenda, Rkp 7974, 7975, 7976, 7977.

<sup>27</sup> ELITA GROSMAÑE: Hochmittelalterliche Plastik im Ostseeraum und ihre Stilverbindungen. Zur Frage nach der Rolle der Hanse bei der Verbreitung der mittelalterlichen Plastik im Baltischen Raum, in: Die Stadt im europäischen Nordosten. Kulturbeziehungen von der Ausbreitung des Lübisches Rechts bis zur Aufklärung, hrsg. von ROBERT SCHWEITZER und WALTRAUD BASTMAN-BÜHNER, Helsinki und Lübeck 2001 (Aue-Säätiön julkaisuja, 12), S. 527–541, hier S. 537ff. – Für den Hinweis auf das livländische Bildwerk aus der Sammlung Iwanoyko in Posen sei Dr. Maja Gąssowska (Warschau) gedankt, seine Herkunft bestimmte Dr. Anu Mänd (Tallinn).

<sup>28</sup> EWA KLECZEWSKA-WITT, SYLWIA KORCZAK, AGNIESZKA WAJROCH: Wiedza i sztuka w Akademii Lubrańskiego. Z opowieści przewodników... [Wissen und

\* \* \*

In der estnischen Öffentlichkeit war die kleine Forschungsreise nach Polen mit der Suche nach dem „Kopf von Lembitu“ verbunden,<sup>29</sup> wobei politische Initiative, journalistische Übertreibung und wissenschaftliches Interesse höchst eigenartig miteinander verflochten waren. Lembitu war Anfang des 13. Jahrhunderts ein estnischer Vornehmer aus der Landschaft Sakkala in Südestland. Die Chronik Heinrichs von Lettland erzählt, wie in der Schlacht bei Fellin 1217 Veko, ein Lette aus Beverin, „erkannte den Lembitu, setzte ihm nach, tötete ihn und raubte ihm die Kleider; und die anderen schnitten ihm den Kopf ab und brachten ihn mit nach Livland“.<sup>30</sup> Das Entfernen und Mitnehmen des Feindeskopfes war um 1200 eine gar nicht seltene Praxis, sowohl in den „innenchristlichen“ Kämpfen als auch in den Kriegen gegen die Heiden. Derartige Fälle sind im gesamten Europa registriert, auch im Ostseeraum während der Konflikte mit den Westslawen im 12. Jahrhundert. In einigen Fällen wurde der Kopf später den Verwandten zurückverkauft.<sup>31</sup> Ähnliche Episoden in der Chronik Heinrichs berichten, wie die heidnischen Sengaller 1205 das Schlachtfeld siegreich mit „mit Köpfen (...) beladenen Schlitten“ verließen<sup>32</sup> und wie die Rigaer Christen 1206 den Kopf des Livenältesten Ako Bischof Albert von Riga als Siegeszeichen sandten.<sup>33</sup>

Über das weitere Schicksal dieser nach Livland verbrachten abgeschnittenen Köpfe gibt es keine Nachrichten. Dennoch ist in Estland seit den 1960er Jahren eine Legende überliefert, dass sich in einem polnischen Museum ein Schädel mit der Beschriftung „Caput duci Estoniae“ (oder so ähnlich) befinden soll. Darüber hätten polnische Kunststudenten (bzw. Künstler oder Museumsmitarbeiter), die in den 1950er Jahren Estland besuchten, berichtet.<sup>34</sup> Diese *urban legend* verbindet das *caput* mit Lembitu und man hat wiederholt nach dem „wahren Kern“ dieser Geschichte gesucht. Zu

---

Kunst in der Lubrański-Akademie. Aus den Erzählungen der Fremdenführer...], Poznań 2018, S. 100f.

<sup>29</sup> Vgl. z.B. die parodistische Zusammenfassung des Stoffes von KAAREL VANAMÖLDER: Lembitu pealuu on leitud! [Der Schädel von Lembitu ist gefunden!], in: Sirp. Eesti kultuurileht, Nr. 5 (3676), 2.2.2018, S. 10f., einsehbar unter dem URL: <https://www.sirp.ee/s1-artiklid/c7-kirjandus/lembitu-pealuu-on-leitud> (letzter Zugriff 4.3.2019).

<sup>30</sup> HEINRICH VON LETTLAND: Livländische Chronik, bearb. und übersetzt von ALBERT BAUER, Darmstadt 1959 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, 24), S. 213ff. XXI.3.

<sup>31</sup> ROMEDIO SCHMITZ-ESSER: Der Leichnam im Mittelalter. Einbalsamierung, Verbrennung und die kulturelle Konstruktion des toten Körpers, Ostfildern 2014 (Mittelalter-Forschungen, 48), S. 641ff.

<sup>32</sup> HEINRICH VON LETTLAND, Livländische Chronik (wie Anm. 30), S. 39 IX.4.

<sup>33</sup> Ebenda, S. 55 X.8.

<sup>34</sup> Die beste Zusammenfassung der mündlichen Überlieferung ist der unveröffentlichte Text von KRISTO SIG: Kangelased koju [Nach Hause mit den Helden] (12.2.2011, Manuskript im Besitz des Verfassers).

ihrer Glaubwürdigkeit trägt eigentlich nur die Behauptung bei, dass der Kopf ausgerechnet in Polen sein soll. Selbst wenn die Legende eine freie Erfindung ist, dürfte ihr Autor also gut gewusst haben, dass im 16. und 17. Jahrhundert *Livonica* tatsächlich nach Polen überführt worden sind. Auch die einzige mittelalterliche Handschrift der Chronik Heinrichs ist ja bekanntlich über die Privatsammlung der Magnatenfamilie Zamoyski in die Polnische Nationalbibliothek gelangt. Wenn die Feindesköpfe nicht bestattet, vernichtet oder zurückverkauft wurden, wenn so ein Artefakt also überhaupt existiert hat, konnte es im Mittelalter über die Vermittlung des Deutschen Ordens nach Preußen oder, wahrscheinlicher, während des Livländischen Krieges und der polnischen Zeit in Livland nach Polen oder in das Großfürstentum Litauen überführt worden sein. Der Historiker Enn Tarvel, der die Legende vom Historiker und Bibliothekar Voldemar Miller (1911–2006) gehört haben will, versuchte schon 1969, den Aufbewahrungsort des Schädels in Polen zu ermitteln. Die andere Version verbindet die Herkunft der Legende mit dem Literaten Aleksander Kurtna (1914–1983),<sup>35</sup> der in den 1930er Jahren in Polen studiert hatte und 1954 aus der sowjetischen Gefangenschaft zurückkehrte.<sup>36</sup>

Über eine entsprechende Initiative der Beamten des estnischen Kultusministeriums entwickelte sich seit 2014 eine Zusammenarbeit mit dem Kultusministerium Polens, die dann 2018/19 in die beiden kurzen Forschungsreisen mündete.<sup>37</sup> Das Ergebnis der Reise bestätigt die Worte des estnischen Ministers Indrek Saar: „dadurch können wir über unsere Geschichte sehr viel mehr erfahren, vielleicht auch sehr interessante Sachen“ – selbst wenn kein Schädel dadurch ans Tageslicht kommen sollte.<sup>38</sup>

Als mögliche zukünftige *Livonica*-Forschungsvorhaben in Polen gelten zuerst die polnische (bzw. litauische) Livlandpolitik im 16.–17. Jahrhundert und die Verwaltung Polnisch-Livlands. Das Arbeitsgebiet ist kein Neuland, das Potential der unbenutzten Quellenmaterialien ist aber weiterhin sehr groß. Dazu kommt auch die Registrierung der Frühdrucke unter den *Livonica* – auch der von polnischen Jesuiten publizierte estnische Katechismus von 1585 ist ja noch nicht aufgefunden worden. Ein notwendiges Projekt wäre die Ermittlung der nicht oder nur mangelhaft publizierten mittelalterlichen Briefe und Urkunden bzw. deren frühneuzeitlichen

<sup>35</sup> Zur Person vgl. DAVID ALVAREZ: Spies in the Vatican. Espionage and Intrigue from Napoleon to the Holocaust, Lawrence, KS 2002, S. 224–236.

<sup>36</sup> MIHKEL KÄRMAS: Eesti ja Poola ülikoolid uurivad legendi Lembitu pea kohta [Estnische und polnische Universitäten untersuchen die Legende des Kopfes von Lembitu], 20.9.2017, einsehbar unter dem URL: <https://www.err.ee/619687/eesti-ja-poola-ulikoolid-uurivad-legendi-lembitu-pea-kohta> (letzter Zugriff 2.3.2019); PEKKA EREL: Poolas otsitakse eestlaste kuninga Lembitu pealuud [In Polen wird der Schädel des Königs der Esten Lembitu gesucht], in: Eesti Ekspress, Nr. 36 (1448), 6.9.2017, S. 7.

<sup>37</sup> Die Verfasser bedanken sich bei Dr. Martyna Deszczyńska, Dr. Maja Gąssowska, Dr. Marek Janicki und Dr. Hubert Kowalski.

<sup>38</sup> KÄRMAS, Eesti ja Poola ülikoolid uurivad legendi (wie Anm. 36).

Kopien zur livländischen Geschichte und ihre anschließende Publikation; dies übrigens eine Aufgabe, die hinsichtlich der Czartoryski-Bibliothek schon 1972 von Enn Tarvel formuliert worden ist.<sup>39</sup> Hoffentlich wird die Bestimmung der aus Livland stammenden Manuskripte und Bücher in den Verzeichnissen der frühneuzeitlichen Inventare der polnischen Privatsammlungen und -bibliotheken möglich sein. Schließlich könnte auch das Schicksal der *Livonica*, darunter auch der mittelalterlichen, die während des Zweiten Weltkrieges aus Lettland und Estland weggeführt worden sind, besser erkundet werden als bisher. So steht jetzt fest, dass die Silbergeschätze der Oiaikirche, der Großen Gilde und von anderen Besitzern in Reval, die Niels von Holst aus dem Lande weggeführt hatte, im Januar 1944 der Sammelstelle in Posen übergeben worden sind.<sup>40</sup> Somit sind die Vermutungen, alles sei untergegangen, nicht stichhaltig. Natürlich kann das Ziel dieser Erforschungen keine „Restitution“ der Gegenstände sein. Wichtig ist zu wissen, wo was liegt und dass alles der Forschung zugänglich ist. Übrigens wäre mit Sicherheit auch im Bereich der *Polonica* im Baltikum noch einiges zu finden.<sup>41</sup>

Die Arbeit kann durch die vorhandenen online-Hilfsmittel erleichtert werden. Gute Möglichkeiten für Archivrecherche bietet die Plattform *Szukaj w Archiwach* (Archivsuche), die vor allem die staatlichen Archive Polens umfasst.<sup>42</sup> Digitalisate sind über das Portal *Polona*<sup>43</sup> und regionale digitale Bibliotheken<sup>44</sup> zugänglich. Aber man sollte die kirchlichen Archive und Museen nicht unterschätzen, deren Sammlungen allerdings nicht immer einfach zu recherchieren sind.<sup>45</sup> Polen ist in jeder Zeit eine Archivreise wert.

<sup>39</sup> TARVEL, *Estonica't Poola arhiivides ja raamatukogudes* (wie Anm. 1), S. 157.

<sup>40</sup> Archiwum Państwowe w Poznaniu, zespół 800: Volksdeutsche Mittelstelle. Zweigstelle Posen, sygn. 101, Bl. 281r-283v.

<sup>41</sup> *Polonica Eesti Riigi Keskarhiivis*. *Polonica im Estnischen Staatlichen Zentralarchiv*, hrsg. von NIKOLAI TREUMUTH und OTTO LIIV, Tartu 1931 (*Eesti Keskarhiivi toimetised*, 1,3); Sonderheft „Polonica in den Sammlungen der baltischen Länder“, in: *Miscellanea historico-archivistica* 17 (2010).

<sup>42</sup> <https://szukajwarchiwach.pl/>.

<sup>43</sup> <https://polona.pl/>.

<sup>44</sup> Wie z.B. die Wielkopolska Biblioteka Cyfrowa (<http://www.wbc.poznan.pl/dlibra>).

<sup>45</sup> Zu diesem Komplex existiert die Fachzeitschrift „Archiwa, Biblioteki i Muzea Kościelne“ (seit 1959).

# August von Kotzebue und kein Ende

---

---

VON HARRY LIIVRAND & KRISTEL PAPPAL

Am 12. Oktober 2018 fand in Berlin das VII. Kotzebue-Gespräch statt. Der Kunstwissenschaftler, Historiker und Musikkritiker Harry Liivrand, der von 2011 bis 2016 Kulturattaché an der Estnischen Botschaft in Berlin war, hat 2012 diese estnisch-deutsche wissenschaftliche Konferenzreihe ins Leben gerufen, Seither werden die Kotzebue-Gespräche abwechselnd in Berlin und in Tallinn veranstaltet, wobei der zweite Tag der estnischen Tagung auf dem Gutshof Kõue (Kau) stattfindet. Hieraus sind bereits zwei Bände mit Beiträgen zu August von Kotzebue entstanden, die in der Reihe „Berliner Klassik“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften erschienen sind, herausgegeben von den Autoren dieses Beitrags sowie Klaus Gerlach (2016) und Alexander Košenina (2017).

2018 wurde das Kotzebue-Gespräch erstmals in der Berlin-Brandenburgischen (ehem. Preußischen) Akademie gehalten – dort, wo August von Kotzebue vor 215 Jahren Akademiemitglied wurde, wie Harry Liivrand (jetzt Akademische Bibliothek der Universität Tallinn) in seiner Begrüßungsrede hervorhob. Liivrand wies darauf hin, dass die äußerst vielfältige Persönlichkeit Kotzebues immer noch der umfangreichen interdisziplinären Forschung bedarf. Vieles aus seinem Leben ist zudem kaum bekannt, so z.B., dass Kotzebue bereits 1794 in einem Aufsatz den Vorschlag gemacht hat, die Universität in Tartu wiederzugründen. Auch der Akademiepräsident Martin Grötschel und der estnische Botschafter Mart Laanemäe betonten, wieviel in Hinblick auf Kotzebue überraschenderweise noch zu entdecken sei, und dass die Gespräche das Blickfeld der Kotzebue-Forschung wesentlich erweiterten.

Unter den Referenten waren diesmal vorwiegend Germanisten. Nicola Kaminski beschäftigte sich in ihrem wortspielerischen Referat mit der durch Kotzebues „Der Flußgott Niemen und Noch Jemand“ initiierten Serie von Fortsetzungsstücken, sich auf das Wort „noch“ konzentrierend. Nora Ramtke beschäftigte sich mit einem der späten Stücke des Autors – dem „Sittengemälde in vier Akten“ unter dem Titel „Der deutsche Mann und die vornehmen Leute“ von 1817, das damals geteilte Aufmerksamkeit fand. Sie analysierte auf spannende Weise das Verhältnis von Gegenwartsreflexion und Patriotismus(kritik) unter Einbezug des „Russisch-Deutschen Volks-Blatts“ (1813), das als eine Hauptquelle für das spätere „Sittengemälde“ ausgemacht wurde. Nicolas Potysch bot einen interessanten Einblick in Kotzebues Erzählung „Der unterirdische Gang. Eine Esthländische Volks-Sage“ (1793). Überzeugend legte er dar, dass diese durch das Aufgreifen historischer Zeugnisse sowie die Kombination und Ausweitung

derselben zu einer kritisch-aufgeklärten Erzählung wurde. Das Märchenhafte zielte – vor dem gattungspoetischen Paradigmenwechsel zur ‚Gattung Grimm‘ – auf Witz und Unterhaltung. Potysch trug gekonnt auch einen Abschnitt aus der Erzählung vor. „Kotzebues moralische Erzählungen“ war der Beitrag von Mari Tarvas betitelt. Sie analysierte einige dieser Geschichten aus seinen Journalen „Biene“ und „Grille“, die oft eine relativ einfache Struktur haben und mit dem Inventar der menschlich wichtigen und zugleich dramatisch wirksamen Situationen arbeiten. Trotz der flachen, wenig individuellen Protagonisten hinterlassen diese Texte den Eindruck, dass hier wahre Begebenheiten erzählt werden.

Drei Referate beschäftigten sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln mit den Themen Theater und Drama. Alexander Košenina betrachtete das Verhältnis zwischen August Iffland und August von Kotzebue, den beiden produktivsten Dramatikern der Goethezeit, aufgrund ihres Briefwechsels und zeigte überzeugend, dass ihr Verhältnis mehr von freundschaftlicher Kooperation als von Konkurrenz geprägt war. Ausgehend von einem Urteil Kotzebues über das 1803 in Berlin erschienene historische Schauspiel „Franz der Erste von Frankreich“ von Casimir Ulrich Boehlendorff (1775?–1825) fragte Kairit Kaur ihrem interessanten Referat, wie denn ein gelungenes historisches Schauspiel wohl in Kotzebues Augen hätte aussehen sollen. Um die Unterschiede des Kotzebueschen und Boehlendorffschen Dramenverständnisses herauszuarbeiten, verglich sie das von Kotzebue rezensierte Drama mit zwei historischen Schauspielen aus dessen eigener Feder: dem „Bayard“, dessen Protagonist auch in „Franz der Erste“ auftritt, und dem Königsdrama „Gustav Wasa“. Tiina-Erika Friedenthal ging in ihrem Vortrag zu den Zeiten des Revaler Liebhabertheaters unter Kotzebue zurück. Sie untersuchte die daran geäußerte Kritik und die dadurch hervorgerufenen Reaktionen Kotzebues. Zentral waren für sie vor allem der Briefwechsel mit Oberpastor Moier und Kotzebues Appellation an das göttliche Gericht. Ein ganz neuer Aspekt der Kotzebue-Forschung wurde von der Theologin Aira Võsa angesprochen, indem sie nach Kotzebues theologischen Positionierungen in seinem in Weimar erschienenen „Literarischen Wochenblatt“ (1818/19) suchte und seine religiösen Ansichten im Kontext der zeitgenössischen Debatten analysierte.

Das VII. Kotzebue-Gespräch wurde mit einer von Kristel Pappel geleiteten Podiumsdiskussion zweier Akademiemitglieder, Conrad Wiedemann (Berlin) und Jaan Undusk (Tallinn), abgeschlossen. Unter den Diskutanten waren auch Henning von Wistinghausen, Paul S. Ulrich, Zenaida des Aubris u.a. Wiedemann betonte bei dieser Gelegenheit, dass die Kotzebue-Gespräche eine Institution an sich geworden seien. Die Veranstalter und Unterstützer der Konferenz waren die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, die Estnische Musik- und Theaterakademie, die Akademische Bibliothek der Universität Tallinn sowie die Estnische Botschaft in Berlin.

Wie lange lebt ein Historiker?  
Robert Vipper in der russischen,  
lettischen und sowjetischen  
Geschichtsschreibung. Bericht zu  
einer Tagung in Riga  
(23.–24. März 2018)

---

---

VON SVETLANA BOGOJAVLENSKA &  
MAIKE SACH

Der russische Historiker Robert Ju. Vipper (1859–1954), langjähriger Professor der Moskauer Universität und zuletzt auch Mitglied der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften, ist heute vor allem im östlichen Europa als Universalhistoriker mit einem besonderen Interesse für Kirchengeschichte, Alte Geschichte und Methodologie bekannt. Im westlichen Europa und in den USA ist er allenfalls Spezialisten ein Begriff und dies oftmals eher aufgrund seiner Biografie über Ivan IV., die einen seiner eher seltenen Ausflüge in die russische Geschichte darstellte. Denn es war gerade diese Arbeit, die insbesondere nach ihrer Überarbeitung in der Stalinzeit Anknüpfungspunkte für den Personenkult bot. Auch der berühmte Regisseur Sergej Eisenstein nutzte Vippers Werk für seine filmische Adaption des Stoffes. Dadurch und wegen der Besonderheiten seiner Rezeption ist der Blick auf Vipper als überaus interessanter Historiker mit einem umfangreichen und thematisch vielgestaltigen Werk zumindest aus westlicher Perspektive verstell.

Die großen historischen Umbrüche, deren Zeuge er wurde, hinterließen in seiner Biografie tiefe Spuren. Da Vipper sich mit den neuen Verhältnissen in der jungen Sowjetunion nicht arrangieren konnte, emigrierte er in fortgeschrittenem Alter 1924 in die junge bürgerliche Republik Lettland. Dort fand er an der neugegründeten Universität Lettlands in Riga ein neues Wirkungs- und Themenfeld in Gestalt der lettischen Geschichte, ging aber nach der Annexion der baltischen Staaten im Frühling 1941 nach Moskau zurück. Vor diesem Hintergrund sollte im Rahmen der Tagung, die von der Universität Lettlands, der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz und dem Deutschen Historischen Institut Moskau veranstaltet wurde, versucht werden, zunächst einmal eine Zusammenschau des Lebens und Werks Vippers in einzelnen Vorträgen zu bieten, um anschließend dessen



spezifischen Beitrag und seine Bedeutung für unterschiedliche wissenschaftliche Milieus und Themenfelder und damit auch für einzelne Phasen seines Lebens herauszuarbeiten. Die Tagung wurde mit Grußworten von Ilgvars Misāns (Riga) und Nikolaus Katzer (DHI Moskau) eröffnet, die beide auch auf die thematische Arbeit der beiden folgenden Tage hinleiteten.<sup>1</sup> Im Rahmen der Eröffnung stellte Irina Buša (Bibliothek der Universität Lettlands) eine virtuelle Ausstellung über Vippers Wirken in Riga vor, die von ihr konzipiert und realisiert worden war und sowohl auf Lettisch als auch auf Russisch abrufbar ist.<sup>2</sup>

In der ersten Sektion wurden Aspekte der Biografie Vippers behandelt: Jan Kusber (Mainz) skizzierte in seinem Vortrag den Werdegang des Historikers im ausgehenden Zarenreich und der frühen Sowjetunion nebst dessen wesentlichen Tätigkeitsfeldern. Das besondere an seinem Schaffen sei gewesen, dass er Beiträge zur Historiografie und Wissenschaftsgeschichte sehr unterschiedlicher Welten – des ausgehenden Zarenreiches, der lettischen Republik der Zwischenkriegszeit sowie der Sowjetunion – geleistet habe. Antonina V. Šarova (Moskau) konzentrierte sich in ihrem Vortrag auf die konkreten Umstände zunächst der Ausreise des Historikers und seiner Familie nach Lettland und später seiner Wiederaufnahme in das sowjetische Wissenschaftssystem. Vipper sei während seiner Emigration als „bürgerlicher Historiker“ in der Sowjetunion keineswegs vergessen worden, seine Rückkehr sei auf eine direkte Anordnung Stalins erfolgt. Mithilfe einer genauen Analyse späterer Texte Vippers gelang es Šarova, dessen Anpassung an die neuen politischen und gesellschaftlichen Umstände nachzuzeichnen.

Als Auftakt zur zweiten Sektion gab Detlev Henning (Lüneburg) einen Überblick über die Entwicklung der lettischen Historiografie insgesamt, wobei er die spezifischen Herausforderungen, mit der sich die noch junge Disziplin konfrontiert sah, betonte. Henning bemühte sich um eine Einordnung von Vippers Lehr- und Forschungstätigkeit als außerplanmäßiger Professor für Neuere Geschichte in Riga und skizzierte in einem Ausblick auch den Beitrag des mittlerweile in die Sowjetunion zurückgekehrten Historikers zur Konzipierung einer Geschichte der Lettischen SSR, die schließlich von 1952–1958 auf Russisch erschien. Die Versuche Vippers, die lettische Geschichte in einen europäischen Kontext zu stellen, exemplifizierte Maike Sach (Mainz/Emden) im Rahmen ihres Vortrages, der einen bislang unveröffentlichten Vorlesungszyklus Vippers über die mittelalterliche Geschichte zum Gegenstand hatte. In seinen Vorlesungen habe Vipper ein nationallettisches Narrativ in Abgrenzung zu deutschbaltischen Konzeptionen am Beispiel zentraler Themen der deutschbaltischen

<sup>1</sup> Eine Veröffentlichung der Beiträge ist geplant, der Tagungsband soll in der Reihe „Transformationen – Differenzierungen – Perspektiven. Mainzer Studien zur Neuzeit“ im Verlag Peter Lang erscheinen.

<sup>2</sup> Siehe unter der URL: <https://www.biblioteka.lu.lv/izstades/virtualas-izstades/roberts-vipers> (letzter Zugriff 22.1.2019).

Historiografie entworfen, dabei stark komparatistisch gearbeitet und baltische Geschichte und die mit ihr verbundene Region als das Ergebnis einer Überlappung ganz unterschiedlicher transnationaler Prozesse und Bezugsgrößen präsentiert.

Einen Ausklang fand der erste Konferenztag in einem Besuch der Handschriften-Abteilung der Akademischen Bibliothek Lettlands (Misiņa-Bibliothek). Dort zeigte Aija Taimiņa, die Leiterin der Handschriftenabteilung, ausgewählte handschriftliche Quellen zur Tätigkeit Robert Vippers als Hochschullehrer und Geschichtsforscher in Riga, darunter den kurz zuvor im Vortrag von Maike Sach behandelten unveröffentlichten Vorlesungszyklus, aber auch Korrespondenz mit Schülern sowie deren Erinnerungen an ihren akademischen Lehrer.

Der zweite Konferenztag wurde von Gvido Straube (Riga) eröffnet, der in seinem Vortrag Vippers Beitrag zur Erforschung der Geschichte der Leibeigenschaft in Lettland nachzeichnete und dessen Bedeutung für die sich neu konstituierende Zunft der Historiker Lettlands aufzeigte. Der Feder Vippers entstammten in den Jahren seiner Tätigkeit in Lettland 18 Publikationen zur Agrargeschichte Lettlands. In diesen Publikationen habe er die Leibeigenschaft als einen rechtlichen Stand gesehen und behandelt, ganz im Gegensatz zur deutschbaltischen Historiografie, in der die Leibeigenschaft als eine wirtschaftliche Notwendigkeit dargestellt worden sei. Dabei habe Vipper auch neue juristische Quellen erschlossen und in die wissenschaftliche Diskussion eingebracht.

Valda Kļava (Riga) stellte in ihrem Beitrag Vippers Konzeption der Frühen Neuzeit vor, die in der lettischen Ausgabe seines Handbuchs zur Geschichte greifbar wird, ein Werk, das ebenfalls als Gegengewicht zur deutschbaltischen Sichtweise verstanden werden kann. Vipper habe hier eine eigene Periodisierung vorgeschlagen: So habe er den Beginn der Neuzeit nicht mit der Reformation, sondern mit dem Ausbruch der *Glorious Revolution* in England und damit erst im 17. Jahrhundert angesetzt. In Lettland habe er keine besonderen Kennzeichen für die Epoche der Neuzeit gesehen, denn alles habe hier unter dem Vorzeichen der Kolonialherrschaft gestanden. Vipper habe hier ebenfalls die europäische Dimension der Geschichte Lettlands herausgearbeitet.

In der vierten Sektion widmete sich Ilgvars Misāns zunächst Vippers geschichtsphilosophischen Ansichten, die dieser während seiner Jahre in Lettland formuliert hatte. Der Referent lotete dabei die Breite des Spektrums an Fragen aus, die Vipper zum ersten Mal an die Geschichte Lettland und damit auch an die örtliche Geschichtswissenschaft gestellt habe. Vipper sei der Ansicht gewesen, dass die zeitgenössischen Geschichtstheorien, die historische Prozesse zu erklären suchten, für die Erhellung der Geschichte neuer Nationen wie der lettischen nicht geeignet seien. Daher habe er unter anderem dafür plädiert, die Gegenwart nicht aus der

Vergangenheit verstehen zu wollen, sondern aus der Gegenwart heraus die Vergangenheit zu erschließen.

Natal'ja Almazova (Moskau) stellte die Anfänge der wissenschaftlichen Karriere des Althistorikers Vipper in Moskau dar. Damals befasste sich Vipper umfassend mit der Alten Geschichte, brachte sie in ein Konzept und suchte dieses in Form von Hand- und Lehrbüchern zu vermitteln; bis heute sei dieser Anspruch in der russischen Historiografie einzigartig. In all seinen Arbeiten zum Altertum habe Vipper die Rolle der nicht-hierarchischen Strukturen des alten Griechenland und des alten Rom unterstrichen, auf welchen die besondere Kreativität dieser Gesellschaften und ihre Zivilisation gründeten. Die Bedeutung, die Vipper diesen nicht-hierarchischen Strukturen eingeräumt habe, sei gleichzeitig auch ein Konzept gewesen, welches Vippers gesamtem Werk zur Alten Geschichte theoretisch zugrunde lag und es damit auch vereinte.

Die fünfte Sektion der Tagung leitete Dmitrij Volodichin (Moskau) ein, der in seinem Vortrag besonders auf die Entstehungsgeschichte und die Überarbeitung des im Westen wohl bekanntesten Werkes Vippers, „Ivan der Schreckliche“, einging. In der ersten Ausgabe des Buches aus dem Jahr 1922 habe Vipper ein realitätsgetreues Bild Ivans IV. mit allen seinen Stimmungsschwankungen und Zweifeln gezeichnet. In der überarbeiteten, den Anforderungen der sowjetischen Geschichtspolitik angepassten Ausgabe, die während des Zweiten Weltkrieges in Moskau entstand und welche auch für die deutsche Ausgabe von 1947 als Grundlage genommen wurde, sei das Bild Ivans jedoch stark vereinfacht worden. Diese Veränderungen seien in erster Linie Streichungen geschuldet gewesen, die von Redakteuren und nicht von Vipper selbst vorgenommen worden seien. Aleksandr Gordon (Moskau) setzte das Thema der Beschäftigung Vippers mit der Geschichte Ivans IV. in seinem Vortrag fort, wobei er die Notwendigkeit einer für ideologische und propagandistische Zwecke überarbeiteten Neuauflage des Werkes über Ivan IV. während des Zweiten Weltkrieges damit erklärte, dass das stalinistische System zu dieser Zeit ein historisches Beispiel einer selbstsicheren Herrscher- bzw. Führungspersonlichkeit gebraucht habe, welche das russische Volk zu militärischen Siegen führt. Daher seien alle Passagen in Vippers Buch gelöscht und geändert worden, die die menschliche Natur und den Charakter Ivans IV. behandelt hätten.

In der letzten Sektion der Tagung stellte Svetlana Bogojavlenska (Mainz) Vippers Ansichten zur Funktion des Geschichtsunterrichts in den Schulen der russischen Minderheit und die Rezeption seiner Ideen und Geschichtslehrbücher durch russische Geschichtslehrer in Lettland während der Zwischenkriegszeit dar. Besonders interessant erscheint in diesem Zusammenhang, dass Vipper in Riga ein Schulbuch zur Geschichte Russlands herausgab, das jedoch im Vergleich zu seinen anderen Lehrbüchern kaum Verwendung im Unterrichtsalltag damaliger russischer Schulen gefunden hat.

Abschließend widmete sich Svetlana Kovaļčuk (Riga) in ihrem Vortrag der Zusammenschau der wissenschaftlichen Aktivitäten Vippers und seines Sohnes, des Kunsthistorikers Boris Vipper. Dabei unterstrich sie die Bedeutung des Werks der beiden Wissenschaftler für Lettland in der Zwischenkriegszeit: Die Publikationen und Studien Robert Vippers seien ebenso wie die in Lettland entstandenen Werke von Boris Vipper immer noch in den Kreisen einschlägig arbeitender (Kunst)Historiker gefragt.

Auch wenn die Beiträge der Referenten unterschiedliche Facetten des Wirkens des Historikers Robert Vipper beleuchteten, so zogen sich durch die Beiträge aller Vortragenden folgende Beobachtungen: Zunächst wurden Veränderungen in den politischen Ansichten und wissenschaftlichen Annahmen Vippers diagnostiziert, die auf die persönliche Erschütterung aufgrund der politischen Entwicklungen nach dem Ersten Weltkrieg, der Revolution von 1917 und ihrer Folgen zurückgeführt wurden. Diese Erfahrungen hätten den Historiker ferner dazu geführt, die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte zu überdenken, ihr fortan mehr Aufmerksamkeit zu schenken und die Bedeutsamkeit einzelner historischer Ereignisse zu unterstreichen. Außerdem habe Vipper für die Einbettung der lettischen und der russischen Geschichte in den gesamteuropäischen Kontext plädiert, was ermöglichen würde, durch – *avant le lettre* – transnationale Vergleiche die Besonderheiten einer regionalen Entwicklung ebenso herauszuarbeiten, wie die Zusammenhänge lokaler historischer Entwicklungen mit allgemeineuropäischen Prozessen zu analysieren und sichtbar zu machen.

# Wie postkolonial ist der Poststalinismus Oder „Let the Hegemon Speak“. Anmerkungen zu zwei Neuerscheinungen

---

---

VON KARSTEN BRÜGGEMANN

EPP ANNUS: *Soviet Postcolonial Studies. A View from the Western Borderlands*. Routledge. London, New York 2018. 281 S. Ill. ISBN 9780415786928.

PAVEL KOLÁŘ: *Der Poststalinismus. Ideologie und Utopie einer Epoche* (Zeithistorische Studien, 57). Böhlau Verlag. Köln, Weimar und Wien 2016. 370 S. ISBN 9783412505264.

Die beiden Bücher, die mich zu diesem ausführlichen Kommentar inspirieren, haben inhaltlich-methodisch wenig miteinander gemein, doch behandeln sie dieselbe Zeit und denselben Raum: Nachkriegsosteuropa. Darüber hinaus gehören beide Autoren der Generation an, die um 1970 in Ländern unter sowjetischer Vorherrschaft geboren wurde. Während Epp Annus diesen persönlichen Hintergrund ihrer Studie auch explizit erwähnt – eine Praxis, die als „subjectivity statement“ immer populärer wird –, macht Pavel Kolář hiervon keinen Gebrauch. Seinem Titel nach zu urteilen, finden wir bei ihm die Ideologieggeschichte einer „Epoche“, die sich bei näherem Hinsehen auf die Zeit von 1956 bis ungefähr 1968 in den drei Volksrepubliken Polen, der DDR und der ČSSR erstreckt. Annus wiederum verspricht einen postkolonialen Blick aus den „westlichen Grenzländern“, als die sich Litauen, Lettland und Estland entpuppen – entgegen der ursprünglichen Bedeutung des Terminus, der sich im Zarenreich auf die ukrainisch-belarussisch-litauischen Regionen bezog. Es sei schon an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Kolář dem transnationalen Anspruch seiner Drei-Länder-Studie weitaus stärker nachkommt, schon, weil er alle drei Sprachen beherrscht; Annus hingegen thematisiert lettische und litauische Bezüge leider nur am Rande.

Als Ausgangspunkt steht über meinem Beitrag aber in erster Linie die Frage, mit welchen Fragestellungen die Geschichte der baltischen Sowjetrepubliken in Zukunft geschrieben werden könnte. Beide Autoren haben zur Annäherung an diese Zeit unterschiedliche Ansätze gewählt, die sich zwar durchaus in der weiteren Perspektive ergänzen, aber doch differierende Ergebnisse zeitigen. Dass Kolář sich nicht mit den

baltischen Sowjetrepubliken, ja nicht einmal mit einer anderen Region der UdSSR beschäftigt, ist in dieser Hinsicht unwichtig, haben doch die Volksrepubliken mit Estland, Lettland und Litauen durchaus vieles gemein, so z.B. den Umstand, erst in den 1940er Jahren unter sowjetische Dominanz geraten zu sein und nicht bereits nach 1917. Ihre Bevölkerungen eint die lebendige Erinnerung an die Zeit der Unabhängigkeit und damit eine das historische Gedächtnis spürbar prägende Dominanz der Kategorie „Nation“ über die der „Klasse“; ein Konflikt, den die Sowjetunion bekanntlich nie ganz zu lösen vermochte. Kolářs Buch in die Besprechung einer konkret das Baltikum betreffenden Arbeit miteinzubeziehen, soll nicht nur ein produktives Gegengewicht zur Diskussion von Annus' Studie schaffen, sondern auch als Aufruf verstanden werden, in der baltischen Geschichtsschreibung die Erfahrungen der Volksdemokratien stets als Folie im Hinterkopf zu haben.

Im Gegensatz zu dem Historiker Kolář befasst sich die Literaturwissenschaftlerin Annus mit der gesamten Periode der Sowjetherrschaft von den 1940er Jahren bis zur „Singenden Revolution“. Bekanntlich wissen wir über die Eckpunkte, d.h. die Phase der „Sowjetisierung“ wie den Prozess der Loslösung vom Moskauer Diktat, bereits recht viel. Kolář spricht diesbezüglich von einer „chronologischen Verzerrung“ (S. 16). Annus möchte aber weniger zur Aufklärung dieser bislang noch weitgehend unerforschten Zeit beitragen, als vielmehr ihre akademische Leserschaft mit einer postkolonialen Perspektive auf die Sowjetunion vertraut machen. Hierfür soll die Geschichte des Baltikums als Beispiel dienen.

Was verspricht die Autorin sich und uns von diesem Ansatz? Sie will in erster Linie die Skeptiker davon überzeugen, dass postkoloniale Fragestellungen auch in Bezug auf die Sowjetunion und Osteuropa einen eigenen Wert besitzen und notwendig sind, weshalb sie ihre Ausführungen zu den baltischen Sowjetrepubliken mit einem anspruchsvollen theoretischen Apparat unterfüttert, dessen Erläuterung gut hundert Seiten umfasst. In der Tat ist der Einbezug der sogenannten „Zweiten Welt“ in die postkoloniale Theorie erst jüngerer Datums und maßgeblich von Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern aus den drei baltischen Staaten angeregt worden.<sup>1</sup> Auf diesen „weißen Fleck“ in der postkolonialen Agenda hatte bereits David Chioni Moore aufmerksam gemacht, der in einem fulminanten Essay und mit nachvollziehbaren Gründen den Einbezug des postsowjetischen und chinesischen Raumes einforderte.<sup>2</sup> Mit dieser glo-

<sup>1</sup> Siehe *Baltic Postcolonialism*, hrsg. von VIOLETA KELERTAS, Amsterdam und New York 2006 (*On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics*, 6).

<sup>2</sup> DAVID CHIONI MOORE: *Is the Post- in Postcolonial the Post- in Post-Soviet? Toward a Global Postcolonial Critique*, in: *Publications of the Modern Language Association of America* 116 (2001), S. 111-128 (aktualisiert in *Baltic Postcolonialism* [wie Anm. 1], S. 11-43). Annus selbst macht in ihrem Buch deutlich (S. 86f.), dass die ursprünglich marxistische, antikapitalistische Stoßrichtung der „Postcolonial

balen Dimension verliert das Postkoloniale seine Exklusivität und seine einseitige Ausrichtung auf die kolonialen Praktiken des „Westens“ in der „Dritten Welt“. Er lässt sich so gut in die Phalanx der transnationalen Forschungsrichtungen einordnen, die für die Geschichtswissenschaft mittlerweile in vielen Teilen der Welt prägend geworden sind.

Annus stellt etwas ungeduldig fest, dass „Soviet (post)colonialism“ zwar bereits seit einiger Zeit diskutiert werde, Autoren sich aber immer noch mit „elementary questions of a definitional value“ herumschlagen, und fragt schließlich, warum sich der Postkolonialismus immer noch nicht im Feld der Sowjetunionstudien etabliert habe (S. 66). Es sei in dieser Hinsicht die Frage des Historikers erlaubt, was dieser zweifellos populäre interdisziplinäre und, wenn es gestattet ist, „politisch korrekte“ Ansatz an Mehrwert bringt. Letztlich bring jedes Herrschaftsverhältnis „postkoloniale“ Verhältnisse hervor und – so jedenfalls eine Autorität auf dem Gebiet der „Postcolonial Studies“, Gayatri Chakravorty Spivak – jedes dieser Verhältnisse ist anders: „Every postcoloniality is situated, and therefore different“.<sup>3</sup>

Es kann an dieser Stelle nicht um die Diskussion darum gehen, ob die Sowjetunion ein Kolonialreich war oder nicht bzw. ob sich ihre Herrscher selbst als Kolonialherren an der Ostsee fühlten (das Selbstverständnis der „colonizer“ spielt in diesem Ansatz ohnehin nur eine untergeordnete Rolle). Annus selbst bemüht eine Reihe von historischen Fachleuten, die den Begriff „kolonial“ in Bezug auf Moskaus Vielvölkerreich nutzen und erklärt, die Sowjetunion habe sich in ein „fully formed empire“ (S. 35) entwickelt. Und da ihr zufolge in den „Postcolonial Studies“ Imperien generell als koloniale Imperien verstanden werden (S. 44), muss man es einfach einmal so stehen lassen: imperial = kolonial. Allerdings postuliert Annus dann doch nicht, dass die baltischen Staaten und Ostmitteleuropa Kolonien der UdSSR gewesen seien – „the Western borderlands of the Soviet Union were not fully colonial societies“ (S. 13f.). Vielmehr hätte in den baltischen Republiken ein „ethnically dissimilar legal entity“ alle Lebensbereiche zwangsreorganisiert und seinen Einfluss von außerhalb des traditionellen Staatsgebiets der besetzten Länder ausgeübt. Dieses Verhältnis sieht die Autorin als „colonial matrix of power“ (S. 14) und als Ausdruck einer Kolonialherrschaft („colonial rule“), die auf die „initial occupation“ gefolgt sei (S. 21). Es sei also „rather easy“ das Sowjetregime als ein koloniales zu klassifizieren (S. 43), wobei es in den baltischen Republiken wie auch in Ostmitteleuropa nie voll realisiert werden konnte, da es stets „anti-colonial discourses“ gegeben habe (S. 103). Dass diese „koloniale Matrix“ vielleicht gar nicht völlig realisiert werden sollte, weil es nach dem Tod Stalins nicht mehr in das Konzept des Zentrums passte, kommt Annus

---

Studies“ Probleme hatte, ausgerechnet in der Sowjetunion, die sich den Antikolonialismus auf die Fahnen geschrieben hatte, eine Kolonialmacht zu sehen.

<sup>3</sup> VITALY CHERNETSKY, NACY CONDEE, HARSHA RAM und GAYATRI CHAKRAVORTY SPIVAK: Are We Postcolonial? Post-Soviet Space, in: Publications of the Modern Language Association of America 121 (2006), S. 828-836.

gar nicht erst in den Sinn, weil, wie gesagt, Moskau für ihre postkoloniale Analyse keine Rolle spielt.<sup>4</sup>

Es ist zweifellos eine Stärke des postkolonialen Ansatzes, dass er keineswegs von einer einseitigen Machtausübung des kolonisierenden Teils der Beziehung ausgeht (à la Totalitarismustheorie), sondern die Existenz komplexer ideologischer Netzwerke und komplizierter Machtkämpfe postuliert, in denen „colonial, anticolonial, and decolonial discourses, or different Soviet and national discourses“ koexistierten und sich um die Vorherrschaft stritten (S. 14). Mithin lösen sich auch die Grenzen zwischen Kolonisierern und Kolonisierten auf, indem die gegenseitige Durchdringung beider kultureller Sphären bzw. die Hybridität der Identitäten und Beziehungen in der kolonialen Situation erkannt wird. Genau hierin liegt auch für Historiker das Potential des Ansatzes hinsichtlich der Esten, Letten und Litauer, mit dessen Hilfe die typische Dichotomie zwischen „Opfer“ und „Täter“, die ja zweifellos Teil der „kolonialen Matrix“ ist, durchbrochen werden könnte.

Ende der 1980er Jahre beantwortete Spivak die in den Kanon der Richtung eingegangene Frage „Can the Subaltern Speak“ noch negativ – in der kolonialen Situation könne der Subalterne nicht sprechen.<sup>5</sup> Diesen „Subalternen“ zum Sprechen zu bringen, ist nachgerade Agenda der ganzen Richtung geworden. Annus ist klug genug, diese Annahme für sowjetische Verhältnisse zu hinterfragen, auch wenn sie zunächst auf den Zwangscharakter von erzwungenen Äußerungen verweist, z.B. um die Verstecke der „Waldbrüder“ zu verraten. Sie weiß aber, dass bei aller Kontrolle der öffentlichen Sprechakte stille Untertanen nicht akzeptiert, d.h. laute Loyalitätsbekundungen Pflicht waren (S. 17). Dass die baltischen Sowjetbürger sehr wohl in der Lage waren zu sprechen, wussten in erster Linie die Sicherheitsorgane, in deren Archiven unzählige, gerade auch nicht konforme Äußerungen schlummern. Die Vorstellung eines „Doppellebens“ zwischen der offiziellen Sphäre und der heimischen Küche ist so sehr in die Folklore der Zeit eingegangen, dass tatsächlich die Idee der stummen Subalternen hinsichtlich der baltischen Sowjetrepubliken nicht haltbar ist. Zudem wäre es nachgerade naiv zu behaupten, der Welt mangle es an Stimmen der „Unterdrückten“ aus der Region; schließlich stammt die Historiografie der letzten 20 Jahre zum Thema Sowjetisierung mittlerweile zum großen Teil aus baltischer Feder. Die Subalternen zum Sprechen zu

<sup>4</sup> Hier wäre an Elena Zubkovas These zu erinnern, die baltischen Sowjetrepubliken hätten eine Art „Vitrine“ des Sozialismus sein sollen. ELENA JU. ZUBKOVA: *Pribaltika i Kreml' 1940–1953* [Das Baltikum und der Kreml 1940–1953], Moskau 2008, S. 125, 337. Dass Annus bei aller nicht immer überzeugenden Kritik immer wieder betont, wie „bemerkenswert“ Zubkovas Arbeit sei (S. 40f., 89f.), lässt auf typische Vorurteile gegenüber der Wissenschaft in der Russischen Föderation schließen – als ob russische Historikerinnen keine stalinkritischen Bücher schreiben könnten.

<sup>5</sup> GAYATRI CHAKRAVORTY SPIVAK: *Can the Subaltern Speak?*, in: *Marxism and the Interpretation of Culture*, hrsg. von CARY NELSON und LAWRENCE GROSSBERG, Urbana, Ill. 1988, S. 271–312.



bringen kann es somit nicht sein, was Annus ihrem Publikum zu bieten hat – und viele Stimmen dieser „Subalternen“ aus der Zeit der Sowjetherrschaft (also nicht in Form von später verfassten Erinnerungen) finden sich in ihrem Buch auch nicht.

Bleibt zu fragen, ob sich die „europäischen“ Balten selbst als Kolonialvölker fühlen bzw. gefühlt haben. Allerdings ist das eine naive Frage. Annus zufolge beruht die Vorstellung, kolonisierte Völker seien unterentwickelt und unreif, auf populären, durch die Belletristik – „Onkel Toms Hütte“ – geprägten Annahmen. Man müsse sich von seinen eigenen orientalisierenden Vorurteilen befreien, erklärt sie, um in „die Zone des postkolonialen Denkens“ eintreten zu können (S. 62).

Mir scheint allerdings, dass diese „Zone“ hinsichtlich der Sowjetunion einen blinden Fleck hat. Annus erklärt, dass postkoloniale Wissenschaft den „Schaden“, den das sowjetische Regime für die Russen und die russische Gesellschaft bedeutete, nicht minimieren oder gar verneinen wolle. Aber ein postkolonialer Ansatz könne nur die spezifischen imperialen Matrixen der Macht und Herrschaftsstrategien „in ethnically differing parts of the Soviet empire“ beleuchten (S. 70). Nach all dem, was man zuvor über die Möglichkeiten des Ansatzes gelesen hat, ist das eine überraschende Selbstbeschränkung, zumal die wesentlichen Elemente dieser „imperial matrices of power“ ohne Probleme auch auf die russische Bevölkerung übertragen werden könnten: erzwungene Loyalitätsbekundungen, Terror (das Motiv der „gepackten Koffer“, S. 37) oder z.B. die Dichotomie „wir“ gegen „sie“, die es (nicht nur) in jeder Diktatur gegenüber den Mächtigen gibt; Viacheslav Morozov spricht zu Recht von Russland als einem „subaltern empire“.<sup>6</sup>

Warum brauchen wir diese Essentialisierung des ethnischen Unterschieds? Dass die russischsprachigen Migranten in der Estnischen und der Lettischen SSR nicht zwangsläufig die Rolle von Kolonisierern einnahmen, wird konzediert. Die Möglichkeit, dass diese selbst womöglich Kolonisierte sein konnten (oder estnische/lettische Kommunisten die Kolonisierer?), bleibt ausgespart. Was wäre denn die „legal entity“, welche die koloniale Matrix an der Ostsee einsetzte? Die UdSSR? Aber die drei ehemaligen unabhängigen Staaten waren bereits Teil davon. Die RSFSR? Die war selbst extrem multinational. Zwar ist die „koloniale Situation“ stets diskursiv aufzufassen (S. 90); wenn aber die postkoloniale Theorie hinsichtlich der Russen in der Sowjetunion sprachlos und somit die ethnische Differenz zwischen Kolonisierern und Kolonisierten der einzig ausschlaggebende Faktor für ihre Anwendbarkeit ist, dann fragt man sich, wie dieser Ansatz unser Verständnis der sowjetischen Geschichte bereichern soll. Warum kann man sich nicht mit dem weniger theoretisch raffinierten Terminus der „Fremdherrschaft“ behelfen? Genau in diesem Kontext

---

<sup>6</sup> VIACHESLAV MOROZOV: *Russia's Postcolonial Identity. A Subaltern Empire in a Eurocentric World*, Houndmills 2015.

keimt bei der Lektüre der Verdacht auf, dass Annus' Studie nolens volens letztlich doch nur eine Verstärkung des klassischen baltischen Narrativs der Opfergeschichte bewirkt, sich aber dabei eines komplexen theoretischen Instrumentariums bedient, welches diese aus dem Alltag gewonnene Erzählung nachgerade mit akademischen Weihen schmückt. Solange „gut“ und „böse“ hinsichtlich der Sowjetrepubliken nur mit Hilfe von ethnischen Kategorien gedacht werden können, kommen wir in transnationaler Hinsicht auch nicht weiter.<sup>7</sup>

So erfährt man insgesamt doch kaum etwas Neues aus der sowjetbaltischen Erfahrungswelt, was über die bekannten Aspekte der Unterdrückung hinausginge. Die Beobachtung, seit Mitte der 1950er Jahre habe der Zulauf in die Partei gezeigt, dass die Bevölkerung verstanden hatte, dass das Regime gekommen war, um zu bleiben, wird mit der ganz und gar postkolonialen These garniert, daraufhin seien „new forms of hybridity“ entstanden. Die Kulturen der Kolonialisierer und der Kolonisierten hätten sich aufeinander zu bewegt und Wertesysteme verändert (S. 99). Leider bleibt es in der Folge bei Formulierungen wie dieser: „The hybridization and merging of national and Soviet modernities took place over some decades“ (S. 127). Nähere Ausführungen z.B. zu Parteimitgliedern aus den lokalen Bevölkerungen hätten diesen Befund weiter unterstreichen können. Über vage Andeutungen, wie etwa der These der kulturellen Anziehungskraft („allure“) der russischen Hauptstädte auf die Balten (S. 131f.) oder die „diskursive Normalität“, dass sich Balten und „Siedler“ (!) immer ähnlicher wurden (S. 180), geht die Autorin nicht hinaus. Annus konzentriert sich vor allem auf Anzeichen eines antikolonialen Diskurses. Das aber ist altbekannt, darüber findet sich bereits genug in der Literatur, wenn auch eher unter der Rubrik des (passiven) Widerstands.

Natürlich dürfen auch die Liederfeste als „thoroughly postcolonial phenomenon“ nicht fehlen (S. 151), schließlich seien sie schon im 19. Jahrhundert antikolonial motiviert gewesen und waren Produkt kolonialer Umstände (der „kolonialen Situation“, welche wohl die katholische Mission des 13. Jahrhunderts kreierte hatte?). Trotz des sowjetischen Kontextes der Feste in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hätten sich während der Konzerte „moments of national sublime“ ergeben, wodurch die nationale Identität gesichert werden konnte (S. 157). Um nicht falsch verstanden zu werden: faktisch ist dagegen nichts einzuwenden. Und es ist richtig, in diesem Kontext darauf hinzuweisen, dass diese Tradition der Liederfeste deutsche Vorbilder hat (und die heute noch populäre Form der Tanzfeste sowjetisch beeinflusst ist). Doch hat z.B. Violeta Davoliūtė ohne die postkoloniale

---

<sup>7</sup> Etwas anderer Ansicht ist der Sozialwissenschaftler MARTIN EHALA: Nõukogude lääne vaatenurk lääne nõukogudeuringutele [Ein Blick aus dem sowjetischen Westen auf die westliche Sowjetunionforschung], in: Keel ja Kirjandus 61 (2018), Nr. 6, S. 497-500.

Theorie über Gebüh'r zu strapazieren in ihrer Arbeit zur Litauischen SSR<sup>8</sup> viel mehr über die „entanglements“ zwischen nationaler Kulturelite und der Partei erzählt und gerade so verdeutlicht, wie das Regime selbst zu dieser Bewahrung der nationalen Identität beitrug. Allerdings fehlt auch bei Davoliūtė der allsowjetische Kontext, wenn sie z.B. den „rustic turn“ in den 1970er Jahren beschreibt, die Suche nach einer vorsowjetischen, meist ländlich konnotierten Authentizität der Nationalkultur, die zeitgleich auch in den russischen Regionen des Landes stattfand. Annus ergänzt ihre Kollegin hier mit estnischen Beispielen (S. 156f.), weiß aber, dass Vergleichbares global Einfluss hatte (S. 210), ohne jedoch die Parallelen im antikolonialen Diskurs der Russen explizit zu benennen.

Im letzten Kapitel untersucht Annus die Privatsphäre der „colonial subjects“. Ausgehend von Homi Bhabhas These, unter einem Kolonialregime seien auch die eigenen vier Wände kein „save haven“ mehr (S. 204), macht sie indes deutlich, dass der Umzug in die sowjetischen Neubaugebiete als persönlicher Fortschritt wahrgenommen wurde und man sich in den eigenen vier Wänden durchaus geborgen fühlen konnte (und sei es mit Micky Maus und Donald Duck an der Klotür – auch dies wiederum ein allsowjetisches Phänomen). Die kolonialen Aspekte seien insgesamt eher indirekt „on the level of cultural imaginary“ aufgetreten, indem alle alltäglichen Unannehmlichkeiten stereotyp auf „ihre“, d.h. der „Russens“, Präsenz geschoben wurden (S. 226).<sup>9</sup>

In ihrer Einleitung berichtet Annus von einem Zwischenfall in den späten 1970ern, als sie als Zehnjährige am Strand bei Tallinn von einem russischen Soldaten in einer fremden Sprache grob darauf aufmerksam gemacht worden sei, dass sie hier nicht spazieren gehen dürfe. Dies sei die russische Präsenz gewesen, die die Balten subkutan erfahren hätten. Daher wolle sie die „topography of the possible“ unter der Sowjetherrschaft ergünden. Genau in diesem Punkt aber geht Pavel Kolář viel weiter als Annus. Ohne mit Begriffen der postkolonialen Theorie zu hantieren beschäftigt sich der Autor mit den hybriden kolonialen Subjekten per excellence: den lokalen Kommunisten und ihren Aushandlungen des politischen (bzw. kolonialen) Diskurses.

Als Historiker des Baltikums kann man nur neidisch sein, denn so eine transnationale Studie, die drei Länder erfasst, fehlt für Estland, Lettland und Litauen – und ist wohl auch aus Gründen der Sprachkompetenz kaum in nächster Zukunft zu erwarten. Auch Annus hat einen umfangreichen Quellenkorpus bearbeitet – neben theoretischer Literatur vor allem Memoiren und belletristische Werke –, doch scheint mir Kolářs umfangreiches

<sup>8</sup> VIOLETA DAVOLIŪTĖ: *The Making and Breaking of Soviet Lithuania: Memory and Modernity in the Wake of War*, London 2013.

<sup>9</sup> Nur in einer Anmerkung lesen wir, dass auch die Russen in Estland ihrerseits von „vene värk“ (etwa: „russisches Werk“, „von den Russen verbockt“) sprachen, wenn es um die Begleitumstände des Sowjetregimes ging (S. 231, Anm. 82) – also waren doch auch sie (von den Bolschewiki) Kolonialisierte?

Studium von Stenogrammen der regionalen Parteiorganisationen in den drei Ländern wirklich innovativ zu sein. Diese „Stimmen von unten“ sind eingebettet in generelle Überlegungen über den Charakter des kommunistischen Selbstverständnisses in den drei Zeitabschnitten Stalinismus, Poststalinismus und Spätsozialismus. Dabei geht der Autor davon aus, dass die übliche antagonistische Sichtweise, im Stalinismus habe „ideologischer Fanatismus“ vorgeherrscht, der dann nach Stalins Tod durch „Anpassung und Karrierismus der Parteimitglieder“ ersetzt worden sei, nicht haltbar ist. Unter Hinweis auf Sarah Davies und Alexei Yurchak verweist er auf den widersprüchlichen und ambivalenten Charakter der Identifikation mit der Partei: Die „Ablehnung eines Aspekts der offiziellen Politik des Regimes“ sei durchaus mit der „Unterstützung eines anderen Aspekts“ kompatibel gewesen (S. 9). Die Kommunisten aus dem „verengenden Bild des ‚totalitären‘ Verbrechers oder bornierten Parteiapparatschiks“ herauszulösen und ihnen stattdessen „ein menschliches Antlitz“ zu verleihen, klingt als Motivation zunächst etwas ungewöhnlich, macht aber letzten Endes Sinn. Nur so kann ihr Engagement in der Parteiarbeit begriffen werden, durch das auch gezeigt werden kann, dass sie ihren Glauben an die Legitimität der Parteiherrschaft nicht verloren. Der estnische, lettische und litauische Kommunist ist für uns demgegenüber weiterhin höchstens Projektionsfläche, sei es als eine Art williger Vollstrecker zentraler Direktiven, sei es als bewusster Verfechter der nationalen Sache in der Höhle des Löwen. Dass sich gerade Letzteres sehr gut mit einem Selbstverständnis als Kommunist vertrug, zeigt Kolářs Studie eindrucksvoll (auch wenn die „Matrix kolonialer Herrschaft“ in den Volksdemokratien Ostmitteleuropas natürlich anders ausgerichtet war als in den Sowjetrepubliken).

Nikita S. Chruščevs Abrechnung mit Stalin Anfang 1956 ist für Kolář nicht der Anfang vom Ende des sozialistischen Projekts, sondern der Auftakt für eine relativ stabile Periode in der Geschichte der ostmitteleuropäischen Volksdemokratien (vom Aufstand im Ungarn bis zum „Prager Frühling“). Die kommunistische Utopie sei in dieser Zeit nicht verschwunden, sondern aus einer radikalen Zukunftsvision in räumlich wie zeitlich fragmentierte Erzählungen umgewandelt worden, in denen neben der Vorstellung einer idealen Zukunft auch der Topos der „Rückkehr“ (zu Lenin, zu nationalen Traditionen der Arbeiterbewegung) wichtig geworden sei. Es wandelte sich in dieser Zeit infolge des Endes der physischen Gewaltanwendung, der Lockerungen im Kulturleben und des aufkommenen Konsumangebots nicht nur das Verhältnis der herrschenden Parteien zur Gesellschaft. „Auch der Legitimitätsglaube der Kommunisten selbst unterlag einem tiefen Wandel“ (S. 10f.), indem der Verlust des autoritativen Diskurses (personifiziert in der Person des sowjetischen Diktators) mit neuen, vielfältig arrangierten und diversen Umständen angepassten Erzählungen kompensiert werden musste.

Kolář geht es somit darum, was nach 1956 von den das Regime legitimierenden sozialistischen Meistererzählungen, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit vermittelt worden waren, noch blieb. Damals wurde Stalin als „Master Editor“ ersetzt durch die Partei und den Rückgriff auf das Erbe Lenins. Dem Autor zufolge gelang es den ostmitteleuropäischen Parteien, ihre Autorität zu erhalten, auch (oder gerade) weil aufgrund der Kritik am Personenkult gefragt werden konnte, warum die Partei denn Stalin nicht habe „erziehen“ können (S. 48f.). Hinsichtlich des nun in Reaktion auf Chruščëvs Hinwendung zu den „Fakten“ einsetzenden „historical turn“, stellt der Autor fest, dass in der Öffentlichkeit (und in den regionalen Parteiorganisationen) eine „gemäßigte Vielfalt“ an Geschichtsdeutungen möglich war (S. 69). Demgegenüber wissen wir nur wenig darüber, wie das Verhältnis zur Geschichte in den baltischen Parteiorganisationen vor und nach den „Säuberungen“ in Riga Ende der 1950er Jahre war.

Festgemacht wird dieser Befund der „gemäßigten Vielfalt“ z.B. an den zahlreichen nationalen Projekten zur Sammlung von Erinnerungen an die revolutionären Ereignisse und den Alltag der Arbeiter, die nun einsetzten. In ihnen trat die Ambivalenz individueller historischer Erfahrungen deutlich hervor, indem diversen gesellschaftlichen Akteuren Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Deren Erzählungen des banalen Alltags relativierten und unterminierten die „stalinistische Monumentalität“ der Revolutionsgeschichte (S. 279). Auf einmal konnte sogar behauptet werden, dass es einem unter dem alten Regime durchaus gut gehen konnte, wenn man den Regeln folgte. Hierdurch wurde „die Notwendigkeit des revolutionären Handelns“ stark in Frage gestellt und die als entschlossene Kampfgemeinschaft imaginierte Arbeiterklasse bis zur Unkenntlichkeit fragmentiert (S. 281f.).

Nachdem die Parteien durch diese „narrative Zersplitterung“ (S. 269) schon das Monopol über die Geschichtsdeutung verloren hatten, mussten sie sich auch mit dem drohenden Verlust der Geschichtssicherheit auseinandersetzen. Dies gelang fürs erste mit einer diskursiven Verstetigung der Zeit, die nicht mehr linear der Utopie entgegenstürmte, sondern – hierin schon ein Vorbote der „Stagnation“ im Spätsozialismus – den Übergang zum Kommunismus vernebelten. Dabei blieb die Rhetorik der Gesetzmäßigkeit der historischen Entwicklung Bestandteil des offiziellen Diskurses, doch wurde sie durch Bezüge auf „Erneuerung“ ihrer Gradlinigkeit beraubt. Insgesamt schreibt Kolář von einem für den Poststalinismus typischen „Weder-noch“ und „Sowohl-Als-Auch“ (S. 306), einer ideologischen Uneindeutigkeit, die wiederum die Räume für individuelle Identifikationen schuf. Ein treffendes Beispiel für die den Funktionären abverlangten Argumentationsspirouetten sei hier angefügt: Als 1958, zum Jahrestag der deutschen Novemberrevolution, in der DDR über deren Charakter diskutiert wurde, stellte Walter Ulbricht mit Nachdruck fest, dass sie eine bürgerliche gewesen sei. Dies widersprach allerdings den Erinnerungen

vieler Genossen, darunter auch zahlreiche ehemalige Sozialdemokraten: Man habe doch damals für den Sozialismus gekämpft! In einem Bericht über eine Sitzung der SED-Kreisleitung Bernburg vom 4. Juli 1958 hieß es salomonisch: „Selbstverständlich haben diese Genossen recht, aber unter den damaligen Bedingungen war es eben eine bürgerlich-demokratische Revolution“ (S. 308).

Zur Uneindeutigkeit der ideologischen Positionen trugen auch die Zuschreibungen bei, mit denen der Begriff der „Nation“ nach 1956 belegt wurde, auch dies ein Bereich, in dem ein Vergleich mit den baltischen Sowjetrepubliken Sinn macht. In Bezug auf das Verhältnis der Parteien zur Nation nimmt Kolář eine Mittelposition ein zwischen dem traditionellen Verständnis der Kommunismusforschung, Letztere hätten den Nationalismus instrumentalisiert, um das Volk auf ihre Seite zu ziehen, und der von Katherine Verdery bezüglich Rumäniens aufgestellten These, die Nation habe den Marxismus überwältigt. Insgesamt habe der Krieg den Rückbezug zur Nation für die Kommunisten der Region aufgewertet, doch habe seit 1948 die Rhetorik des Klassenkampfes wieder die Oberhand gewonnen. Dass Chruščev sich in seiner Rede 1956 dagegen verwahrte, den Nationalismus als Vorwand für Deportationen auszunutzen, hätte den Parteiführungen aber bedeutet, dass „Nation“ durchaus kein Unwort gewesen sei. So habe z.B. die Tausendjahrfeier Polens 1966 gezeigt, wie sich die Parteiführung von der „Welle des Nationalismus“ tragen ließ, doch gibt Kolář zu bedenken, dass in den Reden regionaler Kommunisten der zwanzigjährige „Aufbau des Sozialismus“ im Vordergrund stand. Daher könne man kaum von einer „narrative[n] Dominanz der Nation über die Klasse“ in der Partei sprechen (S. 175). Für die SED war das Verhältnis zur Nation noch komplexer. Die prägende Erfahrungswelt des „Antifaschismus“ der Kriegsjahre war eine gesamtdeutsche gewesen; aber die Lage änderte sich in den Jahren 1949, 1955 und 1961. Das essentialistische Verständnis einer Nation, die, wie es hieß, „dogmatische Auffassung der Nation“ musste nach dem Mauerbau überwunden werden. „Dogmatismus“ indes war ein Charakteristikum der Stalinzeit, sodass Kolář süffisant von einer Wende spricht, „bei der die deutschnationalen Einstellungen (...) als ‚stalinistisch‘ angeprangert wurden“ (S. 179). Wie bei allen ideologischen Kernbegriffen sei auch der Terminus „Nation“ nach 1956 von einer großen Ambivalenz gewesen, er konnte sowohl Freund wie Feind bedeuten. Seine Rückkehr in die kommunistischen Selbstbeschreibungen hätte diese jedoch vielfältiger und gesellschaftsoffener gemacht, was die Anschlussfähigkeit der Parteidiskurse letztlich bewahrt hätte (S. 200).

Die pauschale Einschätzung von Annus, die Veränderungen nach Stalins Tod hätten unter den kolonialen Bedingungen zu einem durch die systemische Gewalt des Regimes fabrizierten „consent“ geführt „until dissent becomes possible“ (S. 39), müsste vor diesem Hintergrund noch einmal überdacht werden. Es stimmt ja, dass seit den späten 1950er Jahren das

offizielle sowjetische Konzept der *kul'turnost'* mit den lokalen Anstrengungen zur Erhaltung und Entwicklung der Nationalkulturen zusammenfiel. So schuf sich das mit einer Zivilisierungsmission angetretene Imperium somit auf lange Sicht die antikolonialen Bewegungen selbst – für Annus ein „typical colonial paradox“ (S. 121). Der postkoloniale Ansatz interessiert sich aber leider offenbar überhaupt nicht dafür, warum dies so war, ob das Zentrum ideologisch blind war oder tatsächlich sehenden Auges in sein Verderben schlitterte.

„Moskau“ ist aber auch der blinde Fleck in Kolářs Buch. Das sowjetische Zentrum kommt als Impulsegeber nur in Form von Chruščevs Rede im Februar 1956 oder als drohende bzw. handelnde Interventionsmacht in den diversen Krisen der Volksdemokratien vor. Wenn aber die Durchschlagskraft dieser einen Rede so groß war, woran kein Zweifel besteht, fragt man sich doch, welche Rolle Moskau weiterhin gespielt hat oder ob die nationalen Diskurse der kommunistischen Parteien wirklich so autonom waren, wie hier geschildert. Dass das polnisch-tschechoslowakische Verhältnis oft weit davon entfernt war, den Idealen der sozialistischen Völkerfreundschaft zu entsprechen, wird ausführlich geschildert. Der Hegemon bleibt indes stumm im Hintergrund. Zumindest in den hier besprochenen beiden Studien – so stumm, dass man fast schon ausrufen möchte: „Let the hegemon speak!“





# BESPRECHUNGEN

ENN TARVEL: *Eesti rahva lugu* [Die Erzählung vom estnischen Volk]. Verlag Varrak. Tallinn 2018. 400 S. ISBN 9789985343142.

Lange Zeit brachte kein professioneller Historiker in Estland den Mut auf, eine „ein-Mann-Geschichte“ des Landes zu verfassen. Außer Lehrbüchern fallen einem nur die Kulturgeschichte des exilestnischen Ethnologen Ilmar Talve<sup>1</sup> und die aus dem Finnischen übersetzte Gesamtdarstellung von Seppo Zetterberg<sup>2</sup> ein. Enn Tarvel (geb. 1932), der *grand old man* der estnischen Geschichtsschreibung, hat es jetzt doch gemacht.

Bereits der Titel des Buches, in dem statt „ajalugu“ (Geschichte) einfach der Begriff „lugu“ (Erzählung) genutzt wird, signalisiert, dass es sich dabei um keine akademische Darstellung handelt. Der Verfasser betont auch in der Einleitung, dass die Darstellung bewusst subjektiv gehalten sei. Ihr Stil ist fragmentarisch, oft werden aussagekräftige Details Verallgemeinerungen vorgezogen. Das Buch ist auch sehr polemisch. Nicht immer werden dabei die Namen der Historiker erwähnt, deren Hypothesen und Forschungsergebnisse Tarvel gelegentlich auch recht sarkastisch zu widerlegen sucht. Somit bleibt das entsprechende Lesevergnügen oft eine interne Angelegenheit der estnischen Fachkollegen, die die behandelten Diskussionen kennen, schon weil auf Fußnoten und Bibliografie verzichtet wurde. Tarvel geht von einem Idealbild des estnischen Volkes bzw. der estnischen Nation aus, das durch die Geschichte von Freiheit und Selbstbestimmtheit gekennzeichnet sei. „Im historischen Gedächtnis des estnischen Volkes blieb über Jahrhunderte (...) das Wissen bewahrt, dass die Esten auf dem Land ihrer Vorfäter leben, einst unabhängig waren und gegen die Eroberer kämpften. Dieses Wissen (...) half schließlich dabei, sich auf das nationale Erwachen und die staatliche Unabhängigkeit vorzubereiten“ (S. 62). Was mit dieser Idealvorstellung nicht kompatibel ist, wird verurteilt. Wiederholt betont Tarvel, dass gerade der Hass die treibende Kraft der Geschichte sei und dass dies besonders für die Entstehung eines nationalen Bewusstseins gelte. „Wenn die wahren guten Christen den fürchterlichen Verbrechern vergeben sollen, dann sollte man wenigstens deren

---

<sup>1</sup> ILMAR TALVE: *Eesti kultuurilugu. Keskaja algusest Eesti iseseisvuseni* [Estnische Kulturgeschichte. Vom Mittelalter bis zur estnischen Selbständigkeit], 2. Auflage, Tartu 2005.

<sup>2</sup> SEPPÖ ZETTERBERG: *Eesti ajalugu* [Geschichte Estlands], 3. Auflage, [Tallinn] 2011.

Taten hassen dürfen, zumindest im Sinne einer Vorbeugung“, ironisiert er (S. 10). Oft resümiert der Verfasser seine Abschnitte mit einer Moral, mit einer Lehre aus der Geschichte.

Im Laufe der Lektüre stellt der Leser fest, dass der Verfasser von seinem Hintergrund her in erster Linie Agrarhistoriker ist. Aber es entspricht auch der Tradition der nationalen Geschichtsauffassung, dass die Esten mit den Bauern gleichgesetzt werden. Hinsichtlich der relativen Zahlen ist dies ja im Grunde auch nicht falsch und gilt eigentlich für alle europäischen Völker vor den Einschnitten von Industrialisierung und Urbanisierung.

In den estnischen Medien hat Tarvels Buch eine Diskussion ausgelöst – zunächst nicht so sehr die Publikation, als vielmehr ein Interview des Verfassers in der größten Tageszeitung „Postimees“. <sup>3</sup> Hier äußerte Tarvel unter anderem seine Überzeugung, dass es in der Erforschung der Vor- und Frühgeschichte mehr um Glauben als um Tatsachen gehe, und dass bei einigen Autoren „Offenbarung“ und „Intuition“ eine größere Rolle spielten als Fakten; laut Tarvel sollte „ein Historiker selbst sein größter Kritiker sein!“ In ihrer Erwiderung betonten die Archäologen Heiki Valk und Valter Lang <sup>4</sup> in erster Linie die methodischen Unterschiede zwischen der Geschichtswissenschaft und der Archäologie und stellten fest, dass die Darstellung der Vorgeschichte bei Tarvel knapp sei und auf zahlreichen veralteten Informationen basiere. Tarvel wiederum legte in seiner Antwort ausführlich seine Auffassung dar, dass eine kritische Sicht der Quellen, Standpunkte und Hypothesen die Grundlage der historischen Forschung seien, und warf seinen Opponenten vor, eine alleingültige Geschichtsdarstellung einführen zu wollen. <sup>5</sup> Die erneute Erwiderung von Lang und Valk <sup>6</sup> thematisierte einige Debatten aus der frühzeitlichen und mittelalterlichen Geschichte, fragte aber auch nach den Rahmen des guten Geschmacks in einer akademischen Diskussion.

Der Historiker Juhan Kreem hinterfragte, ob Hass für eine Geschichtsdarstellung ein akzeptabler Leitfaden sei und zweifelte an die Richterrolle des Historikers. <sup>7</sup> Seine Fachkollegin Linda Kaljundi ihrerseits hinterfragte Tarvels Prämisse, die populäre und die wissenschaftliche

<sup>3</sup> ALVAR LOOG, MADIS MAASING: Enn Tarvel: „Täiskasvanud rahvas peab suutma elada tõega“ [Enn Tarvel: „Ein erwachsenes Volk soll mit der Wahrheit zurechtkommen“], in: Postimees. Arvamus / Kultuur, Nr. 459, 3.3.2018, S. 2-3.

<sup>4</sup> HEIKI VALK, VALTER LANG: Arheoloogias, ajalooteaduses ja enntarvellikust esiajakäsitlusest [Über Archäologie, Geschichtswissenschaft und die Vorzeitdarstellung à la Enn Tarvel], in: Postimees. Arvamus / Kultuur, Nr. 461, 17.3.2018, S. 8-9.

<sup>5</sup> ENN TARVEL: Pro domo sua, in: Postimees. Arvamus / Kultuur, Nr. 462, 24.3.2018, S. 10-11.

<sup>6</sup> VALTER LANG, HEIKI VALK: Veel kord vanadest asjadest: otsad kokku [Nochmals über die alten Sachen: zum Schluss], in: Postimees, 30.3.2018, einsehbar unter dem URL: <https://kultuur.postimees.ee/4455107/veel-kord-vanadest-asjadest-otsad-kokku> (letzter Zugriff 19.12.2018).

<sup>7</sup> JUHAN KREEM: Kuhu lugu jäi [Wo blieb die Erzählung?], in: Sirp, Nr. 16 (3687), 20.4.2018, S. 35-36.

Geschichtsschreibung benötigten unterschiedliche Darstellungsmuster: „Wenn z.B. ein Physiker oder Genetiker ein populärwissenschaftliches Buch veröffentlichen würde, das dem internationalen wissenschaftlichen Niveau nicht entspricht, dafür jedoch etwas Heimisches und Gewohntes bietet, würden die Leser wahrscheinlich Bedenken haben“. Besonders augenfällig sei die Vereinfachung Tarvels, sowohl die historischen Esten als auch ihre Gegner immer als homogen anzusehen.<sup>8</sup> Insgesamt hat Tarvel in seinem Buch also – eigentlich widersprüchlich – seine skrupulöse Quellenkritik mit einer starken, plakativen Betonung der historischen Konflikte kombiniert.<sup>9</sup>

Wohl etwas unerwartet haben somit vor allem Experten für die ältere Geschichte das Buch rezensiert und mit Tarvel polemisiert, obwohl sich der Hauptteil der Darstellung mit dem 20. Jahrhundert auseinandersetzt und mehrfach mit traditionellen estnischen Geschichtsbildern bricht. Die Entstehung der Idee der estnischen Eigenständigkeit verbindet Tarvel mit der Entwicklung des estnisch-deutschen Nationalkonfliktes im 19./20. Jahrhundert, wobei er gerade die deutsche bzw. deutschbaltische Abneigung gegen die Esten als Hindernis einer möglichen Germanisierung ansieht. Tarvel äußert sich sehr kritisch über Konstantin Päts und dessen autoritären Putsch im März 1934. Das Unterkapitel über die estnische Politik der Jahre 1939/40 betitelt er fast schon sarkastisch mit dem Sprichwort: „arg koer, terve nahk“ („der feige Hund bleibt gesund“). Augenfällig ist, wie Tarvel seine persönlichen Lebenserfahrungen als Meinungen des „Volkes“ allgemeingültig zu machen versucht.

Enn Tarvel ist – oder will sein – ein Positivist par excellence: *quod non est in actis, non est in mundo*. Eine von Archäologen gefundene Fischgräte und ein Angelhaken überzeugen ihn davon, dass die Menschen Fischerei betrieben haben (S. 17); sozialhistorische Überlegungen aufgrund der Ausgrabungsfunde akzeptiert er aber nicht und hält sie für reine Fantasie. Gleichzeitig nutzt er aber seine alte Vorliebe für Sprache und Etymologie, die er als historische Quelle präsentiert. Er streicht die Konflikte und Gegensätze in der Geschichte an, während er moderne Aufrufe zu einer vereinigenden und befriedenden Geschichte im Namen der historischen Wahrheit zurecht ablehnt. Aber seine Akzentuierung des „Hasses“ – mit der er ja übrigens auch bewusst verblüffen will – landet im anderen Extrem und ist nicht selten wenigstens ebenso anachronistisch. Der Leser wird hier sehr vieles finden: pathetische Deklarationen, scharfsinnige Hypothesen, wissenschaftliche und nicht ganz wissenschaftliche Polemik, persönliche Auseinandersetzungen, bewusstes Irritieren, Vorführung persönlicher

<sup>8</sup> LINDA KALJUNDI: Ajaloovaidlustest, tõest ja dialoogist [Über Geschichtsdiskussionen, die Wahrheit und den Dialog], in: ebenda, S. 36-37.

<sup>9</sup> ANDRES ADAMSON: Ajalootõest ja eesti rahvast [Über die Wahrheit in der Geschichte und das estnische Volk], in: Postimees. Arvamus / Kultuur, Nr. 469, 12.5.2018, S. 10-11.

Lebenskredos, scharfironische Wortspielerei. Und somit bildet sich am Ende eigentlich ein ganz gutes Bild von der Person des Verfassers heraus.

ANTI SELART

NEIL TAYLOR: *Estonia. A Modern History*. Verlag Hurst & Company. London 2018. XVIII + 256 S. ISBN 9781849049573.

Auf dem Buchumschlag findet sich viel Lob für dieses Werk und dies auch von Seiten eines so bekannten Historikers wie Robert Service. Es ist die Rede von einem „Must-Read“, „etwas Besonderem für Historiker und nach Estland Reisende“, „ausführlicher Recherche“ usw. Stutzig macht höchstens, dass sich unter den vier Personen<sup>1</sup>, die das Buch in hohen Tönen feiern, kein Spezialist für baltische Geschichte befindet.

Der Autor Neil Taylor hat den größten Teil seines Arbeitslebens in der Tourismusbranche verbracht und auch einen Reiseführer über Estland verfasst. Weiterhin verfügt er auch über persönliche Beziehungen zu Estland und ist mit einer Estin verheiratet. Dies ermöglicht ihm offenbar, auch estnischsprachige Texte und Quellen zu rezipieren, denn einige werden im Fließtext angesprochen bzw. sind im nur sechseitigen Literaturverzeichnis angeführt. Allerdings überwiegt englischsprachige Literatur, ergänzt von deutsch- und französischsprachiger. Einschlägige, auf Estnisch erschienene Arbeiten wie Seppo Zetterbergs „Eesti ajalugu“ (Geschichte Estlands)<sup>2</sup> oder die auf sechs Bände angelegte, handbuchartige Geschichte Estlands<sup>3</sup> sucht der Leser vergebens. Dies gilt auch für viele andere wichtige Werke, eine Liste würde leicht mehrere Seiten umfassen.

Taylor schreibt flüssig und gut lesbar, weniger für ein Fachpublikum als für den interessierten Laien, z.B. jemanden, der als Tourist nach Estland reist. Er lässt Anekdoten einfließen und nimmt, weil er besonders ein angelsächsisches Publikum anspricht, wiederholt Bezug auf Verknüpfungen zur britischen Geschichte. Diese Einschübe lockern den Text mitunter auf, mitunter wirken sie aber auch ermüdend für einen Leser, der einen anderen Hintergrund hat. Taylor hat weitgehend eine auf große Persönlichkeiten fixierte Ereignisgeschichte verfasst, die mit etwas Kultur gewürzt wird. Soziales oder Wirtschaftliches bleibt weitgehend außen vor.

---

<sup>1</sup> Außer Service noch Adrian Bridge (*The Telegraph*), die estnische Diplomatin Kaja Tael und Peter Duncan vom University College London.

<sup>2</sup> SEPPÖ ZETTERBERG: *Eesti ajalugu* [Geschichte Estlands], Tallinn 2009.

<sup>3</sup> *Eesti ajalugu II-VI*, [Geschichte Estlands II-VI], hrsg. von SULEV VAHTRE u.a. Tartu 2003-2013.

Es gibt Endnoten, die weniger zum Verweis auf die Literatur als vielmehr für ergänzende Kommentare genutzt werden. So bleiben viele Zitate und Fakten ohne jeglichen Beleg. Es ist auch nicht immer nachzuverfolgen auf welcher Literatur sich der Autor überhaupt stützt. Am Fließtext ist aber erkennbar, dass Taylor mal besser, mal schlechter informiert ist.

Das Buch ist in ein knappes Vorwort und sieben Kapitel gegliedert, weiterhin gibt es eine Karte und 16 Illustrationen. Niemand kann verlangen, dass bei der Darstellung der Geschichte eines kleinen Landes über rund ein Jahrtausend auf etwas mehr als 200 Seiten Text alles Wichtige umfassend angesprochen wird, natürlich muss der Autor Schwerpunkte setzen. Jedoch sollten diese Schwerpunkte nachvollziehbar, die Darstellung auf dem heutigen Forschungsstand und Informationen akkurat wiedergegeben sein. Als Beispiel seien drei problematische Stellen auf einer Seite des Vorworts genannt (S. IX): So gibt es keine „Tartu University“ sondern nur die „University of Tartu“ im Englischen in Abgrenzung zur „Tartu State University“ der Sowjetzeit. Laut Vorwort durften Ausländer erst 1960 nach Estland reisen, während Taylor später 212 Ausländer in Tallinn im Jahr 1956 erwähnt (S. 138). In Estland gäbe es kaum architektonische Überbleibsel der Sowjetzeit bis auf eine Reihe von Wohnblocks in Tallinn und einige Bauten aus der Kolchoszeit, schreibt der Tourismusexperte. Nun stammt etwa die Hälfte des heutigen städtischen Wohnraums aus der Sowjetzeit, es bestehen ausreichend sowjetische Militäranlagen, Fabriken, Kultureinrichtungen und Datschensiedlungen. In diesem nachlässigen Stil geht es leider weiter. Als Rezensent werde ich bei der Korrektur von problematischen Stellen keine Belege aus der Literatur anführen, zumeist handelt es sich um gut Bekanntes.

Im ersten Kapitel wird die gesamte Geschichte des Landes bis 1918 auf 30 Seiten zusammengefasst und das mit dem Untertitel „700 Jahre Okkupation“. Es erscheint als sehr schwierig, die Haager Landkriegsordnung für einen solch langen Zeitraum rückwirkend geltend zu machen, und ahistorisch ist angesichts dieser Konstruktion noch eine höfliche Bezeichnung. Der Leser wird aber noch durch andere „alternative Fakten“ zur estnischen Geschichte überrascht. Die Landwirtschaft wurde erst im 20. Jahrhundert wichtiger als der Transithandel, weil das Land dann von seinem russischen Hinterland abgeschnitten wurde (S. 2). Dies würde Estland als osteuropäisches Venedig charakterisieren oder eine östliche Version der Niederlande bedeuten. Dass der Deutsche Orden stärker am Handel interessiert gewesen sei als an der Religion (S. 4), ist für einen geistlichen Orden, der als Landesherr natürlich den Landesausbau und eine Entwicklung der Wirtschaft verfolgte, aber den Handel selbst zumeist Kaufleuten überließ, doch wohl eine etwas steile These. Für Taylor waren die Deutschbalten bereits im Mittelalter vorhanden (ebd.), obwohl der Begriff erst aus dem 20. Jahrhundert stammt und selbst der Ausdruck Balten für die deutschsprachigen Einwohner der Ostseeprovinzen erst im 19. Jahrhundert benutzt wurde.

Dabei wäre es oft korrekter vom Adel, anstatt kollektiv von den Deutschbalten zu sprechen, wie es der Autor tut. Estland wurde laut ihm von Dänemark und dem Schwertbrüderorden aus Angst vor der russischen Bedrohung erobert (S. 5). Die Nordischen Kreuzzüge und die Möglichkeit, ein heidnisches Land zu erobern, zu christianisieren und unter sich aufzuteilen, spielten also angesichts der russischen Gefahr kaum eine Rolle? Nun war die Rus' seit langem in unterschiedliche Territorien zersplittert und erst der Aufstieg Moskaus sollte für Livland eine echte Gefahr werden.

Taylor denkt darüber nach, ob der schwedische König Karl XII um das Jahr 1700 nicht hätte St. Petersburg einnehmen können (S. 10), nun gab es die Stadt noch gar nicht und ihr späteres Territorium war damals Teil des Schwedischen Reichs. Während der Autor die Epoche der schwedischen Herrschaft lobt, existierte nach der Eingliederung der Ostseeprovinzen in das Russländische Reich dort im 18. Jahrhundert kein vernünftiges juristisches System mehr (S. 12). Tatsächlich bestand das Rechtswesen der Schwedenzeit zu wesentlichen Teilen weiter fort. Wer Taylor liest, wird auch glauben, dass das erste Sängerfest der Esten offenbar von Johann Voldemar Jannsen allein organisiert wurde (S. 17). Angeblich gab es auch nur wenige revolutionäre Aktivitäten in Estland vor dem Ersten Weltkrieg und Russland war der traditionelle Feind (S. 27). Tatsächlich war Estland ein revolutionäres Zentrum in der ersten Russischen Revolution, Gutshöfe wurden angezündet und das Feindbild blieb immer noch die deutschbaltische Elite, doch das weiß der Autor offensichtlich nicht. Er unterschätzt auch, wie stark der Sozialismus in seinen unterschiedlichen Varianten in Estland in den Jahren 1917–1920 war.

In den folgenden Kapiteln geht es so weiter, Fehler über Fehler. Die Landreform von 1919 wird verquer dargestellt, der Johannistag und der Siegestag, zwei wichtige Feiertage, erhalten ein falsches Datum, der Nachkriegswiederaufbau und die Erfolge der zweiten Hälfte der 1920er Jahre werden ausgespart. Konstantin Päts wird zu positiv charakterisiert, obwohl er die Demokratie beendete. 1939 war der estnische Lebensstandard angeblich höher als in Finnland und auf dem Niveau Schwedens (S. 69). Damit hätte Estland zu den sechs reichsten Ländern Europas gehört. Der Autor glaubt in naiver Weise den Erfindungen in den Memoiren Hjalmar Mäes, des führenden estnischen Kollaborateurs mit den Nazis, und lässt sie wiederholt in seine Darstellung einfließen. Die Zahlen für die von den Sowjets im Juni 1941 Deportierten und Erschossenen sind heillos übertrieben. Olga Lauristin sei die Tochter des führenden Kommunisten Johannes Lauristin gewesen (S. 82), nicht seine Ehefrau. Angeblich war Litauen stärker industrialisiert als Estland und in der estnischen Landwirtschaft gab es kaum arme Bauern oder Haushalte von Landlosen (S. 84). „General“ Martin Sandberger war Kommandeur der SS im Baltikum (S. 101), korrekt wäre Kommandeur des Sonderkommandos 1a der Einsatzgruppe A und anschließend der Sicherheitspolizei und des SD in Estland.

Interessanterweise bestanden 1944 nur 15 Sowjetrepubliken (S. 102) anstelle von 16 (die Karelo-Finnische SSR wird gern vergessen). Die deutschen Truppen zogen sich 1944 über Land zurück (S. 112) und wurden nicht im Rahmen des Unternehmens „Aster“ über See evakuiert. 1945 wurden verlassenen Bauernhöfe einfach von Deserteuren der deutschen oder der sowjetischen Armee übernommen (S. 118). Der Rezensent fragt sich, wie dies technisch möglich gewesen sein soll angesichts der sowjetischen Haltung gegenüber Deserteuren beider Armeen und der in dieser Zeit eingeleiteten, zweiten sowjetischen Landreform, bei der die Höfe gründlich erfasst wurden. Die Vorsitzenden der ländlichen Exekutivkomitees hätten solche Hofbesetzungen mit Sicherheit bemerkt und gemeldet.

Die Darstellung von bewaffnetem Widerstand und Zwangskollektivierung sind veraltet, um es höflich auszudrücken. Es ist überraschend, dass der Autor manchmal sogar die sowjetische Propaganda übertrifft. Die Archivangaben bezüglich der Kriegszerstörungen der Stadt Tartu liegen bei unter 30% der Gebäude, die Sowjets verkündeten rund die Hälfte der Stadt sei zerstört worden und Taylor versteigt sich gar zu 70% (S. 122). Die Sowjetzeit beschreibt der Autor gern durch das Prisma großer Männer wie Lennart Meri oder Künstler wie Jaan Kross. Über den letzteren schreibt er beispielsweise: „Er ließ seine Romane im Mittelalter spielen, dies bedeutete, dass seine Allegorien nicht von den sowjetischen Zensoren verstanden wurden, die ebenso ignorant bezüglich der estnischen Sprache wie bezüglich der deutschbaltischen Geschichte waren.“ (S. 143) Zurzeit von Kross' Erfolgen waren die Zensoren für schöne Literatur in der Sowjetrepublik Esten mit einem ähnlichen kulturellen und Bildungshintergrund wie die Autoren. Kross konnte die Zensoren nicht so billig austricksen, bei der Literaturzensur ging es eher darum, was gesagt werden durfte und was nicht. Dafür eignen sich historische Romane, besonders, wenn sie gut geschrieben sind.

Der Verfasser gliedert die Periode nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit nach dem jeweiligen Präsidenten bzw. der Präsidentin, obwohl diesem Amt eine fast ausschließlich repräsentative Funktion innewohnt. Anstatt Anekdoten über einzelne Präsidenten anzuführen, hätte Taylor einen Blick auf die postsozialistische Transformation werfen sollen, die von Estland als Klassenbestem absolviert wurde. Auch die sozialen Verwerfungen der 1990er-Jahre oder die erfolgreiche Reformpolitik und der Aufbau von funktionierenden Institutionen hätten deutlicher herausgearbeitet werden können ebenso wie die Wirtschaftskrise nach 2009. Stattdessen durchzieht das ganze Buch ein antirussischer Unterton, der Autor versteigt sich sogar dazu, von einer „rassischen Kluft“ zwischen Esten und Russen zu schreiben (S. 187). Und nein, an den Plünderungen von Geschäften im April 2007 in Tallinn während der Ausschreitungen wegen der Umsetzung des „Bronzesoldaten“ haben nicht nur Russischsprachige teilgenommen (S. 197), sondern auch Esten.

Als Rezensent möchte ich nicht als extrem pedantisch erscheinen. Es handelt sich nicht um kleine Tippfehler, die üblichen Fehlinformationen, die schon seit langem in der einschlägigen Literatur kursieren, oder verzeihliche Irrtümer. Nein, dieses Werk enthält eine große Ansammlung von purem Unsinn, faktischen Fehlern, Plattitüden und „alternativen Fakten“. Es verwundert einen, wie ein angesehener Verlag solch ein Buch publizieren konnte. Ein Leser mit guten Kenntnissen der estnischen Geschichte wird manchmal erheitert sein, sich aber des Öfteren erregen. Ohne entsprechende Vorkenntnisse erhält der Leser dagegen ein sehr schiefes Bild von Estlands Vergangenheit. Mein persönliches Fazit lautet: Dieses Buch war eine Verschwendung von Lebenszeit. Weiterhin sollten die vier Personen, welche die Vorschusslorbeeren verteilt haben, beim nächsten Mal ein Manuskript vielleicht gründlicher lesen, bevor sie sich für Reklame hergeben.

OLAF MERTELSMANN

LINDA KALJUNDI, TIINA-MALL KREEM: *Ajalugu pildis – pilt ajaloos: rahvuslik ja rahvusülene minevik eesti kunstis / History in Images – Image in History: National and Transnational Past in Estonian Art*. Eesti Kunstimuuseum. Tallinn 2018. 367 S. ISBN 9789949485758.

Die anzuzeigende Monografie, die eine Ausstellung im Estnischen Kunstmuseum (*Kumu*) begleitete, wurde im festlichen Rahmen des Kulturprogramms anlässlich des 100. Jahrestages der Republik Estland („Eesti Vabariik 100“) herausgegeben. Diese umfangreiche Abhandlung aus der Feder eines schon seit einiger Zeit zusammenarbeitenden dynamischen Duos – der Historikerin Linda Kaljundi und der Kunsthistorikerin Tiina-Mall Kreem – zur Rolle der Bilder im estnischen historischen Gedächtnis ist ein sehr gut lesbares, mit prächtigen Illustrationen versehenes und in theoretischer Hinsicht gut fundiertes Buch, welches das lokale Kunsterbe unter einem spannenden und neuen Blickwinkel betrachtet. Die Autorinnen bezeichnen ihre Monografie als Zusammenfassung ihrer 2012 begonnenen systematischen Erforschung des Historienbilds in Estland.<sup>1</sup> Ihr neues Buch

---

<sup>1</sup> Bislang in diesem Kontext erschienen: LINDA KALJUNDI, TIINA-MALL KREEM: Friedrich Ludwig von Maydelli pildid Baltimaade ajaloost / Friedrich Ludwig von Maydells Baltische Geschichte in Bildern / Friedrich Ludwig von Maydell's Baltic History in Images, Tallinn 2013; Kunstnik ja Kleio. Ajalugu ja kunst 19. sajandil [Der Künstler und Klio. Geschichte und Kunst im 19. Jahrhundert], hrsg. von TIINA-MALL KREEM, Tallinn 2015. – Siehe die Rezensionen von ULRIKE PLATH,



ist jedoch durchaus ehrgeiziger angelegt, weil es vom historischen Motiv ausgehend die Kunst in Estland im Laufe von ganzen fünf Jahrhunderten – vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart – einer Betrachtung unterzieht.

Die Beziehungen zwischen der Geschichte und den Bildern werden in der Monografie in drei Schichten aufgezeigt: Zum einen in der Einführung, welche die der Studie zugrundeliegenden Ideen und Hintergründe erläutert, zum zweiten im ersten Hauptteil, in dem die Entwicklung des Themas des estnischen Historienbildes im Laufe der Zeit aufgezeigt wird, und zum dritten im Rahmen des umfangreichsten, zweiten Hauptteils, in dem eine weitere Bedeutungsschicht in Form von einzelnen visuellen Erinnerungsorten hinzugefügt wird. Wie die Autorinnen in der Einleitung betonen, haben auch Historienbilder ihre Geschichte, wobei zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Werke als wahrheitsgetreu angesehen wurden. Die komplette Entwicklungsgeschichte des Historienbildes (in Europa), die dem Leser dargelegt wird, bietet eine ausreichende Begründung, warum in dem hier anzuzeigenden Buch neben Darstellungen der Vergangenheit auch Werke mythologischen Inhalts behandelt werden. Die geläufige Definition des Historienbildes – ein figürliches Gemälde, das historische, legendäre oder mythologische Ereignisse darstellt – wird in der Auslegung von Kaljundi und Kreem auch um solche Werke ergänzt, die aus der alten Überlieferung schöpfen, denn in der estnischen Erinnerungskultur ist die Geschichte nicht selten mit der Volksdichtung und der -kultur verflochten. Es wird auch darauf hingewiesen, dass die europäische Kunst seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in zunehmendem Maße am Kunstkanon der Moderne gemessen wurde, weshalb Historienbilder nicht mehr geschätzt wurden. So sind sie gemeinsam mit anderen, „weniger wertvollen“ visuellen Quellen erst vor einigen Jahrzehnten im Zusammenhang mit der sogenannten visuellen Wende und den Forschungen zur visuellen Kultur in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses gerückt. In erster Linie stützen sich die Autorinnen aber auf den Begriff des Erinnerungsortes, der in den Studien über das kulturelle Gedächtnis in Umlauf gekommen ist. Kaljundi und Kreem erläutern, dass neben den Orten, Bauwerken und Monumenten auch historische Ereignisse oder Personen, aber auch Texte und Bilder bzw. „visuelle Erinnerungsorte“ als solche *lieux de mémoire* angesehen werden können.

Im ersten Hauptteil wird auf die Entwicklungsgeschichte des Historienbildes in chronologischer Reihenfolge eingegangen: von der Frühen Neuzeit bis zum Ende der Zarenzeit, in der Republik Estland während der Zwischenkriegszeit, in der Zeit des Krieges und der Besatzungen und schließlich seit der Wiedererlangung der Unabhängigkeit bis heute.

---

in: Forschungen zur baltischen Geschichte 9 (2014), S. 334–338, und von ANDREAS FÜLBERTH, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 12 (2017), S. 396–402 (Anm. der Red.).

Wie die Autorinnen betonen, weisen die Motive und Symbole der Historienbilder verschiedener Perioden eine überraschend große Ähnlichkeit auf und lehnen sich weitgehend an das deutschbaltische Erbe an, ungeachtet dessen, dass unterschiedliche Nationen oft eine divergierende und konfliktträchtige Auffassung von der Geschichte haben. So etwa wird die in der deutschbaltischen Kunst in Umlauf gekommene ethnografische weibliche Figur in den Anfangsjahren der Republik Estland zum Symbol für die deutschfeindliche Gesinnung. In ähnlicher Weise wird der Freiheitskrieg mit dem vorzeitlichen Freiheitskampf (*muistne vabadusvõitlus*) zu einem einheitlichen Narrativ zusammengeschlossen, Kalevipoeg verschmilzt mit Lembitu und der Figur des estnischen Bauern. Auf die eine oder andere Art wurden die in der Zeit der Republik Estland üblichen Darstellungskonventionen auch während des Sowjetregimes fortgesetzt. Der heroische Militarismus und die deutschfeindliche Gesinnung der Geschichtsbilder passten gut zusammen mit der sowjetischen Ideologie, und die Bauernfigur war geradezu prädestiniert dafür, den Klassenkampf zu repräsentieren. Hervorgehoben sei auch die Beobachtung, dass das bis heute unter den Esten verbreitete Bild, man habe eine besondere Nähe zur Natur und sei in quasi-religiöser Weise an den Wald gebunden, auf die Vorstellung der Deutschbalten von der „Wildheit“ der Esten zurückzuführen ist.

Diese Entwicklungsgeschichte des Historienbildes dient als Vorbereitung für den umfangreichsten und wichtigsten Teil der Monografie, der auf die visuellen Erinnerungsorte der estnischen Kunst eingeht. Dies ist der kreativste und zugleich kühnste, aber auch der problematischste Teil des Bandes. Hier zeigt sich im Gegensatz zu den Bestrebungen und Schlussfolgerungen der Autorinnen doch recht gnadenlos, wie gleichgültig die estnische bildende Kunst gegenüber der Geschichte ist. Kaljundi und Kreem nennen 12 Erinnerungsorte von unterschiedlicher Bedeutung und Nachhaltigkeit: Der mythische Gott Vanemuine, der Held des Nationalepos Kalevipoeg, die estnischen Wikinger, das vorzeitliche Estland und der vorzeitliche Glaube, der Aufstand in der St. Georgsnacht (*Jüriöö ülestõus*), der Krieg von Mächters (*Mahtra sõda*), die Revolution des Jahres 1905, die Ausrufung des Unabhängigkeitsmanifests 1918, der Freiheitskrieg, die Kommunisten estnischer Herkunft, die sogenannte Juniwende von 1940 und der Zweite Weltkrieg. Einige dieser Themen – etwa Vanemuine, die estnischen Wikinger, die Verkündung des Unabhängigkeitsmanifests, die estnischen Kommunisten – werden nur durch einzelne Bilder illustriert und somit visuell gestützt, doch stammen diese Visualisierungen nicht selten aus ein und derselben Zeit, wodurch die Bedeutung eines eigenständigen Erinnerungsortes nicht hinreichend repräsentiert wird. Andere, wie etwa die Figur des Kalevipoeg oder der Zweite Weltkrieg beziehen sich dagegen auf mehrere Jahrzehnte und Untergliederungen.

Am anschaulichsten manifestiert sich die Beziehung zwischen den verschiedenen Zeitaltern in den Darstellungen des Kalevipoeg, denn die

Zeitspanne zwischen der ältesten und jüngsten Visualisierung dieses Motivs, die hier abgedruckt ist, beträgt 160 Jahre. So tritt er bereits um 1840 auf einer Federzeichnung Maydells „Der Kampf zwischen Kalevipoeg und dem Teufel“ (*Kalevipoja ja Sarviku võitlus*) auf, noch bevor er zum Helden des Nationalepos erhoben wurde. Infolge des Aufschwungs der estnischen Nationalromantik durchlief aber seine Person, die eigentlich die heidnische Volkskultur repräsentiert, eine Metamorphose zum nationalen Heros, der, wie bereits erwähnt, in der Zwischenkriegszeit mit dem Freiheitskampf und der Figur des estnischen Bauerns verschmilzt. Schließlich wurde er zur Sowjetzeit zu einer Symbolfigur für die deutschfeindliche Gesinnung und den Klassenkampf. Zu einer grundlegenden Veränderung kommt es indes während der zweiten Hälfte der 1980er Jahre, als das mit ihm verknüpfte Motiv des Heldentums durch die Ironie ersetzt wird. So sieht man auf einem Gemälde von Lembit Sarapuu einen Kalevipoeg, der vor Begierde brennend mit wehendem Haar der nackten Saarepiiga hinterherrennt; Jaak Arro wiederum zeigte ihn als beinlose erbärmliche Leiche, die vor den Füßen von Punks liegt. Eine der jüngsten Abbildungen des Kalevipoeg, die das besprochene Buch zeigt, Andres Talis Bild eines nackten Mannes mit einem blutigen Schwert (2009), ist bereits derart ambivalent, das es die Interpretationsmöglichkeiten völlig seinen Betrachtern überlässt.

Es hat den Anschein, dass Kalevipoeg eigentlich der Einzige ist, der als ein nachhaltiger visueller Erinnerungsort fungieren könnte. Ich vermute, dass die estnische (Illustrations-)Kunst wohl auch in Zukunft nicht um ihn herumkommt, zumal er im neuen Jahrtausend bereits neue, recht geistreiche Bedeutungsschichten angenommen hat. Schon seit einiger Zeit bezeichnet man als die Esten als *Kalevipojad*, die in Finnland auf dem Bau arbeiten. Im Hinblick auf andere visuelle Erinnerungsorte scheint das Bild zeitbezogener zu sein. Wenn die Autorinnen behaupten, dass „die visuelle Kultur in ihren verschiedenen Formen bei der (Um)gestaltung des estnischen historischen Gedächtnisses einen wichtigen Beitrag geleistet“ habe, so bin ich der Meinung, dass sie den von Künstlern geschaffenen Bildern einen etwas zu großen Stellenwert beimessen und zugleich ihre eigene Rolle bei der Kreierung des visuellen historischen Diskurses und der Erinnerungsorte in der bildenden Kunst vermindern.

So ist der Anspruch, eine übersichtliche Darstellung abzuliefern, zugleich Stärke und Schwäche des Bandes. Mit Rücksicht darauf, dass es sich zumindest beim Bildmaterial zum 20. und 21. Jahrhundert um ein aus der Perspektive des Historienbildes unerforschtes Terrain handelt, haben die Autorinnen bei der Erfassung der Bilder aber in jedem Fall enorme Arbeit geleistet. Außer den Sammlungen des Estnischen Kunstmuseums (*Eesti Kunstmuuseum*) und des Kunstmuseums in Tartu (*Tartu Kunstmuuseum*) konnte auch aus den Fundgruben anderer Institutionen geschöpft werden, zudem wurden physisch nicht mehr existente Werke aus Zeitschriften und Büchern einbezogen. Auch bei der Kontextualisierung der Werke werden

nicht nur größere diskursive und ideologische Verschiebungen in der Vergangenheitinterpretation aufgezeigt, sondern es wird auch den Veränderungen auf der institutionellen Ebene der Kunst Rechnung getragen. Darüber hinaus werden Parallelen zu anderen Kulturzweigen, vor allem zur Literatur gezogen. Von der Gründlichkeit der Autorinnen zeugt auch das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis, das sogar für sich stehen kann.

Zugleich zeigt sich jedoch, dass sich nicht alle Zeitabschnitte im gleichen Maße unter die von den Autorinnen dargelegte Definition des Historienbildes subsumieren lassen. Während Kaljundi und Kreem ausführen, dass der Anstoß für das ursprüngliche Projekt – die Präsentation und Analyse des Historienbildes des 19. Jahrhunderts – vom „Diktat des Materials“, das für die Museumsarbeit so charakteristisch“ sei,<sup>2</sup> kam, hat es den Anschein, dass hinsichtlich der folgenden Jahrhunderte die gegenteilige Methode angewandt wurde: Die Bilder werden in eine fertige Konzeption eingebettet. Bei einer Studie, die sich mit den Bildern befasst, würde man erwarten, dass die Werke selbst mehr zu Wort kommen.

Ich kann die freudige Erregung, aber zugleich auch die Frustration der Autorinnen bei der Bildauswahl gut nachvollziehen: Wenngleich es im Buch keinesfalls an Repros mangelt, dürfte es beim Durchblättern nicht unbemerkt bleiben, dass nur wenige Darstellungen von „echten“ historischen Ereignissen verwendet wurden. Diese entfallen zudem auf recht enge Zeitabschnitte, was zugleich darauf hinweist, dass es sich um staatliche Aufträge handelt (insbesondere im Hinblick auf die Arbeiten der 1930er und 1940er/1950er Jahre). Dennoch würde ich die Darstellungen des Zweiten Weltkrieges um die Bilder ergänzen, die Aufräumungsarbeiten zur Beseitigung der Kriegsspuren zeigen, mit denen das Diktat der Heroismus-Forderung dieser Zeit unterlaufen werden könnte. Mir fallen auch die gruseligen und gespenstischen Zeichnungen von Johannes Saal ein, auf denen Kriegsinvaliden abgebildet sind. Derartige Bilder hätten nicht nur den Themenkreis des Buches, sondern auch unser Verständnis für die Haltungen der Künstler in der Sowjetzeit erweitert.

Die von der Definition des klassischen Historienbildes ausgehende Konzeption des Bandes kann zum Teil noch als Interpretationsrahmen für die Kunst der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts herangezogen werden, doch seit dem „Tauwetter“ unter Nikita Chrusčev scheint ein solcher Ansatz nicht mehr ohne Weiteres angebracht zu sein. Auch wenn es auch nach Stalins Tod noch Aufträge für figurale Kompositionen zu solchen Themen gab, die für die sowjetische Gesellschaft relevant waren (so etwas findet sich auch in der späteren sowjetischen Kunst), so haben

---

<sup>2</sup> TIINA-MALL KREEM: 19. sajandi ajaloo pildid. Uurimiseis ja -perspektiiv Eestis / Die Historienbilder im 19. Jahrhundert. Forschungsstand und Forschungsperspektiven in Estland, in: Kunstnik ja Kleio (wie Anm. 1), S. 7-54, hier S. 12 (estnisch), 31 (deutsch).

die dargestellten Motive nichts mehr mit den Themen und Formaten des klassischen Geschichtsbildes gemein. Die Kunst löst sich von ihrer pädagogischen Funktion, und sogar die Auftragskunst spricht weiterhin eher in der Sprache der Symbole und in Allegorien. Seit den 1960er Jahren ist das Verhältnis zwischen der Zeit und der Geschichte der estnischen Kunst hinreichend kompliziert, sodass das, was im Buch als Historienbild definiert wird, nicht mehr funktioniert, ganz zu schweigen von der Kunst in der Zeit nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit; deren Ausdrucksmittel werden bereits durch das Stichwort „Bild“ in sehr einschneidender Weise begrenzt. Vielleicht wäre es vernünftiger gewesen, sich in der hier anzuzeigenden Studie auf die Entwicklung des klassischen Historienbildes zu beschränken?

Es fühlt sich stets ein wenig gemein an, Schöpfer(innen) eines Diskurses zu kritisieren. Außerdem hoffe ich, dass Linda Kaljundi und Tiina-Mall Kreem ihr Buch eher als ein Zwischenergebnis, nicht als eine endgültige Zusammenfassung ansehen. Als schöne Inspiration und Anleitung, wie man Bilder ansehen kann, funktioniert die Monografie ohnehin.

KÄDI TALVOJA

*Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch*. Erste Abteilung, Bd. 13. Bearb. von MADLENA MAHLING, KLAUS NEITMANN und MATTHIAS THUMSER. Böhlau Verlag. Köln, Weimar und Wien 2018. 880 S. ISBN 9783412507664.

Nach einer Pause von einhundertvier Jahren konnte die Veröffentlichung des Liv-, Est- und Kurländischen Urkundenbuches (LUB) endlich fortgesetzt werden. Bereits 1930 hatte Gert Kroeger angedeutet, dass der 13. Band der ersten Abteilung bald erscheinen würde.<sup>1</sup> Das druckreife erste Heft mit Dokumenten aus den Jahren 1472 und 1473 wurde 1941 von Albert Bauer und Heinrich Laakmann vorgelegt. Während des Zweiten Weltkrieges und dann in der Nachkriegszeit konnte es wegen Geldmangels jedoch nicht herausgegeben werden. Für mehrere Jahrzehnte geriet das Vorhaben ins Stocken und erst in den 1980er Jahren versprach Klaus Neitmann, die Lücke (1472 bis Mai 1494) zwischen der ersten und zweiten Abteilung des Urkundenbuchs zu schließen. Diese in den Jahren vor den Ersten Weltkrieg

---

<sup>1</sup> GERT KROEGER: Erzbischof Silvester Stodewescher und sein Kampf mit dem Orden um die Herrschaft über Riga, in: Mitteilungen aus der livländischen Geschichte 24 (1930), S. 147-280.

publizierte zweite Abteilung sollte die Amtszeit des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg (1494–1535) abdecken, erreichte aber nur das Jahr 1510.<sup>2</sup> Mit der Publikation des 13. Bandes der ersten Abteilung, der die Jahre 1472 bis 1479 umfasst, haben die Herausgeber, neben Neitmann Madlena Mahling und Matthias Thumser, samt sieben Mitarbeitern und einer großen Zahl von Hilfskräften es vermocht, die bedeutendste Quellenedition zur Geschichte des mittelalterlichen Livland wieder aufleben zu lassen.

Der jüngst erschienene Band ist mit einer ausführlichen Einleitung versehen, die eine detaillierte Übersicht nicht nur über die lange Geschichte der Zusammenstellung des hier anzuzeigenden Bandes gibt, sondern über die gesamte Geschichte der Publikation des LUB unterrichtet. Während die Einleitung der früheren Bände des LUB auch eine geschichtswissenschaftliche Übersicht über die wichtigsten Ereignisse, die im jeweiligen Band behandelt wurden, lieferte, so verzichtete bereits der 1910 erschienene 12. Band darauf; der 13. Band schließt sich dieser nun auch schon mehr als hundert Jahre alten Tradition an.

Den Herausgebern ist es gelungen, auf den Spuren ihrer Vorgänger zu wandeln, ohne dabei jedoch Zugeständnisse hinsichtlich der Grundsätze einer modernen Quellenedition zu machen. Alle publizierten Urkunden sind mit einem kurzen Kopfregeest versehen, dem die Anmerkungen mit archivalischen Informationen und zuletzt die Transkription des Quellentextes samt textkritischen und inhaltlichen Bemerkungen und Kommentaren folgen. Im Vergleich zu den früheren Bänden wurden hinsichtlich der redaktionellen Grundsätze jedoch drei wesentliche Änderungen vorgenommen, die auch als Vorlage für alle künftigen Bände dienen sollen. In dieser Hinsicht modernisiert der 13. Band des LUB die redaktionellen Grundsätze der Reihe maßgeblich, wie es bereits bei dem 1881 von Hermann Hildebrand herausgegebenen 7. Band der Fall war, der wiederum in seinen Grundzügen bis heute als Muster herangezogen wird.

1) Ähnlich wie in den ersten sechs von Friedrich Georg von Bunge herausgegebenen Bänden werden auch im 13. Band alle Texte vollständig publiziert. Zwar gab es auch in den von 1881 bis 1914 erschienenen Bänden Volltexte, doch wurden einige Dokumente nur in Form einer Zusammenfassung oder mit ausgewählten Zitaten angeführt, während bei anderen nur die Passagen wiedergegeben wurden, die einen Bezug zur livländischen Geschichte aufweisen. Solche „Sparmethoden“, die übrigens auch in vielen anderen Quellenpublikationen<sup>3</sup> angewandt werden, wurden für den 13. Band nicht übernommen. Ein Kurzregest ohne den Volltext wird nur in den Fällen gebraucht, in denen die Quelle bereits anderweitig publiziert ist.

<sup>2</sup> Liv-, est-, und kurländisches Urkundenbuch. Zweite Abteilung, Bd. 1-3, hrsg. von LEONID ARBUSOW, Riga, Moskau 1900-1914.

<sup>3</sup> Siehe z.B. Die Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie, Bd. 1-4, hrsg. von KURT FORSTREUTER und HANS KOEPPEN, Göttingen 1960-1976 (Veröffentlichungen der niedersächsischen Archivverwaltung, 12-13, 21, 29, 32 und 37).

2) Im 13. Band wird darauf verzichtet, die Praxis der früheren Bände fortzusetzen, *deperdita*, d.h. als verschollen geltende oder vernichtete Dokumente, als Regest aufzunehmen. Allerdings gibt es einige Ausnahmen von dieser Regel. Die Ernennung Bernd von der Borchs (1471–1483) zum Landmeister des livländischen Zweigs des Deutschen Ordens um die Jahreswende 1471/72 (Nr. 5) und der Wolmarer Waffenstillstand vom 27. August 1476 (Nr. 495) sind aufgrund ihrer Bedeutung doch als Regest aufgenommen worden. Auch wenn sich ein Großteil der *deperdita* in anderen hier publizierten Urkunden wiederfinden lässt, wird natürlich nicht jedes verschollene Dokument in einem anderen publizierten Text wiedergegeben. So etwa wurden Hans Dietherichs Beschwerde, die er 1472 vor Gericht gegen den Dorpater Bürgermeister und den Magistrat an Kaiser Friedrich III. richtete, und die in diesem Zusammenhang ausgestellten kaiserlichen Urkunden, die heute als verschollen gelten,<sup>4</sup> nicht als Regesten in den 13. Band aufgenommen. Der Ausschluss von *deperdita* gehört somit zu den grundsätzlichen Entscheidungen, die bei der Herausgabe eines jeden Urkundenbuches getroffen werden müssen: was ist aufzunehmen und was nicht. Es ist ja offenkundig, dass die 844 Dokumente des 13. Bandes nicht sämtliche von 1472 bis 1479 erstellten Dokumente mit Bezug zur livländischen Geschichte umfassen. Neben den Gutsurkunden und Amtsbüchern wurde etwa auch auf päpstliche Urkunden hinsichtlich der Justiz- und Gratialsachen in den unteren Instanzen verzichtet.

3) Die Herausgeber haben sich darauf geeinigt, die Publikation des zweiten Bandes der Akten und Rezesse der livländischen Ständetage (AR)<sup>5</sup> nicht weiterzuführen. Daher wurden alle Urkunden, die sich auf die Land- und Ständetage beziehen, in den 13. Band aufgenommen, weil hinsichtlich des Quellenmaterials zum 15. Jahrhundert nicht unterschieden werden könne, welche Dokumente wohin gehören. Im Nachhinein kann ohnehin festgestellt werden, dass es sich bei den AR, deren Publikation in den 1890er Jahren begonnen wurde, in erster Linie um ein Prestigeprojekt der Ritterschaften handelte und ihre Veröffentlichung zumindest aus der grundsätzlichen Perspektive einer Strategie der Quellenpublikationen zum 14.–15. Jahrhundert nicht ausreichend begründet war. Die Urkunden, die in den ersten beiden Bänden der AR publiziert wurden, hätten seinerzeit bereits im LUB enthalten sein können. Man muss jedoch einräumen, dass der erste Band der AR einen Zusatzband zum LUB darstellte und solche Texte umfasste, die nach der Veröffentlichung der früheren LUB-Bände

<sup>4</sup> Das Taxregister der römischen Kanzlei 1471–1475 (Haus-, Hof und Staatsarchiv Wien, Hss. „weiss 529“ und „weiss 902“), hrsg. von PAUL-JOACHIM HEINIG und INES GRUND, Wien, Weimar und Köln 2001 (Regesten Kaiser Friedrichs III. [1440–1493], nach Archiven und Bibliotheken geordnet. Sonderband, 2), Nr. 2028–2031.

<sup>5</sup> Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, Bd. 2, H. 1–2, bearb. von ALBERT BAUER, Riga 1934–1938.

entdeckt worden waren.<sup>6</sup> Dabei lag dem ersten Band der AR weitgehend die Idee zugrunde, die Land- und Städtetage des 14. und 15. Jahrhunderts auf der Grundlage der knappen überlieferten Informationen zu rekonstruieren, weshalb es sich um ein seltsames Gemisch aus einer Quellenpublikation und einer historischen Forschungsarbeit handelt. Die obige Kritik betrifft nicht den dritten Band der AR, der die Jahre 1494 bis 1535 umfasst,<sup>7</sup> eine Periode, aus der eine ausreichende Anzahl von Rezessen und Akten der livländischen Land- und Städtetage erhalten ist. Die Entscheidung, die Publikation des zweiten Bandes der AR nicht fortzusetzen, verleiht dem LUB also wieder die Einheitlichkeit, der es zuvor, mit den Bänden 10 bis 12, verlustig gegangen war. Es wäre jedoch erforderlich, Register des ersten und zweiten Bandes der AR herauszugeben, da deren Fehlen den Gebrauch dieser Zusammenstellungen erheblich erschwert.

Die im 13. Band des LUB behandelten Jahre 1472 bis 1479 zeichnen sich in politischer Hinsicht durch den sich immer weiter verschärfenden Konflikt zwischen dem Rigaer Erzbischof Silvester Stodewescher (1449–1479) und dem Landmeister des Deutschen Ordens Bernd von der Borch aus. Dieser Konflikt endete für Stodewescher mit dem Tod, nachdem er vom Orden gefangengenommen worden war. Neben diesem Konflikt, dem in der Historiografie viel Aufmerksamkeit zuteilgeworden ist, liegen auch viele Informationen über einen bisher in Vergessenheit geratenen livländischen Kleinkrieg vor – die 1475/76 zwischen dem Deutschen Orden auf der einen Seite sowie dem Dorpater Bischof und der Stadt Dorpat auf der anderen ausgetragene Fehde. Dieser Konflikt, über den überraschend detailreiche Informationen vorliegen, wartet noch auf eine nähere Untersuchung. Eine der auffallendsten Urkunden sowohl im Hinblick auf ihre förmliche Gestaltung als auch hinsichtlich ihres Umfangs ist der Erlass Stodeweschers an die Geistlichen seiner Diözese, in den nächsten vier Jahren Prozessionen zu veranstalten sowie Gottesdienste und Bußübungen abzuhalten, weil im Winter des Jahres 1471/72 ein Komet am Himmel erschienen war (Nr. 53). Es handelt sich dabei um ein aus Sicht der Religions- wie der Wissenschaftsgeschichte bedeutendes Dokument, in dem der Erzbischof seine Überzeugung ausdrückt, dass lediglich die höheren Geistlichen über ausreichende Kenntnisse verfügten, die Bewegung der Himmelskörper auszudeuten und auf dieser Grundlage Vorhersagen zu treffen.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, Bd. 1, bearb. von OSKAR STAVENHAGEN und LEONID ARBUSOW JUN., Riga 1907–1933.

<sup>7</sup> Akten und Rezesse der livländischen Ständetage, Bd. 3, bearb. von LEONID ARBUSOW, Riga 1910.

<sup>8</sup> Diese Urkunde, die im Kontext des livländischen Mittelalters eher ungewöhnlich ist, wurde bereits ausführlich behandelt von RALPH LÜTZELSCHWAB: Kometen und Kalamitäten oder Vom Nutzen astrologischen Wissens an der Peripherie, in: Livland – eine Region am Ende der Welt? Forschungen zum Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie im späten Mittelalter / Livonia – a Region at the End of the World? Studies on the Relations between Centre and Periphery in the Later Middle Ages,



Abschließend sei die Vorhersage gewagt, dass die Zukunft der Erforschung des livländischen Mittelalters aussichtsreich zu sein scheint. Nach Auskunft der Herausgeber des LUB soll im Laufe des Jahres 2019 auch der 14. Band der ersten Abteilung erscheinen, der die Jahre 1480 bis 1483 umfasst; zudem wird bereits an den Bänden 15 und 16 gearbeitet. Damit kann davon ausgegangen werden, dass die urkundlichen Quellen zum livländischen Mittelalter bis zum Jahr 1510 in naher Zukunft größtenteils publiziert sein werden. Wie aber sollte es weitergehen? Ist es zweckmäßig, die zweite Abteilung des LUB, die ja nur bis 1510 reicht, fortzusetzen, oder ist der Umfang des Quellenmaterials zum 16. Jahrhundert bereits zu groß? Sollte es sich als unmöglich erweisen, die Periode bis zum Ende des livländischen Mittelalters nach den gleichen redaktionellen Grundsätzen zu behandeln, so könnte man zumindest in Erwägung ziehen, die Quellenpublikation bis in die 1520er Jahre fortzusetzen, die aufgrund der Reformation überaus interessant und auch in der Geschichtswissenschaft zurzeit sehr aktuell sind.

MIHKEL MÄESALU

*Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800* (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 28). Bearbeitet von ARVO TERING unter Mitarbeit von JÜRGEN BEYER. Böhlau Verlag. Köln, Weimar und Wien 2018. 940 S. ISBN 9783412511340.

Nun endlich liegt das seit langem erwartete Lexikon der baltischen Studenten von Arvo Tering vor. Schon viele Jahre über wurde in zahllosen baltischen Forschungen voller Hoffnung auf das große Werk hingewiesen, an dem Tering seit den 1980er Jahren an der Universitätsbibliothek Tartu intensiv gearbeitet hat. Es war bekannt, was hier entstehen sollte, und wurde sehnhelch erwartet. Manch einer konnte in Einzelfällen persönliche Auskunft erlangen und erhielt damit einen Einblick in die immer weiter anwachsende Materialsammlung. Nicht verborgen blieb auch, dass Tering mit dem fortschreitenden und schließlich gänzlichen Verlust seiner Sehkraft in seiner Arbeit zwar massiv eingeschränkt war, aber zugleich trotz aller Rückschläge sein Ziel weiterverfolgte. Dass dieses Ziel nun erreicht werden konnte, grenzt also fast an ein Wunder und muss jedem

---

hrsg. von ANTI SELART und MATTHIAS THUMSER, Köln, Weimar und Wien 2017 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 27), S. 461–481.

Rezensenten größte Hochachtung vor dem Bearbeiter und seiner Lebensleistung, aber auch den Dank an die vielen Menschen und Institutionen abnötigen, die zur Bewältigung und Beendigung der Arbeiten, schließlich auch zur Drucklegung beigetragen haben. Das relativ kurze Vorwort Terings gibt einen kleinen Eindruck, wie vielfältig die Arbeiten und die Unterstützung waren, lässt zugleich aber auch erahnen, dass ein ausführlicher Bericht über die Arbeiten im Einzelnen wohl ein eigenes Buch füllen würde.

Tering hat es sich in keiner Hinsicht leichtgemacht; so hat er beispielsweise die handschriftlichen Universitätsmatrikeln zur Kontrolle herangezogen, wenn ältere Editionen vorlagen, um Lesefehler – die nicht selten waren – auszuschließen und sowohl Namens- als auch Ortsangaben richtig zuordnen zu können. Außerdem wurden eben nicht nur die Matrikeln zugrunde gelegt, die selbst ja häufig lückenhaft oder unvollständig sind – wenn sie überhaupt noch vorliegen. Ein Blick in das Verzeichnis von „Quellen und Literatur“ (S. 51-89) zeigt eine unglaubliche Fülle an ausgewertetem Material, besonders im Hinblick auf Archivalien im Baltikum und an den vielen Hochschulstandorten. Beträchtlich erhöht wird der Wert dieses Lexikons gerade durch die sorgfältige Hinzuziehung des akademischen und casualen Schrifttums sowie der Stammbücher und vieler weiterer Möglichkeiten akademischer Existenz- und Tätigkeitsnachweise an den jeweiligen Orten. Hinzu kommt die weitsichtige Beachtung auch der „höheren Schulen“, also gerade der akademischen Gymnasien, die in der Frühen Neuzeit so eng mit der universitären Ausbildung verbunden waren und bei überregionalen Transferprozessen und Verflechtungen eine wichtige Rolle spielten. Auf diese Weise konnte eine ganze Reihe von Personen zusätzlich entdeckt und in Konsequenz nicht nur eine vorbildliche Vollständigkeit, sondern auch ein so hohes Maß an Genauigkeit und Zuverlässigkeit erreicht werden, wie es in unserer schnelllebigen Zeit leider nicht mehr die Regel ist.

Ein konziser Forschungsüberblick eröffnet die Einleitung (S. 11-22). Ihm folgen eine Darlegung der Quellen und Hinweise zur Konzeption des Lexikons. Hier, im Aufbau der Artikel, wird der Ertrag der langjährigen Recherchen sichtbar. Natürlich kann nur verzeichnet werden, was im Einzelfall existierte und gefunden wurde. Dass neben den üblichen biografischen und genealogischen Angaben vor allem sämtliche Daten zur schulischen und universitären Ausbildung inklusive der zu dieser Zeit verfassten Schriften enthalten sind, macht den speziellen Charakter des Lexikons aus und offenbart zugleich seine Bedeutung für die weitere bildungsgeschichtliche Forschung. Hier sind Informationen über das Studium im Einzelnen zu finden, wie etwa Daten zu Disputationen und Redeübungen unter Angabe des Präses, Übergang in eine andere Klasse, Benutzung der Universitätsbibliothek (für Dorpat/Pernau und Göttingen), Teilnahme an fachfremden Vorlesungen, Mitgliedschaft in gelehrten Gesellschaften und

studentischen Verbindungen, Stipendien, Anwesenheitsdauer, Relegation und Bildungsreise. Außerdem sind ggf. nachweisbare Nachlassinventare, Stammbücher und Reisetagebücher sowie Porträts notiert. Wo biografische Daten an anderen Stellen leicht einsehbar sind, werden sie – abgesehen von den ‚Bildungsdaten‘ – nicht im Detail reproduziert; lediglich im Falle der Abweichung und bei bisher unbekanntem Informationen wird ausführlicher darauf eingegangen. Diese Konzentration ist zu begrüßen, denn sie führt zu halbwegs homogenen kurzen Artikeln und damit zu einem schnelleren Zugriff und Überblick. Wer ausführliche Informationen zu anderen Aspekten sucht, kann also durch die angegebenen Nachweise etwa in biografischen Lexika wie der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ oder dem einschlägigen Werk von Johann Friedrich von Recke und Karl Eduard Napiersky leicht fündig werden.

Insgesamt 5867 Personenartikel von A bis Z enthält das Lexikon; sieben weitere Artikel behandeln ‚Problemfälle‘: „Studenten mit außerbaltischer Herkunft oder nicht nachweisbarem Universitätsbesuch“. An dieser Stelle ist etwa Ernst Johann Biron, der spätere Herzog von Kurland, zu finden, der angeblich in Königsberg studierte. Die Quellen liefern dafür jedoch keinen Beweis. Zur Erschließung des Lexikons sind im Anhang vier Verzeichnisse beigegeben: eine chronologische Liste der Personen nach Erstimmatrikulation und eine ebensolche nach Universitäten (bzw. Orten) geordnet. Dies ersetzt leider kein Ortsregister, denn die in den einzelnen Artikeln reichhaltig gegebenen Nachweise zum Besuch von Schulen und Gymnasien wurden hier nicht berücksichtigt. Die angehängte Liste von „Bildungseinrichtungen“ (S. 936–937) liefert hingegen lediglich eine nach Orten sortierte Übersicht der Institutionen mit Gründungs- oder Existenzdaten ohne Hinweise auf die Nennungen. Beim letzten Verzeichnis, den „Außerbaltische[n] Wirkungsorte[n]“, wird jedoch wieder auf die jeweiligen biografischen Artikel verwiesen.

Ist zum einen dankbar hervorzuheben, dass diesem Lexikon überhaupt solche hilfreichen Erschließungsinstrumente beigegeben sind, so muss zum anderen noch mehr auf die als sachliche Einführung und zugleich Auswertung beigegebene Abhandlung „Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800“ (S. 23–50) hingewiesen werden. Es handelt sich um eine leicht überarbeitete Fassung der deutschsprachigen Zusammenfassung aus Terings umfangreicher und detaillierter Studie zu diesem Thema, die zehn Jahre zuvor in estnischer Sprache erschienen ist.<sup>9</sup> Der im Lexikon platzierte Text enthält eine schier unglaubliche Fülle an erschlossenen Informationen und gibt eine erste

<sup>9</sup> ARVO TERING: Eesti-, liivi- ja kuramaalased Euroopa ülikoolides 1561–1798 [Est-, Liv- und Kurländer an europäischen Universitäten 1561–1798], Tartu 2008 (Scripta Archivi historici Estoniae), die Zusammenfassung dort S. 748–780. – Vgl. DERS.: Die Seereisen baltischer Studenten in die Universitätsstädte Nord- und Westeuropas im 17. und 18. Jahrhundert, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 3 (2008), S. 103–131 (Anm. d. Red.).

Anschauung, was diesem Lexikon zu entnehmen sein kann. Sämtliche Aspekte der Bildungsgeschichte werden berührt, von den Studentenzahlen und der regionalen sowie sozialen und ethnischen Herkunft über die *peregrinatio academica* und die Kavalierstour bis hin zu den Stipendien, den Verdienstmöglichkeiten in der Universitätsstadt und dem Studienverbot von 1798 (entsprechend dem Ukas von Zar Paul I.) – um nur einige zu nennen. Der Text ist gemäß seiner Ursprungsnatur stark komprimiert und enthält keine Nachweise. Er ersetzt also keineswegs die Studie selbst, die bisher leider nur auf Estnisch vorliegt und als notwendiger Ausgangspunkt für die weitere Erforschung baltischer Studenten in Europa unbedingt übersetzt werden sollte. Denn auch wenn es hier – das muss in diesem Zusammenhang mit Nachdruck betont werden – vordergründig um die Studenten aus den Ostseeprovinzen geht, ist doch im Kern die gesamte europäische Bildungslandschaft der Frühen Neuzeit betroffen. Insofern liegt mit diesem hervorragenden Lexikon (und der Darstellung) auch ein gewichtiger, aus vielfältigen Quellen akribisch geschöpfter Beitrag zur Geschichte der einzelnen europäischen, vor allem der deutschen Hochschulen und ihrer Studenten vor.

MARTIN KLÖKER

*Uutmoodi ja paremini! Ühiskondlikest muutustest 18. sajandil ja 19. sajandi algul* [Auf neue Weise und besser! Über die gesellschaftlichen Veränderungen im 18. Jahrhundert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts] (Rahvusarhiivi Toimetised / Acta et commentationes archivi nationalis Estoniae 2 [33]). Hrsg. von KATRE KAJU. Tartu 2018. 263 S. ISBN 9772585565021.

Der Titel auf dem Umschlag der neuesten Ausgabe der Veröffentlichungen des estnischen Nationalarchivs (*Rahvusarhiiv*) ist irreführend. Der Slogan „Auf neue Weise und besser!“ geht nämlich nicht auf den Initiator der Perestroika Michail Gorbačev, sondern auf den tüchtigen estländischen Pietisten Eberhard Gutsleff zurück, und die neun Aufsätze des hier anzuzeigenden Sammelbandes beschäftigen sich nicht mit dem Zerfall der Sowjetunion, sondern behandeln die aufklärerische Aufbauarbeit in Liv- und Estland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Diese Texte umfassen einen recht weiten Themenkreis, angefangen von Verwaltungsangelegenheiten bis hin zu Bildungsfragen.

Der erste Teil des Beitrags von Marten Seppel über die Anwendung der „guten Policey“ in den Ostseeprovinzen gibt einen Überblick über die Entstehung der kameralistischen Polizeiwissenschaft im 18. Jahrhundert. Im zweiten Teil des Aufsatzes wird die Region näher in den Fokus genommen. Seppel widerlegt die weitverbreitete Auffassung, dass dem liv- und estländischen Adel auf seinen Gutshöfen die autonome und volle Polizeigewalt sowohl über die Bauern als auch über die Gutshandwerker zustand. Er zeigt anhand von Beispielen, wie die russische Zentral- und Provinzialgewalt immer stärker in die Gutsherrschaft in Liv- und Estland eingriff, weshalb den Gütern während des 18. Jahrhunderts ständig neue Verwaltungsaufgaben aufgebürdet wurden, was auch im 19. Jahrhundert fortgesetzt wurde. Man hätte die Leserschaft jedoch darüber informieren können, dass die Ordnungs- und Hakenrichter in ihrer Eigenschaft als Beamte, denen die Aufsicht über die polizeiliche Ordnung oblag, weder von staatlichen Behörden ernannt wurden noch vom Adel unabhängig waren, sondern im Gegenteil von den örtlichen Gutsbesitzern aus ihrem eigenen Kreis gewählt wurden. In diesem Zusammenhang verdient es Beachtung, dass die Richter in den Fällen, wo die eigenen Standesgenossen gegen das Gesetz verstoßen hatten (etwa im Fall des verbotenen Landhandels), ein Auge zudrückten, doch waren solche Fälle nach Seppels Einschätzung außergewöhnlich; üblicherweise wurden die Interessen des Staates ohnehin gewahrt, wie es sich gehörte. Wichtig ist auch die Beobachtung des Autors, dass einige Aufgaben der polizeilichen Überwachung (das Anzeigen von Fahnenflucht oder Desertion, die Verhütung von Waldbränden) den Bauern übertragen wurden. Im Vergleich zur sozialwirtschaftlichen Emanzipation ist die rechtliche Emanzipation der Bauern bislang nur wenig erforscht worden (mit Ausnahme etwa der Tätigkeit der Gemeindeggerichte zu Beginn des 19. Jahrhunderts), weshalb man dem Prozess, in dessen Verlauf die Bauern Schritt für Schritt zu Staatsbürgern wurden, mehr Aufmerksamkeit zuteilwerden lassen müsste.

Andres Andresen setzt sich mit der Frage der rechtlichen Kontinuität in Estland in der Statthalterchaftszeit auseinander. Ihm zufolge sollte die Auffassung der deutschbaltischen Geschichtsschreibung von der Unterbrechung der rechtlichen Kontinuität in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, die auch von der estnischen Geschichtsschreibung übernommen wurde, revidiert werden, da sie nicht mit den tatsächlichen Ereignissen übereinstimme. Ausführlich behandelt Andresen zwar nur das Recht der estländischen Geistlichkeit, Leibeigene und Güter zu besitzen, sowie den diese Praxis unterbindenden Beschluss der Revaler Kronskammer. Dass dieses Verbot vor Gericht jedoch aufgehoben wurde, hält Andresen für eine Bestätigung dafür, dass die rechtliche Kontinuität in der Statthalterchaftszeit zum Teil aufrechterhalten werden konnte. Die Frage der Kontinuität beschäftigt den Autor auch in einem anderen Zusammenhang: Im ersten Teil seines Aufsatzes kritisiert er ähnlich wie in seinen früheren

Abhandlungen die in der estnischen Geschichtsliteratur vorherrschende Behauptung, die russischen Behörden hätten nach dem Nordischen Krieg in Est- und Livland die vor den Reformen König Karls XI. eingeführte Gesellschaftsordnung wiederhergestellt. Auch hierbei stützt sich Andresen auf die Veränderungen in der Leitung der estländischen Kirchenorganisation in den ersten Jahrzehnten der russischen Herrschaft. Es hat den Anschein, dass Andresen auch diesmal versucht, offene Türen einzurennen, indem er Zitate, gegen die er opponiert, losgelöst von ihrem Kontext verwendet. Bei gutem (oder eher: bösem) Willen könnte man auch in seinem Beitrag einen Satz finden, der als vom übrigen Text losgelöstes Zitat seine eigenen Behauptungen konterkarieren würde – so z.B.: „Die Reformen in der Statthalterschaftszeit (1783–1796) führten zu einer umfangreichen Einschränkung der ständischen Privilegien“ (S. 102).

Triin Kröönström berichtet über die Waisenschule in der Revaler Domvorstadt Antoniusberg. Dabei zeigt sie im ersten Teil ihres Aufsatzes, welchen Beitrag der Pietismus, der in den ersten Jahrzehnten der russischen Herrschaft in Liv- und Estland fest Fuß fasste, zum Wiederaufbau des im Nordischen Krieg verheerten Landes leistete. An den Franckeschen Stiftungen zu Halle versuchte man sich auch in Reval ein Beispiel zu nehmen (als großartigstes Projekt, für das Halle als Vorbild diente, gilt die Schule in Alp in Jerwen), auch wenn es für die Erreichung des gewünschten Ziels sowohl an Geld und an Räumlichkeiten als auch an Menschen mangelte. Dass dies nicht für den Eifer der beteiligten Personen galt, wird durch den im Titel des anzuzeigenden Sammelbandes genutzten Slogan ausgedrückt. Kröönström widerlegt die in der früheren Literatur vorgebrachte Behauptung, dass in der Waisenschule auch die Esten unterrichtet worden seien, von denen manche ihren Bildungsweg später womöglich fortgesetzt hätten. Wie sie feststellt, waren die hauptsächlich aus Deutschland gebürtigen Lehrer nicht imstande, Unterricht in estnischer Sprache zu erteilen. In der Liste der Waisen, die die Schule besuchten, waren nur zwei Kinder nichtdeutscher Herkunft verzeichnet, deren Schulbesuch nicht von langer Dauer war.

Der Beitrag von Epi Tohvri behandelt die Möglichkeiten des strukturellen Aufbaus der in Dorpat im Jahre 1802 wiedereröffneten Universität. Auch hier beginnt die Abhandlung mit dem allgemeinen Hintergrund – es wird auf die damals in Europa verbreiteten Universitätsmodelle (Denis Diderot, Pierre-Samuel Du Pont de Nemours, Thomas Jefferson) sowie auf die Möglichkeiten der Einrichtung in Dorpat, sich an Frankreich oder an dem (vorhumboldtianischen) Deutschland ein Beispiel zu nehmen, eingegangen. Der kaiserliche Ausschuss für Bildung, der sich im Russländischen Reich mit Universitätsgründungen befasste, bevorzugte überwiegend das französische Modell, das tatsächlich auf alle anderen damals (wieder) eröffneten Universitäten (Wilna, Kazan', Char'kiv) angewandt wurde mit Ausnahme Dorpats. Die Struktur dieser Universität kann als Kompromiss

zwischen dem ersten Rektor Georges Frédéric Parrot, der sich als Vermittler des französischen Kulturraums verstand, und der dem deutschen Kulturraum entstammenden Professorenschaft gekennzeichnet werden. Aus diesem Grund fehlten Tohvri zufolge in den Dorpater Curricula moderne Fächer wie Politökonomie, Veterinärmedizin oder Ingenieurwissenschaft.

Kairit Kaur behandelt den Durchbruch der deutschbaltischen Naturdichtung um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Als Hauptheld tritt der Leibmedikus der russischen Kaiserin Anna, Johann Bernhard von Fischer, auf, der sich nach der Verabschiedung aus dem Dienst auf ein kleines Gut in der Nähe von Riga zurückgezogen hatte. Im Jahre 1745 veröffentlichte er unter dem Pseudonym Montan die Verserzählung „Hinter-Bergens allgemeine und eigene Winter- und Sommerlust“. Kaur gibt eine gründliche Übersicht über den Inhalt der Erzählung – vielsagend sind bereits die Namen der Städter, Urban und Urbanowitz –, die Montan auf seinem Landsitz einen Besuch abstatten. Ihr zufolge muss als unmittelbarste Inspirationsquelle für Fischer einer der Begründer der modernen deutschsprachigen Naturlyrik, der dichtende Hamburger Ratsherr Barthold Hinrich Brockes, angesehen werden. Möglicherweise habe Fischer mit seiner Verserzählung zur Verbreitung der physikotheologischen Weltsicht und beim Abbau eines das Landleben wertschätzenden Narrativs mitgeholfen.

In Pauls Dajjas Aufsatz, dem Christoph Harder (1747–1818) als Hauptheld dient, wird die Entwicklung der volksaufklärerischen Ideen im südlichen Livland thematisiert. Harder, der über 40 Jahre als Pastor in Papendorf tätig war, unterhielt sehr vertrauliche Beziehungen zu den Bauern und erwarb hervorragende Kenntnisse der lettischen Sprache. Dass er es vermochte, in seinen Werken den damaligen Letten ein heliozentrisches Weltbild beizubringen, verdient heutzutage, wo in der Öffentlichkeit der Glaube an eine flache Erde (wieder?) verbreitet ist, durchaus Bewunderung. Bei den in Harders lettischsprachigen Kalendern veröffentlichten Gesetzen, die den Bauern in ihrem Verhältnis zum Gut und zum Gutsbesitzer möglicherweise zugutekamen, kann bei gutem Willen der Einfluss der Französischen Revolution erkannt werden, der im Unterschied zu Kurland in Livland sonst eher gering war.

Drei Aufsätze des Bandes beruhen auf bereits früher in deutscher Sprache veröffentlichten Arbeiten. Henning von Wistinghausens Beitrag „Politische und gesellschaftliche Veränderungen in Estland um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“ stellt eine kurze Zusammenfassung seines im Jahre 2016 erschienenen Monumentalwerkes zu den Freimaurern dar.<sup>10</sup> Auch von Wistinghausen stellt fest, dass es nach der Aufhebung der Statthalterschaft nicht mehr möglich war, die eingeleiteten Entwicklungen trotz

<sup>10</sup> HENNING VON WISTINGHAUSEN: Freimaurer und Aufklärung im Russischen Reich: Die Revaler Logen 1773–1820: mit einem biographischen Lexikon, 3 Bde., Köln, Weimar und Wien 2016. – Vgl. die Rezension von MARTIN KLÖKER, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 12 (2017), S. 390–392.

aller Versuche der Elite, dagegen Widerstand zu leisten, völlig rückgängig zu machen. Die Zentralgewalt bewahrte sich auch in der Zukunft die Möglichkeit, unmittelbar ins Leben der Ostseeprovinzen einzugreifen. Im Hinblick auf die Wiedereröffnung der Universität Dorpat führt der Autor aus, dass damit auch ein Prozess begann, der dazu führte, dass geistige Erfahrungen nicht mehr unmittelbar an deutschen Universitäten, wo die Jugendlichen aus der Region bisher überwiegend studiert hatten, erlebt wurden. Er verknüpft das Hauptthema seines Buches – die Freimaurerei im Baltikum – mit der Bauernbefreiung, wobei er betont, dass der Anteil der Freimaurer in den Ritterschaftskommissionen, die sich mit der Erarbeitung der Bauerngesetze befassten, bedeutend größer war als ihr Anteil am immatrikulierten Adel.

Der Beitrag von Jürgen Heeg „Die letzte Bastion politischer Publizistik im Kampf gegen Napoleon: Die Zeitschriften des Journalisten Garlieb Merkel aus Livland“<sup>11</sup> stellt Merkel, der in der baltischen Historiografie in erster Linie als Autor der gegenüber der Leibeigenschaft kritisch eingestellten polemischen Abhandlung „Die Letten, vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts“ bekannt ist, als eine Person dar, welche eine führende Stellung in der anti-napoleonischen öffentlichen Meinung war. Dies war insbesondere zu den Zeiten der Fall, wenn sich in Deutschland niemand traute, den Eroberern Widerstand zu leisten.

Der dritte übersetzte Aufsatz in dem hier anzuzeigenden Sammelband stammt aus der Feder von Aiga Šemeta: „Deutschsprachige Periodika in Livland und Kurland vor 1800“.<sup>12</sup> Hierin wird ein Überblick gegeben über die Zeitungen, die in Riga und Mitau in den 1760er Jahren nach einer durch den Nordischen Krieg bedingten Unterbrechung wieder zu erscheinen begannen. Wenngleich dem Leser ein gutes Bild vom Inhalt und vom Stil aller damaligen Zeitungen vermittelt wird, so mangelt es jedoch etwas an Ausführungen zum zeitlichen, räumlichen und thematischen Kontext.

Ohne die erneuten Veröffentlichung der übersetzten Aufsätze bemängeln zu wollen – die Übersetzerinnen Reet Bender und Terje Eha haben sehr gute Arbeit geleistet –, ist es jedoch ein betrübliches Zeichen, dass auch vielen professionellen estnischen Historikern, die ja die hauptsächliche Leserschaft dieser Reihe der Veröffentlichungen bilden, das Lesen der genannten Beiträge in der Originalsprache nicht zugemutet werden kann. Anerkennung verdient die äußere Gestaltung des besprochenen Sammelbandes. Die jedem Aufsatz hinzugefügten ganzseitigen Illustrationen aus den Quellen und der Literatur des 18. Jahrhunderts sind mehr als einfach nur schönes Bildmaterial. Dank ihnen erfährt der Leser, wie

<sup>11</sup> JÜRGEN HEEG: Die letzte Bastion politischer Publizistik im Kampf gegen Napoleon: Die Zeitschriften des Journalisten Garlieb Merkel aus Livland, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 45 (1996), S. 159-191.

<sup>12</sup> AIGA ŠEMETA: Deutschsprachige Periodika in Livland und Kurland vor 1800, in: Baltische Literaten in der Goethezeit, hrsg. von HEINRICH BOSSE, OTTO-HEINRICH ELIAS und THOMAS TATERKA, Würzburg 2011, S. 353-379.



vor dem Computerzeitalter die Rechenart Division (537920846213:8) in Harders lettischsprachigem Mathematiklehrbuch gelöst wurde (S. 58).

MATI LAUR

*The Great War in Lithuania and Lithuanians in the Great War: Experiences and Memories* (Acta Historica Universitatis Klaipedensis, Vol. XXXIV). Hrsg. von VASILIJUS SAFRONOVAS. Institute of Baltic Region History and Archaeology, Klaipėda University. Klaipėda 2017. 239 S. ISSN 13924095.

Das 100. Jubiläum des Kriegsbeginns 1914 fand lebhaftere Resonanz sowohl im akademischen Bereich als auch bei einem breiteren Publikum weltweit. Bei estnischen, lettischen und litauischen Historikern, die sich in gewissem Maße von dieser Welle inspirieren ließen, erwachte das früher so gut wie nicht vorhandene Interesse für politische und gesellschaftliche Verhältnisse in der Zeit des Weltkrieges, aber auch für verschiedene Stadien des Krieges (insbesondere für die deutschen Besatzungsregimes) sowie für spätere Reaktionen darauf. Durch eine ganze Reihe von Ausstellungen, Konferenzen, Publikationen und auch längerfristige Forschungsprojekte in allen drei baltischen Staaten wurde dieser früher weitgehend in Vergessenheit geratene Krieg zum ersten Mal in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses gerückt. Diese Aufmerksamkeit, so steht zu hoffen, war weder außergewöhnlich noch vorübergehend; Forschungen zum Ersten Weltkrieg sind mittlerweile fester Bestandteil der gegenwärtigen baltischen Geschichtswissenschaft geworden. Unter anderem zeugt davon auch die hier anzuzeigende Artikelsammlung.

Auch wenn die Jubiläumsfeiern des Jahres 2014 quasi als Katalysator wirkten, kann man im Nachhinein feststellen, dass die Zeit für eine gründlichere Erforschung des Ersten Weltkrieges auch aus anderen Gründen reif war. Erstens hat sich der Blick der baltischen Historiker und Kulturhistoriker erweitert, sodass es jetzt möglich ist, die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts und den Prozess der Erlangung der Unabhängigkeit der baltischen Staaten in einem breiteren Rahmen als früher zu behandeln. Während früher die Ansicht vorherrschte, hinsichtlich der Entstehung und Sicherung der Eigenstaatlichkeit käme den Freiheitskriegen von 1918 bis 1922 die entscheidende Bedeutung zu, weshalb der Erste Weltkrieg als ein „fremder“ Konflikt zwischen den Großmächten fast vollständig im Schatten der späteren „eigenen“ Kriege stand, so ist

es gegenwärtig üblich, Letztere als Folgekriege des Weltkrieges anzusehen und die Entstehung der unabhängigen baltischen Staaten als einen Teil des Untergangsprozesses der Großmächte, d.h. der multiethnischen Imperien, zu behandeln.

Zweitens hat zurzeit die zu Beginn der 1990er Jahre mächtig aufgekommene Nachfrage nach der Erforschung des Unabhängigkeitsverlustes in den Jahren 1939/40, des Schicksals der baltischen Staaten im Zweiten Weltkrieg sowie der stalinistischen Repressalien etwas nachgelassen. Lange Zeit beanspruchten diese Ereignisse, die als nationales Trauma erlitten wurden, das Vorrecht auf die Aufmerksamkeit der Historiker, die jetzt in der Lage sind, sich in stärkerem Maße auch mit anderen Ereignissen zu befassen.

Endlich ist es in der baltischen Geschichtswissenschaft soweit, dass kultur- und sozialhistorische Ansätze sowie Gedächtnisstudien, die der politischen und Verwaltungsgeschichte möglicherweise noch keine Konkurrenz zu bieten vermögen, die Letzteren auf jeden Fall in würdiger Weise ergänzen. Ging man lediglich von der politischen Geschichte und der Geschichte der Institutionen aus, so war es wirklich möglich, den Weltkrieg als den letzten Atemzug des alten imperialistisch-aristokratischen Europa anzusehen, dem bald eine auf Nationalstaaten beruhende neue Weltordnung folgte, zu der auch drei baltische Staaten gehörten. Spricht man aber über die Ideen und Ideologien (darunter etwa über den Links- und Rechtsradikalismus bzw. die Idee der nationalen Selbstbestimmung in mehreren Varianten), die eben in der Kriegszeit aufkamen bzw. weite Verbreitung fanden, oder aber auch über die Mentalitäten und Lebenserfahrungen der Menschen, auf die der Krieg zweifelsohne einwirkte, so ist es mittlerweile unmöglich oder zumindest unzulässig, den Ersten Weltkrieg zu umgehen.

Die 2017 an der Universität Klaipėda veröffentlichte Artikelsammlung über die Resonanzen des Ersten Weltkrieges in der litauischen Geschichte lässt sich jedoch noch der Anfangsphase der Erforschung dieses Krieges und der speziellen Kriegserfahrung Litauens zuordnen, die sich eher durch die Erfassung und Beschreibung des Forschungsfeldes, nicht aber durch die Darlegung ehrgeiziger Schlussfolgerungen und Verallgemeinerungen auszeichnet. In fast jedem Artikel stößt man auf eine Bemerkung der Art, dass zum betreffenden Thema leider keine früheren Forschungen vorlägen. Bereits zu Beginn des Bandes führt der Herausgeber Vasilijus Safronovas im Namen aller Autoren Folgendes aus (S. 5):

„when we undertook to take a closer look at the Lithuanians and the East Prussians, two different societies that experienced the war in a rather similar way, we did not even imagine what still undiscovered mines were waiting for us. This is especially true of Lithuania, where the Great War is still a topic that has scarcely been analysed by historians“.

Die Ambition auf die Erfassung des Forschungsgegenstandes geht auch aus der am Ende platzierten Bibliografie hervor, welche einen gewichtigen Teil der vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges erschienenen Literatur, die sich auf den Ersten Weltkrieg und Litauen bezieht, darunter Abhandlungen, Dokumentensammlungen und Erinnerungen, verzeichnet.

Einen Großteil des hier besprochenen Buches machen sieben englischsprachige Beiträge samt litauischsprachigen Zusammenfassungen aus. Dem geht die Einleitung des Herausgebers voran, in der die Grundzüge des Schicksals Litauens während des Ersten Weltkrieges dargestellt werden sowie die Frage, wie man sich in den 1920er und 1930er Jahren an den Krieg erinnerte, angeschnitten wird (vollständig auch in litauischer Sprache abgedruckt).

Die folgenden Aufsätze sind in drei thematische Blöcke eingeteilt. Der erste Block unter dem Titel „War and changing roles“ enthält zwei Beiträge. Zunächst gibt Hektoras Vitkus einen Überblick über die veränderte Einstellung der Litauer zu den russischen Streitkräften in den Jahren 1914/15. Der Niederlage in der Schlacht bei Tannenberg (am 26.–30. August 1914) folgte der Rückzug der russischen Armee aus Ostpreußen. Unter den Litauern wurde die patriotische Begeisterung, die in der Anfangsphase des Krieges geherrscht hatte, durch die Enttäuschung hinsichtlich der Kampffähigkeit der russischen Armee ersetzt. Dies führte zu langfristig wirksamen stereotypen Vorstellungen von der schlechten Ausbildung und Ausrüstung der russischen Armee sowie von den Offizieren, die das Leben der Soldaten ignorierten. Andrea Griffante beschreibt die Professionalisierung der litauischen Ärzte und deren zunehmende Akzeptanz der nationalen Ideologie in den Jahren 1914 bis 1920, die in hohem Maße auf das im Ersten Weltkrieg Erlebte zurückzuführen sei. Hierzu zählte die Fürsorge für Kriegsflüchtlinge und die damit verbundene Sorge um die öffentliche Hygiene und Gesundheitsfürsorge. Es wäre interessant, die Fallstudien von Vitkus und Griffante in einen vergleichenden Kontext zu stellen, da man vermuten kann, dass ähnliche Entwicklungen auch an anderen Orten der baltischen Region zu verzeichnen wären, obgleich einige litauische Besonderheiten (ethnische Vielfalt, Nähe zur Frontlinie) nicht unterschätzt werden dürfen.

Im zweiten Block unter dem Titel „Veterans' efforts to protect and consolidate their status“ schreibt zuerst Kęstutis Kilinskas über die Konflikte zwischen verschiedenen Offiziersgenerationen in den Streitkräften der Republik Litauen. Die hauptsächliche ideologische Kluft, die die Einstellung zum litauischen Nationalismus betraf, verlief zwischen den Offizieren litauischer Herkunft, die in der kaiserlichen russischen Armee zu hohen Rängen aufgestiegen waren und im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten, und ihren jüngeren Kollegen, die erst in der Kriegszeit höhere Militärschulen in Russland absolviert hatten oder bereits im unabhängigen Litauen militärisch ausgebildet worden waren. Führungsoffiziere, die

oftmals nicht am litauischen Freiheitskrieg beteiligt gewesen waren und sich durch deutsche oder russische Manieren und Sympathien auszeichneten, wurden von den leidenschaftlich national gesinnten Hauptleuten und Leutnants verdächtigt, polenfreundlich gesinnt zu sein und die litauische Nation nicht genug zu verehren. Wenngleich die Beschreibungen verschiedener Konflikte für den Leser, der mit der litauischen Geschichte weniger vertraut ist, etwas elliptisch bleiben, so ist das Thema interessant und es steht zu erwarten, dass der Autor in der Zukunft eine längere Abhandlung über dieses Thema verfasst, worin auf die damaligen Verhältnisse detaillierter eingegangen wird.

Vytautas Jokubauskas schreibt in einem ausführlichen Aufsatz über die Bildung litauischer nationaler Einheiten in den russischen Streitkräften im Jahre 1917 sowie über die späteren Versuche der Veteranen dieser Truppen in der Zwischenkriegszeit eine ähnliche gesellschaftliche Anerkennung zu erlangen, wie sie den ersten Freiwilligen im litauischen Freiheitskrieg zuteilwurde. Diese Studie, in der die Periode von der Bildung nationaler Einheiten bis zum Ende der Zwischenkriegszeit betrachtet wird, halte ich für den gehaltreichsten Beitrag des hier anzuzeigenden Sammelbandes. In ihr wird anschaulich aufgezeigt, wie die zielstrebige Arbeit der Veteranen und ihrer Befürworter auf die Erinnerungs- und Gedenkkultur in Litauen einwirkte und wie die Veteranen des Ersten Weltkrieges – obgleich sie in den nationalen Einheiten Wehrdienst geleistet hatten – von den Veteranen des Freiheitskrieges eher als unangenehme Konkurrenten, nicht aber als gleichwertige Kampfgefährten angesehen wurden.<sup>1</sup> Auch ist es spannend zu verfolgen, wie die zugespitzte internationale Lage in Europa in den 1930er Jahren sowie Litauens Wunsch, die westlichen Länder daran zu erinnern, dass seine Soldaten am Krieg gegen Deutschland beteiligt waren, auf die Aussichten der Veteranen der nationalen Truppen, politische Unterstützung zu erhalten, einwirkten.

Im letzten Block „War as a resource for creation and memory“ gibt es drei Aufsätze. Audrius Dambrauskas betrachtet die Darstellung des Ersten Weltkrieges im litauischen Film, wobei er sich dem Material aus recht unterschiedlichen Perspektiven annähert, angefangen mit den Filmchroniken aus der Kriegszeit bis zur Zensur der Filme in den 1930er Jahren, in denen die deutschen Streitkräfte verherrlicht wurden. Dambrauskas zeigt, dass Filme über den Ersten Weltkrieg in den Kinos der Zwischenkriegszeit zweifellos aufgeführt wurden. Allerdings hatten

---

<sup>1</sup> Siehe bezüglich Estlands LIISI ESSE: „Nii oleme 20 aastat sunnitud olnud kiratsema omariikluse juures...“ Esimese maailmasõja invaliidide toetusel ja ühiskondlik positsioon 1920.–1930. aastate Eestis [„So waren wir 20 Jahre lang gezwungen, unser Dasein unter der Eigenstaatlichkeit zu fristen...“ Die Unterstützungen für und die gesellschaftliche Position der Invaliden des Ersten Weltkrieges in den 1920er – 1930er Jahren in Estland], in: Esimene maailmasõda ja Eesti, Bd. 2, hrsg. von TÕNU TANNBERG, Tartu 2016 (Eesti Ajalooarhiivi Toimetised / Acta et commentationes Archivi Historici Estoniae, 24 [31]), S. 507-533.

ausländische Filme, die meistens Ereignisse an der Westfront thematisieren, nur eine schwache Verbindung mit der persönlichen Kriegserfahrung der Litauer. Eugenijus Žmuida gibt einen Überblick über die litauische Literatur und Memoiren zum Thema des Ersten Weltkriegs. Dabei beschränkt sich der Autor im Wesentlichen darauf, das betreffende Material aufzuzählen und vorzustellen, sowie einige Bemerkungen über den künstlerischen Wert verschiedener Werke zu machen. Die Darstellung des Ersten Weltkrieges in den schriftlichen Quellen behandelt auch der letzte Aufsatz aus der Feder von Vygantas Vareikis, der zum Teil wiederum der Memoirenliteratur gewidmet ist, doch geht es vor allem um Abhandlungen litauischer Intellektueller und Politiker der Zwischenkriegszeit über den Ersten Weltkrieg. Vareikis betont, wie wichtig Sammelaktionen von Erinnerungen sind, mit deren Hilfe die Ereignisse im kulturellen Gedächtnis gespeichert und überliefert werden können. Zudem macht er darauf aufmerksam, dass der Weltkrieg in der Perspektive der politischen und kulturellen Elite Litauens auch mit Anderem assoziiert wurde als nur mit den Schwierigkeiten unter der deutschen Besetzung, wie es etwa aus den Reden von Antanas Smetona in den 1930er Jahren eindeutig hervorgeht: „One must not forget that the Great War (...) is the reason why many nations, including Lithuania, acquired freedom, like a reward for their plight“ (S. 180).

Safranovas stellt in der Einleitung des Buches über die in ihm abgedruckten Beiträge fest, dass sie ein Versuch seien „to show that all the experiences briefly presented here simply mean too much to be ignored or forgotten“ (S. 12). Dieser Behauptung kann man zweifellos zustimmen; hoffentlich erübrigt sich damit auch ihre Wiederholung in der Zukunft. Das vorliegende Sammelwerk demonstriert ungeachtet dessen, dass es etwas uneinheitlich anmutet und das darin verwendete Englisch nicht immer einwandfrei ist, auf der einen Seite tatsächlich anschaulich die Bedeutung des Ersten Weltkrieges für die litauische Geschichte, auf der anderen Seite zeigt es aber auch auf, dass im Bereich der Erforschung des Weltkrieges in Litauen schon bemerkenswerte Fortschritte erzielt wurden; es steht zu erwarten, dass in der Zukunft bestimmt noch weitere Publikationen erscheinen.

Wahrscheinlich ist es nicht überraschend, dass die Universität Klaipėda zum Zentrum der Forschungen zum Ersten Weltkrieg in Litauen aufgestiegen ist, wenn man in Betracht zieht, dass der Erste Weltkrieg auf das Schicksal der Region Klaipėda bzw. Memels größeren Einfluss gehabt haben dürfte als auf andere Teile Litauens. Wie Polen war ja auch Litauen bis 1918 ein Staat, der zwischen zwei rivalisierenden Imperien eingeklemt war: Memel mit seiner Umgebung gehörte zum deutschen Ostpreußen, während ein Großteil des heutigen Litauens Teil des russischen Kaiserreichs war. Wäre der Krieg anders ausgegangen, hätte das Schicksal Litauens auch in rein territorialem Sinn aller Wahrscheinlichkeit nach eine ganz

andere Richtung eingeschlagen. Doch lassen sich die Unabhängigkeit aller drei baltischen Staaten und die Grundlagen ihrer Staatlichkeit auf die eine oder andere Weise durchaus auf den Ersten Weltkrieg zurückführen. Je klarer wir uns dessen bewusst sind, desto besser.

MART KULDKOPP

*Latvia – A Work in Progress? 100 Years of State- and Nation-Building* (Soviet and Post-Soviet Politics and Society, 142). Hrsg. von DAVID J. SMITH. *ibidem*-Verlag, Stuttgart 2017. 320 S. ISBN 9783838206486.

Das Überschreiten der Schwelle von hundert Jahren ist zweifelsohne ein wichtiges Ereignis, das es verdient, festgehalten und reflektiert zu werden. Das hier anzuzeigende Sammelwerk, das auf Anregung von David J. Smith zusammengestellt wurde, bietet sowohl eine breiter angelegte Übersicht über mehrere Kernprobleme der lettischen Geschichte vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart als auch einen tieferen Einblick in diese. Es soll auf unterschiedliche Wendepunkte und Entwicklungen der lettischen Geschichte eingegangen werden, wobei vor allem solche Forschungsfragen und Probleme zur Sprache kommen, die aus der heutigen Perspektive interessant sind. Wie bereits der Titel „Latvia – A Work in Progress“ vermuten lässt, steht die Behandlung mehrerer Themen noch aus; diesbezüglich geht es vornehmlich um die Erfassung des aktuellen Forschungsstandes, wobei weitere mögliche Debatten skizziert werden.

Diesem Band liegen Vorträge einer wissenschaftlichen Konferenz zugrunde, die im Dezember 2013 in Uppsala stattfand, an ihm sind 16 Autoren aus Lettland und anderen Ländern beteiligt, darunter auch Wissenschaftler der jüngeren Generation. Auch wenn der Sammelband chronologisch aufgebaut ist, sind mehrere Beiträge thematisch eng miteinander verbunden. So ist es empfehlenswert, die Aufsätze, die sich mit der nationalen Frage beschäftigen oder auf wirtschaftliche Verhältnisse eingehen, zusammen zu lesen, denn im Fall ihrer Nebeneinanderstellung kommen die Ursprünge mehrerer heutiger Probleme anschaulich zum Vorschein.

Die Entstehung des Nationalstaates nach dem Ersten Weltkrieg ist zweifellos einer der Höhepunkte der lettischen Geschichte. Doch dürfte die Proklamierung der Unabhängigkeit im Jahre 1918, wie Andrejs Plakans in seinem Beitrag betont, nicht als Ergebnis des selbstverständlichen Prozesses eines langwierigen nationalen Kampfes angesehen werden. Es handelte sich um äußerst instabilen Zeiten, als die Einwohner des

lettischen Gebietes wegen des Krieges große menschliche und materielle Verluste erleiden mussten, weshalb vor allen Dingen eine Rückkehr zur Normalität attraktiv erschien. Was nun genau diese Normalität zu dieser Zeit hätte sein sollen, konnten die Menschen, die sich in einem Zustand der Unentschlossenheit und in einer wirtschaftlichen Notlage befanden, nur schwer formulieren. Der neue Staat, der am 18. November verkündet wurde, war für viele von ihnen zunächst unverständlich, ein Teil der Bevölkerung hörte davon nur gerüchteweise, was viel Raum für diverse Spekulationen ließ. Es dauerte eine Zeit, bis sich die Menschen darüber klar wurden, was sich überhaupt abspielt, und sich individuelle und kollektive Einstellungen dazu herausbildeten. Um ein genaueres Bild der damaligen Verhältnisse zu gewinnen, müsste man sich nicht nur mit den politischen Ereignissen beschäftigen, sondern viel intensiver als zuvor mit den sozialen, ökonomischen und kulturellen Veränderungen dieser Zeit. Zudem sollten die Ereignisse in Lettland mit anderen „Erwachensaktivitäten“ in Europa verglichen werden.

Der Beitrag von Marina Germane nimmt die Fragen der Staatsbürgerschaft in den Fokus: Wer stellte die Bürgerschaft der Republik Lettland – ein Viertel der Bevölkerung des Staates war bei der Proklamierung der Unabhängigkeit nicht lettisch? Wo verliefen die Grenzen zwischen ethnischem und politischem Nationalismus? Wie stellte man sich diese Nationalismusformen in der Zwischenkriegszeit eigentlich vor? Die Autorin stellt fest, dass der in Lettland 1919 diskutierte Entwurf der Kulturautonomie nationaler Minderheiten zur damaligen Zeit zwar als durchaus liberal gelten konnte, doch wurde er nicht verwirklicht und das Experiment mit einem bürgerlich ausgerichteten Nationalismus (*civic nationalism*) war von nur kurzer Dauer. Auf den Fürsprecher der Rechte der Deutschbalten Paul Schiemann, den Germane in ihrem Aufsatz erwähnt, wird im nächsten Artikel aus der Feder des Herausgebers Smith ausführlicher eingegangen. Es handelt sich um eine in der nichtdeutschsprachigen Welt in Vergessenheit geratene Person, die jedoch vor allem dank der Biografie von John Hiden<sup>1</sup> von einem breiteren Publikum wiederentdeckt wurde. Schiemann war in Mitau geboren worden, erwarb 1902 den akademischen Grad eines Doktors der Rechtswissenschaften an der Universität Greifswald, beteiligte sich als Offizier der zarischen Armee am Ersten Weltkrieg und fungierte in der Republik Lettland während der Zwischenkriegszeit als international bekannter Fürsprecher der Rechte nationaler Minderheiten. Als Gegner jedes Totalitarismus und der Anstiftung zum Hass zwischen den Völkern propagierte er die Idee der europäischen Integration, deren Umsetzung erst nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Angriff genommen werden konnte. Schiemann starb im Jahre 1944 während der nationalsozialistischen Besetzung in Riga. Seine Konzeption der Nationalität und des

---

<sup>1</sup> JOHN HIDEN: *Defender of Minorities. Paul Schiemann (1876–1944)*, London 2004.

Staates werden auch in mehreren anderen Beiträgen des Sammelbandes ausgedeutet und weiterentwickelt.

Deniss Hanovs und Valdis Tēraudkalns nehmen in ihrem Artikel die neuheidnische Bewegung (*Dievturi*) in den Jahren 1934 bis 1940 in den Fokus. Wenngleich die Leitfigur dieser Bewegung Ernests Brastiņš die Auffassung von Ulmanis als einem Führer des Volkes teilte, fanden seine Vorschläge zur Stiftung von nationalen und authentischen Traditionen, die frei von „fremden“ Religionen wären, auf staatlicher Ebene keine Unterstützung. Die Bewegung wurde verboten, bevor sie größere Volksmengen zu erreichen vermochte. Brastiņš wurde beschuldigt, Beziehungen zu Rechtsradikalen zu pflegen. Die Autoren des Artikels interessieren sich an erster Stelle für die Reaktion des autoritären Regimes und die von ihm vorgebrachten Begründungen für die Unterdrückung der *Dievturi*.

Die Texte über die sowjetische Periode werden eingeleitet von Geoffrey Swain, der sich mit dem ideologischen Kampf beschäftigt, der im Sommer 1959 in der Kommunistischen Partei Lettlands ausgetragen wurde, in dessen Ergebnis der Intrigant Arvids Pelše anstelle des bisherigen Parteichefs Jānis Kalnberziņš zum Ersten Sekretär aufstieg. Die Versuche der sogenannten Nationalkommunisten, von russischsprachigen Beamten zu verlangen, Lettisch zu lernen, die unkontrollierte Zuwanderung nach Lettland zu begrenzen und eine irrationale Wirtschaftspolitik zu verhindern, stießen auf heftigen Widerstand. Wie Swain hervorhebt, gewann am Ende der 1950er Jahre die „politische Vergangenheit“ – etwa familiäre Beziehungen zu Mitgliedern der Lettischen Legion – wieder an Bedeutung, obgleich das Interesse an deren Ermittlung um die Mitte der 1950er Jahre bereits abgeflaut war. Das ideologische „Taufwetter“ wurde wieder durch verstärkte politische Kontrolle ersetzt.

Irēna Saleniece analysiert auf der Grundlage der Erinnerungen, die vom Zentrum für mündliche Geschichte an der Universität Daugavpils gesammelt wurden, die Einstellung der Bewohner Lettgallens als einer multiethnischen Region sowohl zur Republik Lettland in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg als auch zur sowjetischen Zeit. Die Autorin zeigt auf, dass der wichtigste Faktor die Generationszugehörigkeit ist. Unter den von ihr ermittelten Jahrgangsgruppen (1910–1935, 1935–1960, 1960–1985, 1985–2010) konzentriert sie sich in diesem Aufsatz auf die Menschen, die in den 1920er und 1930er Jahren geboren wurden. Sie analysiert zudem die Umstände, die deren Beurteilungen beeinflusst haben dürften. Ieva Zaķe betrachtet die Einstellungen der Exilletten in den USA und Kanada zur Frage des Nationalstaates bzw. zu der Frage, wie sie (als Bewohner eines multinationalen Staates) die Bedeutung der lettischen Eigenstaatlichkeit und ihre Perspektiven wahrnehmen. Verglichen werden die Ansichten der sogenannten „alten Letten“, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auswanderten mit den Einstellungen derjenigen, die während des Zweiten Weltkrieges flohen bzw. im Exil geboren wurden. Wie



bereits Saleniece hält auch Zaķe abweichende Meinungen über das autoritäre Ulmanis-Regime fest; zudem beschäftigt sie sich mit den geäußerten Vorstellungen von der Zukunft des lettischen Staates und des lettischen Volkes. Nach Einschätzung Zaķes hängen die Vorstellungen der im Ausland lebenden Letten über die Zukunft des Landes nicht so sehr von den heute dort vorherrschenden Realitäten ab, sondern spiegeln eher die in der jeweiligen Gemeinde herrschenden Stimmungen und auch gegenseitige Konflikte wider.

Una Bergmane betrachtet die Wahrnehmung der politischen Veränderungen am Ende der 1980er Jahre am Beispiel der Einstellung Frankreichs zu den Unabhängigkeitsbestrebungen der baltischen Länder. Ende April 1990 sprach Präsident François Mitterrand mit seinem amerikanischen Kollegen George Bush über die Situation im Baltikum, wobei er die Notwendigkeit hervorhob, Gorbačev zu unterstützen, weshalb man sich mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der baltischen Staaten nicht zu sehr beeilen sollte. Ein Jahr und drei Monate später, am 25. August 1991, erkannte Frankreich die Unabhängigkeit der drei baltischen Staaten an, eine Woche früher als die USA. Bergmane befasst sich mit der Zeitspanne vom August 1989 bis zum Sommer 1991, indem sie auf die Motive hinter diesen Positionen eingeht und die Frage behandelt, wie die Unabhängigkeit der baltischen Staaten trotz pessimistischer Prognosen wiederhergestellt werden konnte.

In den nächsten Beiträgen geht es um die Probleme der Transformationsgesellschaft. Li Bennich-Björkman setzt sich in diesem Kontext mit dem Problem der Staatsbürgerschaft auseinander. Jeder baltische Staat erarbeitete eine eigene Staatsbürgerschaftspolitik, wobei unter anderen auf die demografische Situation der Bevölkerung Rücksicht genommen wurde. Die in Lettland getroffene Entscheidung, die Staatsbürgerschaft nur denjenigen und ihren Nachfahren zu verleihen, die vor dem Jahr 1940 lettische Staatsbürger gewesen waren, stieß auf heftige Kritik, weil damit der großen russischsprachigen Gemeinde (30-40% der Bevölkerung) die Staatsbürgerschaft verweigert wurde. Der Aufsatz geht näher auf die damaligen Optionen Lettlands ein und stellt einen Vergleich mit Litauen und Estland an.

Am 21. März 2013 waren seit der Wiedererlangung der lettischen Unabhängigkeit 7 884 Tage vergangen, womit die Dauer der Existenz der Republik Lettland in der Zwischenkriegszeit (vom 18. November 1918 bis zum 17. Juni 1940) überschritten wurde. Geoffrey Pridham beschäftigt sich mit dem Thema, wie der lettische Staat nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit mit den zahlreichen Schwierigkeiten fertig wurde, wobei er andeutet, dass die Korruption und das Problem der russischen ethnischen Minderheit am kompliziertesten waren. Alles in allem ist Pridham der Ansicht, dass die Aussichten des lettischen Staats auf Weiterbestand im Vergleich zur Zwischenkriegszeit bedeutend größer seien. Alf Vanags behandelt die Frage, wie die lettische Wirtschaft sich von der Sowjetunion

lösen konnte, obgleich die oft diametral entgegengesetzten Anweisungen der internationalen Organisationen (Internationaler Währungsfonds, Weltbank) befolgt werden mussten. Pēteris Timofejevs Henriksson analysiert die Verwendung der Auslandshilfe in den Jahren 2004 bis 2010. Daina S. Egliis beschäftigt sich mit dem Phänomen der „Krise der Männer“, das sich in der Senkung des allgemeinen Bildungsniveaus dieser Gruppe, in einem hohen Alkohol- und Drogenkonsum sowie in schlechten Gesundheitsindikatoren (z.B. Sterbeziffern) manifestiert. Zur gleichen Zeit setze sich die Dominanz der Männer in der Politik und der Arbeitswelt fort. Dauerhaft seien stereotype Einstellungen gegenüber den Frauen und ihren sozialen Rollen. Dennoch war Lettland der erste postsowjetische und postkommunistische Staat, in dem 1999 mit Vaira Vīķe-Freiberga eine Frau zur Präsidentin gewählt wurde.

Die Autoren der zwei letzten Aufsätze des Sammelbandes diskutieren die „großen Narrative“ der lettischen Geschichtsschreibung. Aldis Purs stellt fest, dass die nationalsozialistische und sowjetische Besetzung in der Regel als eine Abweichung von der Norm, als eine historische Unterbrechung angesehen werden. Demgegenüber werde zu wenig darüber diskutiert, wie man z.B. die frühere Periode unter der Zarenherrschaft oder die Rolle anderer Nationalitäten in die lettische historische Erfahrung einfließen lassen könnte. Purs' Erwägungen gehen von einer wirtschaftshistorischen Perspektive aus, wobei ein Ausgangspunkt der in Exilgemeinschaften verbreitete Mythos ist, Estland, Lettland und Litauen würden ohne die sowjetische Okkupation in wirtschaftlicher Hinsicht heute auf einem mit Finnland vergleichbaren Niveau stehen. Purs hält mit einem Überblick über Konjunkturaufschwünge und -abschwünge in Lettland seit dem frühen 19. Jahrhundert dagegen. Matthew Kott wiederum diskutiert die Spannungen hinsichtlich der nationalen Fragen und sozialen Klassen in Lettland seit dem 19. Jahrhundert. Ihm zufolge trug eine Reihe von nationalpolitischen Entscheidungen zu einer tiefen Spaltung der Gesellschaft bei und führte zur Radikalisierung verschiedener Parteien, wodurch er die Sicherheit des Staates gefährdet sieht. Um die Spaltung der Gesellschaft zu überbrücken und soziale Probleme zu lösen, müsste der lettische Staat alle Bewohner einzubeziehen vermögen, was zur Steigerung des Wohlstandes der Menschen und dadurch auch zum Gefühl der Sicherheit beitrüge.

„Latvia – A Work in Progress?“ erschien unmittelbar vor dem 100. Jahrestag der Republik Lettland. Das Buch gibt zahlreiche Anstöße dazu, sich über die Bedeutung der in der Vergangenheit getroffenen Entscheidungen sowohl in der Gegenwart als auch in der Zukunft Gedanken zu machen. Ein Großteil der in den Beiträgen aufgeworfenen Fragen bemüht sich um eine Definition des lett(länd)ischen Volkes und der lett(länd)ischen Nationalität, indem sie aufrufen, sich die Folgen der bisherigen Praktiken zu vergegenwärtigen und darüber zu reflektieren, inwieweit das erreichte

wirtschaftliche Niveau und die demokratische politische Kultur geeignet sind, die gesellschaftliche Stabilität zu gewährleisten.

AIGI RAHI-TAMM

ĒRIKS JĒKABSONS: *Latvijas un Amerikas Savienoto Valstu attiecības 1918.–1922. gadā* [Die Beziehungen zwischen Lettland und den Vereinigten Staaten von Amerika in den Jahren 1918–1922]. Latvijas vēstures institūta apgāds. Rīga 2018. 831 S. Abb. ISBN 9789984824499.

Bald nach der Revolution in Deutschland und der Waffenruhe an der Front im November 1918 berichteten lettische Zeitungen über die USA als die einzige Rettung vor Armut und Leid in Europa. So schrieb die Zeitung „Līdums“ (Rodung) im September 1918 wohl stark übertreibend, dass der Handelsvertrag, den Dänemark und die USA jüngst unterzeichnet hatten, enorme Güterlieferungen amerikanischer Waren nach Dänemark garantiere, wenn die USA als Gegenleistung große Frachtschiffe bekämen.<sup>1</sup> In seinen ersten Interviews nach der Proklamierung der Unabhängigkeit Lettlands behauptete Regierungschef Kārlis Ulmanis, dass die USA ihre Erzeugnisse, die in Dänemark und Schweden Mangelwaren seien, bereits dorthin lieferten, weshalb es denkbar sei, „dass dies auch für Lettland der Fall sein wird“. In etwa zwei bis drei Monaten seien die ersten Lieferungen aus den USA zu erwarten.<sup>2</sup> Zwar hatte es die US-Regierung überhaupt nicht eilig, die Unabhängigkeit der baltischen Staaten anzuerkennen, schließlich hoffte sie eine Zeitlang sogar, dass ein vereintes demokratisches Russland wiederentstehen könnte, doch war die amerikanische Wirtschaftshilfe von entscheidender Bedeutung für das durch den Krieg zerstörte Osteuropa.

Das anzuzeigende Buch umfasst zwei Hauptteile, in welchen ein ziemlich breites Spektrum der Beziehungen zwischen den USA und Lettland behandelt wird. Im ersten Hauptteil untersucht der Verfasser die politischen und wirtschaftlichen Aspekte dieser Beziehungen, im zweiten Hauptteil geht es um die Tätigkeit von US-amerikanischen nichtstaatlichen Organisationen wie z.B. dem *European Childrens' Fund* der *American Relief Administration* (ARA), der Lettischen Sektion der *Mission to the Baltic*

<sup>1</sup> Kā novērst peču badu [Wie ist die Not an Waren zu vermeiden?], in: Līdums, 15.11.1918.

<sup>2</sup> Pagaudu valdības nodomi pārtikas un apgādības lietās [Die Absichten der Provisorischen Regierung in Sachen Nahrung und Versorgung], in: Līdums, 23.11.1918.

*States*, dem *American Red Cross* und dem YMCA. Wie die militärischen und kulturellen Aspekte der bilateralen Beziehungen sind diese Organisationen in der historischen Forschung bisher kaum untersucht worden. Im Buch wird die Zeit von 1918 bis 1922 behandelt, d.h. die Zeit bevor die USA Lettland, Estland und Litauen de jure anerkannten. Zudem stellte 1922 auch die ARA ihre Tätigkeit in Lettland ein.

Der Autor Ēriks Jēkabsons stellt in seinem Buch die diplomatischen Beziehungen beider Staaten sowohl auf der Ebene der Verhandlungen und deren technischen Realisierung als auch auf der Ebene der Bilder aus dem Alltagsleben einzelner Diplomaten dar. Es gelingt ihm, nicht nur die wichtigsten Geschehnisse der Weltpolitik zu erklären, sondern auch die einzelnen Ereignisse in Lettland in den universalen politischen Kontext zu stellen. Dieses Werk erlaubt uns am Beispiel Lettlands, die Interessen der US-Politik und deren praktische Umsetzung in Osteuropa besser zu verstehen.

Außerdem findet sich in der Monografie eine sehr detaillierte Darstellung eines bislang kaum untersuchten Themas: des wirtschaftlichen und sozialen Lebens der Menschen in Lettland (und in geringerem Maße auch in Estland) in den Jahren 1918 bis 1922. Diese Schilderungen sind notwendig, um die Vielfalt, Tiefe und Bedeutung der amerikanischen Hilfsaktionen für Lettland zu verstehen. In diesem Zusammenhang wird z.B. das Problem der Organisation dieser Hilfe beleuchtet. So konnte die Ausladung der amerikanischen Güter in den lettischen Häfen zu Spannungen führen, weil die Lebensumstände gleich nach dem Krieg schlecht waren, wodurch logistische und sanitäre Hindernisse für die reibungslose Zusammenarbeit vor Ort entstanden. Die zahlreichen Details beinhalten wichtige Informationen über die materiellen Bedürfnisse, moralischen Einsichten und Wertvorstellungen sowie zum Stand der Gesundheitspflege in Lettland.

Im Mittelpunkt des Werks steht dennoch die Tätigkeit der ARA und des Roten Kreuzes, die Lettland mit Lebensmitteln und Medikamenten versorgten sowie die Ernährung von Kindern und die Belieferung der Krankenhäuser mit Geräten und Materialien sicherstellten. So profiliert sich diese Untersuchung, die sich auf bisher unbekanntes Quellenmaterial vor allem aus den US-Archiven stützt, als eine Sozialgeschichte, obgleich, wie bereits erwähnt, auch politische Ereignisse kontextualisierend berücksichtigt werden. Das Quellenmaterial, das insgesamt aus Archiven in fünf Staaten stammt, stellt der Verfasser sehr eingehend vor, und manche historischen Ereignisse gewinnen dank seiner Gabe als Erzähler eine besondere Lebendigkeit. So wird z.B. das Schicksal Thomas Orbisons, des Leiters des Kinderfonds der ARA, dargestellt: Er wurde während des Angriffs der Truppen von Pavel Bermond-Avalov auf Riga im Oktober 1919 verwundet, als sein Büro eine Granate traf. Der Autor verleiht dem Ereignis mittels Heranziehung von fast zeitgleich entstandenen fotografischen Zeugnissen eine zusätzliche narrative Dimension.

Es kommen auch die Auseinandersetzungen innerhalb der politischen Führung der USA in Fragen der Anerkennung der Unabhängigkeit der baltischen Staaten zur Sprache. Der Verfasser stellt dabei fest, dass die US-Politik, zu deren wichtigsten Aufgabe die Verhinderung der weiteren Verbreitung des Kommunismus in Osteuropa geworden sei, als erfolgreich einzuschätzen ist: Um diesen Zweck zu erreichen, sei ein wirksames Mittel gewählt worden – der Kampf gegen die Not mit humanitärer Hilfe. Dem Autor zufolge hat die amerikanische Hilfe möglicherweise eine humanitäre Katastrophe verhindert, die in Lettland durch die Kriege hätte ausgelöst werden können. Vom April 1919 bis zum Sommer 1922 erhielt Lettland in drei Raten 25 390 Tonnen Nahrungsmittel. Etwa ein Viertel der Kinder in Lettland erhielten amerikanische Unterstützung mit Nahrungsmitteln, Medikamenten und Kleidung. Insgesamt erhielt das Land 976 Tonnen an Kleidung. Tatsächlich hat Lettland den größten Anteil der US-amerikanischen Lieferungen unter den baltischen Staaten erhalten: Während die ARA in Estland Kindern im Wert von 1 460 796 Dollar Lebensmittel zur Verfügung stellte und in Litauen dafür 463 817 Dollar ausgab, machten die Lieferungen in Lettland insgesamt 1 588 170 Dollar aus. Von April bis August 1919 erhielt Lettland Waren im Wert von drei Millionen Dollar, Estland 2,3 Millionen Dollar (inklusive der Hilfe für die weiße russische Nordwest-Armee General Nikolaj Judeničs) und Litauen 700 000 Dollar. Dass Lettland im größeren Umfang beliefert wurde, erklärt sich durch die hohe Konzentration von Menschen in den Städten, für die die Nahrungsmittelreserven nicht ausreichend waren. Dazu hatte Lettland im Vergleich zu Estland und Litauen während der Kriege viel größere Zerstörungen erlitten.

Jēkabsons nutzt detaillierte Informationen vornehmlich aus amerikanischen diplomatischen Berichten über die Lage in Lettland, in denen z.B. über den deutschen Terror informiert wird, d.h. über die Reaktion auf den „roten Terror“ während des bolschewistischen Regimes von Pēteris Stučka in der ersten Jahreshälfte 1919. Eingehend wird das Verhältnis der amerikanischen Diplomaten zu den Deutschbalten geschildert, wobei in erster Linie deren Selbstaussagen herangezogen werden. Leider fehlt die deutschbaltische Perspektive, die unter Nutzung der relevanten Quellen (Archivalien, Presse) durchaus wichtige Einblicke hätte ergänzen können. Gerade die Frage, wie die deutschsprachigen Zeitungen zur Frage der US-Hilfe für Lettland standen, wäre interessant, weil das Verhältnis zwischen den Deutschbalten und den Letten im Untersuchungszeitraum belastet war und die USA kurz zuvor ja noch im Krieg gegen das Deutsche Reich standen. Allerdings hätten diese Quellen keine bislang unbekanntes Seite in diesem Verhältnis aufgedeckt, zumal die deutsche Presse durchaus positiv auf die Tätigkeit der ARA und der nichtstaatlichen Organisationen reagierte und sich somit kaum von den lettischen Zeitungen unterschied. So schrieb die „Rigasche Rundschau“ im August 1919: „Das hochherzige

amerikanische Volk hat sich in menschenfreundlicher Weise unserer durch Kriegselend unterernährten Kinder angenommen. Über 22 000 Kinder genießen täglich, wie das Wohlfahrtsamt uns schreibt, die amerikanischen Liebesgaben in den verschiedensten Gegenden der Stadt.“<sup>3</sup> So wie die lettische kritisierte auch die deutsche Presse die schlecht organisierte Verteilung von amerikanischen Hilfsgütern an die Bedürftigen.<sup>4</sup> Die deutschen Zeitungen in Lettland betonten zudem, dass die amerikanische Hilfe für alle ethnischen Gruppen des Landes gedacht sei. So entschuldigte sich in einer der frühesten Ausgaben der „Rigaschen Rundschau“ die Redaktion gleich nach der Befreiung Rigas im Mai 1919 dafür, die Vertreter der lettischen Volkszugehörigkeit im Ausschuss für die Verteilung der amerikanischen Hilfsgüter für die Kinder nicht erwähnt zu haben.<sup>5</sup>

In einer Zeit, in der heute die Notwendigkeit der aktiven Beteiligung der USA an den Prozessen der Weltpolitik in Frage gestellt wird und die Tendenzen des Isolationismus (erneut) zunehmen, ist es wichtig daran zu erinnern, dass diese Großmacht vor hundert Jahren den Staaten Europas großangelegte humanitäre Hilfe gewährt hat. Aus der historischen und gegenwärtigen Perspektive ist diese Erfahrung nur als sehr positiv zu bewerten. In diesem Kontext zeichnet das Werk von Ēriks Jēkabsons ein gehöriges Maß an Aktualität aus.

JĀNIS ĶERUSS

JŪRI KIVIMĀE: *Rektor Hans Kruus*. Verlag Aasta Raamat. Tallinn 2017. 254 S. Ill. ISBN 9789949941797.

Die Abfassung einer Biografie über eine kontroverse Person, deren Werdegang als paradigmatisch für die estnische Geschichte des 20. Jahrhunderts gelten kann, stellt einige Herausforderungen an den Autor. Gleich zu Beginn dieser Studie muss man jedoch unwillkürlich schmunzeln. Als der Autor das zweifellos ereignisreiche Jahr 1917 erreicht, in dem sich sein Protagonist im politischen Zentrum der Ereignisse wiederfindet, stellt er fest, dass in jenem Sommer „viele große Ereignisse fast zur selben Zeit“ stattgefunden hätten, „was die Geschichtsschreibung erschwert“ (S. 27). Nun ja, solche ereignisdichten Perioden hat es öfter gegeben in diesem

<sup>3</sup> Lokales. Die armen Kinder sollen vorgehen, in: Rigasche Rundschau, 20.8.1919.

<sup>4</sup> So z.B. Anstatt des Kartenbrotes wird vom Publikum in steigendem Maße Mehl entnommen, in: Libausche Zeitung, 28.5.1919; Über die Verpflegungsschwierigkeiten, in: Rigasche Rundschau, 27.8.1919; Lokales (wie Anm. 3).

<sup>5</sup> Amerikanische Kinderhilfe, in: Rigasche Rundschau, 19.6.1919.

20. Jahrhundert, und man mag sich diese doch recht banale Erkenntnis mit dem Respekt des Mediävisten und Frühneuzeitlers Jüri Kivimäe vor der Zeitgeschichtsschreibung erklären. Allerdings zieht man als Zeithistoriker wiederum den Hut vor der sorgfältigen Quellenbehandlung, die in diesem Buch vorgeführt wird. Denn hinsichtlich der Quellenarmut dürfte Kivimäe die Beschäftigung mit Hans Kruus an die diesbezüglichen Bedingungen in seinem eigenen Arbeitsfeld erinnern haben: verwertbare (Ego-)Dokumente sind rar. Dies wiederum liegt zweifellos auch daran, dass Kruus seine eigene Biografie immer wieder anzupassen hatte und sich gezwungen sah, eigene Aufzeichnungen zu vernichten. Auch dies freilich ein nicht unwesentlicher, ja sogar typischer Aspekt des „Zeitalters der Extreme“ (Eric Hobsbawm).

Es ist in der Tat, zumindest auf den ersten Blick, kein gradliniges Leben, das Altmeister Jüri Kivimäe in seiner Monografie präsentiert. Ihr für eine Biografie dieses Mannes etwas erstaunlicher Titel ist der Buchreihe über die Rektoren der Universität Tartu geschuldet, in der sie erscheint. Angesichts des Lebenswegs des Protagonisten bleibt einem jedoch nur überrascht zu konstatieren: ach ja, Rektor war er ja auch (wenn auch insgesamt nur für ein knappes Jahr in den Jahren 1940/41 und 1944). Nein, seine Zeit als Rektor der Universität Tartu ist es nicht, die Kruus zu einer der faszinierendsten und umstrittensten Figuren in der Geschichte Estlands im 20. Jahrhundert hat werden lassen.

Kruus, geboren 1891 in einer Arbeiter- und Bauernfamilie, stand der literarischen Bewegung „Noor-Eesti“ nahe, war für die estnischen Sozialrevolutionäre Abgeordneter des *Maapäev* 1917–1919, der Nationalversammlung 1919/20 und des ersten Parlaments. Ab 1921 setzte er sein durch den Krieg unterbrochenes Geschichtsstudium mit einigem Erfolg fort. In den 1930er Jahren wird er Geschichtsprofessor in Tartu und steigt zugleich zum Begründer der wissenschaftlichen estnischen Nationalgeschichtsschreibung auf. Als solcher gehörte er zum Establishment der autoritären Republik unter Konstantin Päts, aus dessen Hand er dann aber im Juni 1940 die Ernennung zum stellvertretenden Ministerpräsidenten der Regierung erhielt, die von Stalins Emissär Andrej Ždanov in Tallinn aus mehr oder weniger bekannten Links-Intellektuellen unter Führung des Schriftstellers Johannes Vares-Barbarus fabriziert wurde. Als diese Regierung im Sommer aufgelöst wurde, gelangte Kruus erstmals an die Spitze der Universität Tartu, nachdem er dort schon von 1935 bis 1938 Prorektor gewesen war. In Folge des deutschen Angriffs auf die UdSSR nach Osten evakuiert, blieb Kruus, als die Rote Armee Estland zurückeroberte, zunächst Rektor (und Professor), doch bekam er bereits im Herbst 1944 das Außenministerium der Estnischen SSR überantwortet. 1946 wurde er neben seinem mittlerweile weniger wichtig gewordenen diplomatischen Amt zum Gründungspräsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt. Damit gehörte er zweifellos auch in der Estnischen SSR zum Establishment. Als ehemaliger

Sozialrevolutionär und „bürgerlicher Nationalist“ wurde er dann jedoch 1950 verhaftet und in Moskauer Untersuchungshaft gefoltert, ohne dass er die abstrusen Anschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, akzeptiert hätte. Nach Stalins Tod wurde er 1954 aus der Untersuchungshaft entlassen. Dank seiner hartnäckigen Bemühungen gelang es ihm, Anfang der 1960er Jahre rehabilitiert und auch wieder in die Kommunistische Partei Estlands (EKP) aufgenommen zu werden. Zu dieser Zeit aber hatte er bereits mit einem Umweg über Moskau, wo er gut vernetzt und immer noch korrespondierendes Akademiemitglied war, die zweite Phase seiner Historikerkarriere begonnen. In ihrem Verlauf durfte er sogar mehrfach ins Ausland reisen, u.a. auch nach Finnland. Geehrt mit zwei (!) Festschriften, starb er 1976 in Tartu.

Schon im Jahr darauf durfte der junge Doktorand Jüri Kivimäe im Auftrag des Historischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der Estnischen SSR den Nachlass Kruus' sichten; mehrere Artikel über den Historiker Kruus und die estnische Geschichtswissenschaft der 1930er Jahre unterstreichen die Kontinuität des Interesses des Autors an dieser Persönlichkeit.<sup>1</sup> Allerdings setzt ein Buch über den „Rektor“, wie Kivimäe in einem Interview betont hat, einer biografischen Studie „gewisse Grenzen sowohl hinsichtlich des Umfangs als auch des Inhalts“.<sup>2</sup> Zwar stehen die Rektoratsmonate bei weitem nicht im Zentrum der Studie, doch ist es Kruus' Beziehung zur Universität Tartu (und seine Forschungs- und Lehrtätigkeit), der sich Kivimäe vorrangig widmet, was den Politiker Kruus, also die weitaus umstrittenere Figur, etwas in den Hintergrund treten lässt.

Wer gehofft hat, Kivimäe werde das Rätsel lösen, wie aus einem zweifellos der estnischen Unabhängigkeit gegenüber positiv eingestellten Menschen, der als Abgeordneter der Verfassunggebenden Versammlung maßgeblich am radikalen Agrargesetz mitgewirkt hatte, ein „Kollaborateur“

<sup>1</sup> JÜRI und SIRJE KIVIMÄE: Hans Kruus und die deutsch-estnische Kontroverse, in: Zwischen Konfrontation und Kompromiß. Oldenburger Symposium: „Interethnische Beziehungen in Ostmitteleuropa als historiographisches Problem der 1930er und 1940er Jahre“, hrsg. von MICHAEL GARLEFF, München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 8), S. 155-170; DIES.: Estnische Geschichtsforschung an der Universität Tartu 1920–1940, in: Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga und Wilna/Vilnius 1579–1979. Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrer Wirkung im Grenzbereich zwischen West und Ost, hrsg. von GERT VON PISTOHLKORS, TOIVO U. RAUN und PAUL KAEGBEIN, Köln u.a. 1987 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 9), S. 277-292. Zu Kivimäes Forschungstätigkeit allgemein siehe JUHAN KREEM: Jüri Kivimäe, uurija ja õpetaja [Jüri Kivimäe, Forscher und Lehrer], in: Vana Tallinn, Bd. 26 (30), Tallinn 2017, S. 11-28.

<sup>2</sup> LINDA KALJUNDI: Minevikus toimunut ei ole võimalik muuta, muutuvad üksnes meie hoiakud. Jüri Kivimäe: „Ajaloolase ülesanne pole mõista kohut mineviku üle, kõige tähtsam on, et ajalugu tuleb seletada“ [Was in der Vergangenheit geschah, kann nicht geändert werden, was sich verändert, sind unsere Wertungen. Jüri Kivimäe: „Die Aufgabe des Historikers ist es nicht, über die Vergangenheit zu richten, am wichtigsten ist es, dass die Geschichte erklärt werden muss“], in: Sirp, Nr. 49, 8.12.2017, S. 4-7, hier S. 7.



werden konnte, der dabei half, den von ihm mitgegründeten Staat an die UdSSR zu verlieren, und im Stalinismus sogar Karriere machte, wird jedoch enttäuscht. Zum einen darf man fragen, ob Kruus' Leben denn wirklich ein so großes Rätsel war, was später noch zu diskutieren sein wird. Zum anderen stellt Kivimäe keine Spekulationen über Kruus' Motivationen an, denn er hält sich an das, was die nicht sehr üppigen Quellen preisgeben. Er bleibt selbstverständlich kritisch gegenüber den (unvollendet gebliebenen) Erinnerungen, die Kruus am Ende seines Lebens verfasst hat. Ein wesentliches Anliegen ist es dem Autor deutlich zu machen, dass es dem Leben des „Rektors“ nicht gerecht wird, ihn als Vaterlandsverräter und Schergen Stalins in Bausch und Bogen zu verdammen: Kruus' politische Entscheidungen müssten einem nicht gefallen, doch habe er zweifellos einen wesentlichen Beitrag zur estnischen Kultur geliefert (S. 198).

Man mag einwerfen, dass man für diesen Befund nicht erst dieses Buch hätte lesen müssen. Schließlich braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, wie sehr Kruus' Konzeption einer Volksgeschichte letztlich bis heute für das estnische Geschichtsbild wirkungsmächtig blieb. Die eigentliche Bedeutung dieses Befundes erschließt sich indes, wenn man Kivimäes Bemerkung hinzunimmt, „Linkssein“ (*pahempoosus*) sei in der estnischen Geschichte des 20. Jahrhunderts ein weitaus wichtigerer Einflussfaktor gewesen, als man es heute im Lande wahrhaben wolle (S. 193). Man tritt dem Autor wohl nicht zu nahe, wenn man formuliert, dass nach der noch zu Lebzeiten erlangten Rehabilitation als Mitglied der EKP nun die posthume Rehabilitation des einstigen Revolutionärs und späteren Stalinisten Kruus als eines der führenden Vertreter der estnischen Kultur folgt. Wahrscheinlich ist es wirklich notwendig, dem estnischen Publikum einmal zu erklären, dass auch ein „Linker“ ein „guter“ Este sein kann und nicht aufgrund seiner Überzeugungen notwendigerweise zum Vaterlandsverräter wird. Es ist ja keineswegs selbstverständlicher Teil des kollektiven historischen Gedächtnisses des Landes, dass das nationale Projekt der Staatsgründung maßgeblich von „linken“ Kräften realisiert worden ist.

Damit wird der „Junikommunist“ Kruus (der eigentlich erst im August 1940 der EKP beitrug) gegen seine Kritiker wieder in die Grundströmung der estnischen Geschichte zurückgeholt: Sich im Juni 1940 für den Eintritt in die Vares-Regierung zu entscheiden, war eben eine der Alternativen, die sich einem Esten damals boten – und kein Pakt mit dem Teufel. Zumindest an jenem 21. Juni war es auch noch nicht unbedingt klar, wie wenig Spielraum dieser Regierung im sowjetischen Szenarium überhaupt zugestanden werden würde. Schon am Tag darauf soll Kruus dem Staatskontrolleur der alten Regierung Karl Soonpää jedoch gesagt haben, er hätte sich aus der ganzen Sache am liebsten herausgehalten. Etwas später äußerte er einem Bekannten gegenüber angeblich den Wunsch, sich doch bald wieder mit seiner Forschungsarbeit beschäftigen zu können. „Historiker bleibt Historiker“, staunt Kivimäe dann auch, als er berichtet, Kruus

habe sich nach seiner Entlassung aus der sowjetischen Untersuchungshaft als erstes die aktuelle Nummer der *Voprosy Istorii* (Fragen der Geschichte) gekauft (S. 174). Man mag hieraus schließen, dass Kruus stets mehr Historiker als Politiker war; in jedem Fall war der Erwerb des sowjetischen Fachorgans ein deutlicher Hinweis darauf, womit sich Kruus bis zu seinem Tod beschäftigen würde, und das durchaus unter zahlreichen Respekterweisungen aus dem In- und Ausland.

Es ist typisch für Kivimäes Arbeitsweise, dass er aus den oben erwähnten und einigen weiteren, aus zweiter Hand überlieferten skeptischen Äußerungen bezüglich des Sowjetregimes – so soll Kruus die Gründung von Kolchosen 1956 als „Gewalt gegen die Bauern“ bezeichnet haben – keine exkulpierten Schlussfolgerungen zieht. Der Autor versäumt keine Gelegenheit darauf hinzuweisen, wie schnell sich Kruus die Sprachregelungen des Stalinismus aneignete. Schon Ende August 1940 pries sein Protagonist vor dem im Juli unter sowjetischen Bedingungen neu gewählten Parlament Stalin (zumindest dem Stenogramm zufolge, denn in der ursprünglichen Version der Rede fehlen manche der dort verzeichneten preisenden Epitheta). Aber wenn der führende Repräsentant der sowjetestnischen Nomenklatura in den späten 1940er Jahren erklärte, er lese seine früheren Arbeiten nur mit „Scham“, stellen sich unwillkürlich Fragen. Nicht nur ein an einer bestimmten, national gefärbten Eindeutigkeit interessiertes Publikum würde gern wissen, was Kruus „wirklich“ dachte. Eine Antwort auf diese Frage geben die heute bekannten Quellen aber wohl nicht her.

Etwas resigniert bekennt auch Kivimäe, dass all das, was im Sommer 1940 in Estland (und man kann ergänzen: mit Hans Kruus) passierte, Fragen stellt, auf die man keine Antworten mehr wird finden können (S. 117). Er vermutet aber, dass Kruus schon Ende der 1930er Jahre wieder den Drang verspürt haben könnte, sich erneut mehr mit Politik zu beschäftigen. Damals protestierte er in seiner Eigenschaft als Prorektor der Universität Tartu gegen die Eingriffe in die Hochschulautonomie seitens des Regimes Päts und stand womöglich enger mit der Opposition in Kontakt, als heute nachweisbar ist. Ob die damalige Einmischung des Staates in die Angelegenheiten der Universität tatsächlich als „ernsthafte Beschädigung der estnischen Demokratie“ zu werten ist, wie Kivimäe schreibt (S. 90), ist allerdings zweifelhaft, denn eine Demokratie existierte ja genau genommen seit dem 12. März 1934 nicht mehr. Und genau in dieser Zeit machte Kruus, dessen „Linkssein“ man damals nicht vergessen habe (S. 193), Karriere: Kein geringerer als Päts höchstpersönlich bestätigte im Mai 1934 seine Ernennung zum ordentlichen Professor. 1936 soll der Geschichtspräsident sogar als Kandidat für das Amt des Sozialministers im Gespräch gewesen sein. Ein Freund des Regimes Päts war Kruus indes nicht. Kivimäe zufolge habe er es damals abgelehnt, einen Orden aus der Hand des Staatshauptes anzunehmen. Seine erste Ehefrau Linda soll dies damit erklärt haben, dass es das Geld nicht gebe, mit dem man Hans Kruus kaufen könne (S. 198).

Als einen weiteren Charakterzug seines Protagonisten sieht Kivimäe Kruus' persönlichen Ehrgeiz. Er habe (als Wissenschaftler) unbedingt Rektor werden wollen, sei aber (als Politiker) in den Gründungsjahren der Republik nie an den Schalthebeln der Macht gewesen. Hinzu kommt Kruus' immer wieder von Kivimäe ins Spiel gebrachte antideutsche Grundhaltung, die dessen politischen Blick auf die Gegenwart wie den wissenschaftlichen Blick auf die Vergangenheit zweifellos maßgeblich geprägt hat. All das ist nicht von der Hand zu weisen, doch bleibt es zu vage, um den Eintritt in die Vares-Regierung hinreichend zu erklären.

Der Faszination dieser Frage kann sich auch der Rezensent nicht entziehen. Vielleicht darf er sich ein paar spekulative Gedanken erlauben? Kivimäe vermutet (d.h., er hat keinen schriftlichen Beleg dafür aus Kruus' Hand vorliegen), dass das NS-Regime die Aversion seines Protagonisten gegen alles „Deutsche“ noch verstärkt habe. Damit stand Kruus in der estnischen Gesellschaft sicher nicht allein. Nun wäre es aber nicht zu rechtfertigen, ihm Naivität bezüglich Stalins Regime zu unterstellen, dafür war er zu sehr *Zoon politikon* fern vom akademischen Elfenbeinturm. Ihm dürfte es nicht verborgen geblieben sein, dass er selbst als ehemals führender Sozialrevolutionär und Professor im „faschistischen“ Estland in den Augen des Moskauer Herrschers verdächtig war. Was also tun? Auf die Stärke der UdSSR zu setzen, die sich ohnehin schon in den Stützpunktverträgen gezeigt hatte, und durch den eigenen Einsatz dafür auf Exkulpierung zu hoffen, könnte eine plausible Überlebensstrategie gewesen sein – eine Flucht nach vorn. Über das Risiko dürfte er sich keine Illusionen gemacht haben. Aber Kruus war schon im Winter 1939/40 davon überzeugt, Estland werde sich über kurz oder lang zwischen Berlin und Moskau entscheiden müssen. Keine Frage, Kruus dürfte die Aussicht auf eine nationalsozialistische Dominanz über Estland weitaus fataler für das Land wie für sich selbst erschienen sein; aus „nationalideologischen Grundsätzen“ sei eine Entscheidung zugunsten Berlins für Kruus „unannehmbar“ gewesen, betont auch Kivimäe (S. 204). In Tallinn aktiv diese Richtungsentscheidung vollziehen zu können, dürfte Kruus dabei als Unterpand einer wie auch immer begrenzten Eigenständigkeit seines Landes vorgeschwebt haben. Noch aber waren Hitler und Stalin Verbündete; die Wahrung der eigenen Autonomie, das dürfte der Historiker gehaut haben, würde in Kriegszeiten weitaus schwieriger sein.

Doch genug der Spekulationen. Kivimäe erliegt nicht der möglichen Versuchung, Kruus als estnischen Patrioten zu charakterisieren, der sich im Sommer 1940 gewissermaßen „geopfert“ hätte, um das „Beste“ für sein Land aus dieser fatalen Situation herauszuholen. Kivimäe konstruiert keine Legenden, sondern bleibt seinem Handwerk treu: Er wolle nicht den Richter spielen, meinte er im erwähnten Interview, sondern erklären. „Erklären“ heißt aber eben auch manchmal, aus Mangel an Quellen Fragen unbeantwortet zu lassen.

Erstaunlich blass bleibt allerdings der Privatmensch Hans Kruus. Wir erfahren auf den ersten 195 Seiten eher nebenbei von zwei Ehefrauen und einem Stiefsohn, ohne dass der Hintergrund auch nur mit einem Wort erklärt worden wäre. Erst ganz am Schluss kommt auch die Information hinzu, dass Kruus einen unehelichen Sohn aus einer Liaison mit der Ehefrau des Schriftstellers Bernhard Linde hatte. All dies gäbe einem Spielfilm über Kruus als Repräsentant des estnischen 20. Jahrhunderts die notwendige Würze, wobei das Drehbuch sich wohl einige künstlerische Freiheiten erlauben müsste. Es wäre zu wünschen, dass sich ein entsprechendes Drehbuch einer stringenten Narration verweigert und die Frage, unter welchem Autoritarismus sich Kruus mehr verstellen musste, in der Schwebe lässt.

Eine solche Fragestellung ist ohnehin nur für extreme Positionen ziel führend – Kruus als „wahrer“ Este vs. Kruus als treuer Diener Moskaus. Diese heute vermeintlich so einleuchtend erscheinende Gegenüberstellung konnte in der Zwischenkriegszeit noch gar nicht existieren. Die demokratisch legitimierten Organe der Staatsgründungszeit waren schließlich voller sozialistischer Nationalisten (oder doch nationaler Sozialisten?) gewesen. Kivimäes abschließende Überlegungen über Kruus' weltanschauliche Grundlagen führen verständlicherweise in die politisch prägenden Jahre von Revolution und Staatsgründung zurück. Kruus war auf der einen Seite ein entschiedener Gegner eines Krieges mit imperialistischen Zielen (auf russischem Territorium), doch hielt er es auf der anderen Seite für ratsam, den Geist von Lembitu zu beschwören, als es um die Verteidigung gegen die Landeswehr ging. Während den ersten Aspekt auch die Strandman-Regierung mitrug, wurde zu Motivationszwecken auch in der Armee gerne auf historische Vorbilder zurückgegriffen. Kruus' Position lag im Sommer 1919 – ganz im Gegensatz etwa zu der von Konstantin Päts, der damals sowohl gegen den Landeswehrkrieg als auch gegen eine radikale Agrarreform agitierte – ziemlich deutlich im estnischen Mainstream.

Kivimäe zufolge darf man Kruus' „selbstbewussten sozialistischen Individualismus“ als dessen Grundüberzeugung ansehen, welche ihn gegenüber dem sozialistischen Kollektivismus stalinistischer Prägung imprägniert habe (S. 201). Es folgt freilich der Hinweis des kritischen Historikers, dass dies noch kontrolliert werden müsse. Tatsächlich müsste auch noch überprüft werden, wie sich dieser „linke“ Individualismus mit jenem „rechten“ Kollektivismus verträgt, den Kivimäe ebenfalls bei seinem Protagonisten ausmacht. Die Idee eines reformierten *rahvusterviklus* – die ideologische Formel, mit der das Regime Päts für sich warb, das „Volk als Ganzes“ –, mag Kruus auch Anfang Juli 1940 noch ermöglicht haben, seinen Worten über die Verwirklichung dieses Ideals unter dem Schutz des Beistandspaktes mit Moskau zu glauben: Die breiten Massen sollten endlich an den Segnungen der Kultur teilhaben und die sozialen Bedingungen sowie das Bildungsniveau der „arbeitenden Volksmassen“ erhöht werden. Tatsächlich

ist hier eine Annäherung an die Termini der Sowjetpropaganda unverkennbar. Den Glauben an diese „Kollektivutopie“ verortet Kivimäe wiederum in der sozialrevolutionären Ideologie der Gründungsjahre der Republik, was vermutlich als Hinweis auf die „Arbeitsrepublik“ gelesen werden kann, mit der die Sozialrevolutionäre sich deutlich von den Bolschewiki abhoben, ohne gleich die bürgerliche Variante eines Nationalstaates zu unterstützen.

Es ist schade, dass Kivimäe nicht gleich selbst versucht hat, seine hier nur sehr vorsichtig formulierte These von Kruus als national orientierten Sozialisten als roten Faden seiner Studie zu nutzen. Bei Gelingen hätte man ein tatsächlich revolutionäres Bild des roten Politikers und blau-schwarz-weißen Historikers erhalten, nämlich das eines konsequenten, stets seine Ideale verfolgenden Menschen, dessen Gradlinigkeit ihn an den Extremen der Zeitläufte scheitern ließ (weil es vielleicht tatsächlich das Geld nicht gab, mit dem man einen Hans Kruus hätte kaufen können?). Vergleichen müsste man Kruus dann nicht mit den Quislings des 20. Jahrhunderts, sondern – zumindest hinsichtlich des Eintritts in die Vares-Regierung – eher mit Otto Grotewohl, dem nur drei Jahre jüngeren SPD-Vorsitzenden, der nach der Zwangsvereinigung von SED und SPD bis zu seinem Tod Ministerpräsident der DDR blieb.

Kivimäes Buch über eine der schillerndsten Figuren der estnischen Geschichte im 20. Jahrhundert ist intellektuell anregend und methodisch vorbildlich. Es ist tragisch, dass es der Verlag anscheinend nicht für notwendig hielt, dieses Werk mit zumindest einem Personenregister und einer ordentlichen Bibliografie auszustatten. So sind nur, in zahlreiche Rubriken unterteilt, Titel von bzw. über Kruus im Anhang zu finden, doch hilft das wenig, wenn man die in den Fußnoten nach der ersten Nennung mit Kurztiteln genannten Texte verifizieren will. Der wissenschaftlichen Nutzbarkeit der Studie wird so ein Bärendienst geleistet. Die ausführlichen Zusammenfassungen in Deutsch, Englisch und Russisch sind hingegen lobenswert, genauso wie die meist sinnvoll platzierten Fotos den Text gut ergänzen. Hoffen wir, dass die Erforschung der Peripetien des estnischen 20. Jahrhunderts durch Kivimäes Buch neue Anregungen erhält.

KARSTEN BRÜGGEMANN

ARNOLDS KLOTIŅŠ: *Mūzika pēckara stalinismā: Latvijas mūzikas dzīve un jaunrade, 1944–1953* [Musik im Stalinismus der Nachkriegszeit. Das Musikleben und kreative Werk in Lettland 1944–1953]. Latvijas Universitātes Literatūras, folkloras un mākslas institūts. Rīga 2018. 679 S., Abbildungen. ISBN 9789984893365.

Vor einigen Jahren erschien ein Buch zum Musikleben während den sowjetischen und deutschen Okkupationen Lettlands von 1940 bis 1945 von Arnolds Klotiņš.<sup>1</sup> Unter Mitwirkung von Ilma Grauzdiņa, Daiga Mazvērsīte und Ilze Šarkovska-Liepiņa bietet der Autor eine systematische Darstellung der Organisation des Musiklebens, das sich durch diverse Anpassungsstrategien der Menschen an die Regime auszeichnete. Als die Lettische SSR 1944 wiederhergestellt wurde, hatten die Musiker die Hoffnung, dass sich das vertraute professionelle Leben, wie sie es bis zum Juni 1940 gekannt hatten und im ersten Jahr der Sowjetherrschaft zum Teil noch genießen durften, durch formale Anpassung beinahe unverändert weiterhin fortführen ließe. Das neueste Werk von Klotiņš zeigt, dass solche Hoffnungen sehr bald aufgegeben werden mussten, da nach 1944 durchgreifende Veränderungen in allen Sphären des Kulturlebens zu erwarten gewesen seien.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erklärte die stalinistische Politik die Neuordnung des gesamten sowjetischen Kulturlebens zu einem ihrer wichtigsten Ziele. Wurden die baltischen Sowjetrepubliken 1940/41 als die „jüngeren“ Mitglieder der Union betrachtet, die noch einen Bildungsweg zu durchlaufen hätten, um sich ganz in das sowjetische Kulturleben integrieren zu können, dann war nach dem Krieg schlicht die Sowjetmacht in ihnen wiederherzustellen: Von irgendwelchen erleichternden Bedingungen während einer Übergangsperiode von einer Staatsordnung in die andere konnte keine Rede mehr sein. Die stalinistische Ideologie, die noch Jahrzehnte lang nach Stalins Tod nachwirkte, kennzeichnete die schwierigste Periode für das Kulturleben Lettlands. Die politische Aufgabe dieser Ideologie war die totale Umwandlung der im Bereich der Kultur beschäftigten Künstler und der mit der Organisation des Kulturlebens verbundenen Berufe: Diesem Zweck dienten sowohl die ideologischen Kampagnen, die ein anderes Verständnis von Inhalt und Form im Sinn des sozialistischen Realismus in der Kunst durchzusetzen hatten, als auch direkte Repressalien. Außerdem waren alle künstlerischen Prozesse vom Staat zu kontrollieren.

Diese Prozesse der ideologischen Formierung am Beispiel der Biografien von Musikern und ihrer künstlerischen Wirkung stehen im Mittelpunkt

---

<sup>1</sup> Mūzika okupācijā. Latvijas mūzikas dzīve, 1940–1945 [Die Musik in der Okkupation. Das musikalische Leben und Schaffen in Lettland 1940–1945], hrsg. von ARNOLDS KLOTIŅŠ, Rīga 2011; vgl. die Rezension von KASPARS ZELLIS, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 7 (2012), S. 266–270.

des vorliegenden Werkes. In der behandelten Zeit von 1944 bis 1953 schafften es nicht wenige Persönlichkeiten, in die sowjetische Nomenklatur aufzusteigen und somit einen sehr erheblichen Einfluss darauf auszuüben, wie die Kunst in all ihren Formen der Propaganda dienen sollte; hierzu zählte z.B. der Musikologe Vladimirs Kaupužs bis in die Zeit der Perestrojka hinein. Er bekleidete das Amt des Kulturministers der Lettischen SSR von 1962 bis 1985 und war somit eine Art ideologischer Aufseher im Bereich der Kultur. Er hatte die Annäherung an das Sowjetregime bereits Ende der 1940er Jahre gesucht, als er Parteisekretär am Staatlichen Konservatorium (*Latvijas Valsts konservatorija*) in Riga war. Er zeichnete sich schon damals durch seine Systemtreue aus, weshalb er auch an die Stelle seines des Nationalkommunismus beschuldigten Vorgängers, des ehemaligen Journalisten Voldemārs Kalpiņš, gesetzt wurde.

Das Musikleben in den Nachkriegsjahren ist im Vergleich zu dem vor 1940/41 bisher am besten untersucht worden. Das bedeutendste Werk dazu ist die 2008 erschienene Monografie von Sergejs Kruks,<sup>2</sup> in welcher die Musikkultur im Kontext der sowjetischen Kulturpolitik der Jahre 1932 bis 1964 aus sozialgeschichtlicher Perspektive untersucht wird. Im Unterschied zu Klotiņš neuem Werk versucht Kruks, die soziale und politische Funktion der Musik in der Sowjetunion zu analysieren, indem er der Frage nachgeht, wie etwa die lokale Liedkultur für das kulturpolitische Ziel der kommunistischen Ideologie, der Erziehung des Sowjetmenschen als eines neuen sozialen Typus, instrumentalisiert werden konnte. Für Klotiņš stellen hingegen die historischen Begebenheiten etwa im Bereich der Politik nur die Rahmen, in denen sich das Musikleben entfaltete. Im Vergleich zu seinem Buch zur ersten Hälfte der 1940er Jahre misst er nun dem historischen Kontext eine viel größere Bedeutung bei, und zieht zahlreiche Forschungsarbeiten zu dieser Periode der Geschichte Lettlands heran. Dass der Verfasser diesen Bereich der Kunst in den zeithistorischen Kontext stellt, ist methodisch unvermeidlich in einer wissenschaftlichen Untersuchung, mit der ein Beitrag zum Verständnis der Bedeutung der künstlerischen Form der Musik und deren Funktion als Medium in einer Gesellschaft geleistet werden soll. Dennoch hätte man sich gerade hinsichtlich dieses Aspekts eine genauer fokussierte Kontextualisierung der musikalischen Phänomene gewünscht. So macht das Buch den Eindruck einer Enzyklopädie, in der – wie es der Verfasser wohl anstrebt – aufzählende Vollständigkeit bezüglich beinahe aller denkbaren Details (Musikgenres, Institutionen, Personen der Stalinzeit) erreicht werden soll. Mit größter Sorgfalt wird der Bildungsweg der Musiker nachgezeichnet und die Organisation von Theatern, Orchestern und der Philharmonie, des bedeutendsten Konzertsaals in Riga, geschildert; es wird die Verwaltung

<sup>2</sup> SERGEJS KRUKS: „Par mūziku skaistu un melodisku!“ Padomju kultūras politika, 1932–1964 [„Für eine schöne und melodische Musik!“ Die sowjetische Kulturpolitik, 1932–1964], Riga 2008.

von Konzerten oder die des Komponistenverbandes der Lettischen SSR beschrieben, zudem geht es aber auch um die Musikkritik, die Folkloristik und die Volksmusik, den Druck von Partituren und die Laienkunst. Dabei stützen sich diese Schilderungen auf ein erstaunlich breites archivalisches und veröffentlichtes Quellenmaterial. Somit ist es dem Verfasser gelungen, eine eingehende und überzeugende Darstellung der Integration des lettischen Musiklebens in das sowjetische System zu liefern und die Konfliktsituationen und -bereiche eingehend zu charakterisieren.

Obwohl sich das Buch in erster Linie mit der Nachkriegszeit befassen soll, beginnt der Verfasser seine Ausführungen verständlicherweise mit der Situation im sowjetischen Hinterland während des Krieges. Dorthin waren Tausende von Letten im Sommer 1941 geflüchtet bzw. evakuiert worden. Die von Klotiņš herangezogenen Quellen zu den Biografien der dorthin geflüchteten Musiker setzen insbesondere hinsichtlich deren Aktivität nach dem Krieg neue Akzente: So spielten z.B. der Pianist Hermanis Brauns oder die Opernsänger Elfrīda Pakule und Aleksandrs Daškova im Musikleben Lettlands nach 1945/46 eine bedeutende Rolle als Administratoren und trugen wesentlich zur Sowjetisierung bei. In den Nachkriegsjahren war der Einfluss der aus der Sowjetunion in die Lettische SSR abgeordneten Funktionäre vornehmlich lettischer Herkunft auf die Sowjetisierung des Kulturlebens vor Ort sehr groß: Manche von ihnen, wie z.B. Nilss Grīnfelds, waren schon während des Krieges in die Arbeit der lettischen sowjetischen Kunstinstitutionen involviert.

Hinsichtlich der stalinistischen Kulturpolitik in der Nachkriegszeit unterscheidet der Verfasser zwei Abschnitte: Der erste währte von Ende 1944 bis August/September 1946, als vor den Parteibeschlüssen über die Zeitschriften „Zvezda“ (Stern) und „Leningrad“ der ideologische Druck auf die künstlerische Intelligenz noch relativ gering war. Mithilfe der Kritik an diesen Medien wurden bestimmte Künstler verurteilt, wie z.B. die Dichterin Anna Achmatowa und der Satiriker Michail Zoščenko. Den zweiten Abschnitt datiert Klotiņš auf die Jahre 1947 bis 1953, die er als Zeit des „Totalitarismus ohne Einspruch“ bezeichnet. Es ist jedoch darauf zu verweisen, dass diese Phase eigentlich schon im August 1946 einsetzte. Bis dahin blieb die künstlerische Intelligenz von direkten ideologischen Kampagnen verschont, auch wenn die ersten Nachkriegsjahre keinesfalls leicht für sie waren. Schon damals kam es in der Lettischen SSR zu Säuberungen von „fremden Elementen“ mithilfe von Verhaftungen sowie Entlassungen in den Kunst- und Bildungsinstitutionen. Nun wurde verlangt, dass die Künstler ihre Werke am Konzept des Sozialistischen Realismus ausrichteten. Moskauer Anweisungen wurden in dieser Zeit zwar zum Teil deutlich formuliert, so galt z.B. ein Aufführungsverbot für die Musik des russischen Exils; in weniger sensiblen Fragen konnten die Verantwortlichen für das künstlerische Leben in den Sowjetrepubliken jedoch selbst entscheiden. Dies machte den Eindruck, als seien ideologische Vorgaben



zweitrangig. Tatsächlich waren im ersten Nachkriegsjahr vor allem existentielle Probleme für die Erneuerung eines sowjetischen Kulturlebens zu lösen – so war der Ressourcenmangel für die Etablierung eines institutionell gestützten und leistungsfähigen Systems zu überwinden. Zudem mussten die gravierenden Lücken geschlossen werden, die durch Holocaust und Flucht von zahlreichen Künstlern und erfahrenen Verwaltungsfachleuten entstanden waren.

Die Situation in der UdSSR änderte sich aber wesentlich im Sommer 1946. Damals wurde Andrej Ždanovs berühmt-berühmte Rede gegen Anna Achmatova veröffentlicht und am 14. August fiel Beschluss des ZK der VKP(b) über „Zvezda“ und „Leningrad“. Diese Ereignisse bedeuteten eine Wende im sowjetischen Kulturleben einschließlich der Lettischen SSR. Diese Beschlüsse besagten deutlich, dass die Aufgabe der schöpferischen Intelligenz darin bestehe, der herrschenden Staatsideologie zu dienen und die Wirklichkeit so darzustellen, wie von der Propaganda gewollt; jeglicher Einfluss der „bürgerlichen“ Kultur auf die sowjetische Kunst sei zu bekämpfen. Die speziell zu diesem Zweck organisierten ideologischen Kampagnen sollten diesen Grundsätzen Gehör verschaffen. Die nächste große politische Kampagne betraf im Februar 1948 die Musik. Im Januar 1949 begann dann eine der letzten umfangreichen Attacken gegen die „alte“ Kultur mit der Kampagne gegen die nun als „Kosmopoliten“ bezeichneten Theaterkritiker. All diesen Maßnahmen war im Übrigen ein ausgesprochen antisemitischer Charakter eigen. In Lettland führte der Kampf gegen „Formalismus“ und „Kosmopolitismus“ in der Kunst zu Repressalien gegen Juden und zur Verbannung jeglichen Einflusses des Westens in der lettischen Kultur. Unter diesen Vorzeichen zielten systematische Säuberungen auf solche Personen in den Kulturinstitutionen ab, die man als Träger solcher Einflüsse und als politisch illoyal ansah. Nun gerieten auch die ehemaligen Sozialdemokraten in den Bannkreis dieser repressiven Politik der 1940er und 1950er Jahre.

Im anzuzeigenden Buch wird der aus Leningrad nach Riga entsandte Pianist Vladimir Bunimovič-Muzalevskij ziemlich ausführlich untersucht, des Lehrstuhlleiters für Musikgeschichte und seit Juli 1948 auch Prorektors am Lettischen staatlichen Konservatorium. Gerade er bekämpfte eifrig „die bürgerlichen Stimmungen, das apolitische Bewusstsein, das Verkümmern der Komsomolorganisation, den Boykott der Veranstaltungen der Staatsfeier“ unter seinen Kollegen und Studenten (S. 309). Zu seinen aktiven Helfern zählte der bereits erwähnte damalige Student und Sekretär des Parteibüros Vladimirs Kaupužs. Das Ergebnis dieser „politischen Erziehung“ waren damals Entlassungen und Verhaftungen von Lehrkräften und Studenten. Das Konservatorium war sicherlich nicht die einzige Bildungs- und Kulturinstitution, in der „Säuberungen“ stattfanden: Auch die örtlichen Musikschulen, die Philharmonie, die Theater u.a. waren davon betroffen. Die Administratoren des lettischen Kulturlebens setzten

in ihrem Kampf gegen die apolitischen und klassenfeindlichen „Verunreinigungen“ große Hoffnungen auf die Kader, die vom Komitee für Kulturangelegenheiten der UdSSR in die Lettische SSR geschickt worden waren; doch die Erwartungen gingen nicht immer in Erfüllung, da der „Kulturkontext und der situative Kontext“ für diese Emissäre sich vor Ort stark von dem Gewohnten unterschied (S. 269). Zumindest einige von ihnen waren zudem bemüht, so der Autor, die Traditionen des lettischen Volkes aufrechtzuerhalten und zu befördern (was den Zielsetzungen des Regimes ja nicht grundsätzlich widersprach). Die Motive und auch die Aktivitäten dieser Personen waren recht widersprüchlich, die Grenzen zwischen Kollaboration, Anpassung und Widerstand recht fließend. Dem Verfasser muss man es hoch anrechnen, dass er sich diesem keinesfalls einfachen und heute durchaus sensiblen Problem stellt.

Das Buch ist insgesamt ein sehr wichtiger Beitrag für die historische Erforschung des Musik- und Kulturlebens im Lettland der Nachkriegszeit. Das Werk verfügt über eine sehr ausführliche englischsprachige Zusammenfassung sowie ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis.

DAINA BLEIERE

LARS FREDERICK STÖCKER: *Bridging the Baltic Sea. Networks of Resistance and Opposition during the Cold War Era*. Lexington Books. Lanham etc. 2018. 349 S. ISBN 9781498551274.

The resistance against communist rule in post-war Europe has become one of the important themes of Cold War historiography. Both the armed struggle in parts of Eastern Europe and the emergence of a civil opposition from the 1960s onwards have been thoroughly investigated. The transnational aspects of anti-communist opposition have been highlighted in the case of underground publishing and book smuggling. Strong ties between the diaspora of New York, Paris or London have kept information flowing while mass-media – especially Radio Free Europe – have provided alternatives to official propaganda on the airwaves. Thus far, however, the Baltic Region has generally not been at a geographic focus of this research.

The comprehensive study of networks of resistance in the Baltic Region serves as a welcome addition to the existing research. The author re-establishes the Baltic theatre on the map of Cold War Studies. While the struggle for the *Dominium maris baltici* was decided for decades when the entire Southern shore came under firm Soviet control in 1945, the contacts across

the sea established during the inter-war-era and the World War continued to matter. The author focuses on Sweden (and Finland) and their relation with Estonia – annexed by the Soviet Union in 1940, then occupied by the Germans and finally re-conquered by Soviet forces – and on Poland that came under Moscow's tutelage in 1944.

Stöcker's research spans the entire Cold War period. After laying out the topography of his subjects he starts with describing "cold warfare" in the region, i.e. the support of anti-communist resistance as well as espionage operations in the Baltic area. He describes the ambivalent role of Sweden – officially neutral, yet initially often sympathetic to the anti-Soviet struggles of her Southern neighbours. The author emphasizes the importance of the initial generation of exiles and refugees that had established contact with the Swedish governing elites after 1939. These groups remained influential until the advent of *détente* between the super-powers. While they remained firm in their rejection of 'Yalta,' at the same time, they increasingly lost touch with the realities behind the 'Iron Curtain'. During the early Cold War, the gap between homeland and diaspora began to widen quickly.

During the 1960s and the 1970s, however, the resistance against communist rule in Eastern Europe gained new momentum. The new realities of post-Stalinism allowed greater contact with Poland and the Soviet Baltic region. Regular travel across the Baltic Sea remained restricted, yet became increasingly possible with the ferry from Helsinki to Tallinn serving as a prominent example. The end of armed resistance as well as the end of Communist mass-terror provided new opportunities for various strategies of civic resistance to communist rule. The Nordic states officially found a new role as mediators between East and West while their immigrant communities actively sought to influence their homelands through various channels of contact. Increasingly, oppositional activities of diaspora questioned the official policy of good relations with the communist regimes. Human rights violations under communism became an even greater concern in the Nordic states.

With the end of *détente* in 1979 the oppositional activities across the Baltic Sea clearly reached a new dimension. *Solidarność* was the first mass-movement against communist rule in Eastern Europe and also drew great support from abroad. The diaspora as well as trade unions supported the Polish workers. The regimes both in Poland (*stan wojenny* 1981–1983) and in the USSR reacted with a final round of crack-downs on the opposition. Still, they could not re-establish the type of control over their opponents they had once enjoyed. Clearly, the opposition had helped to undermine the legitimacy of communist rule – not only in the homelands, but also in the Nordic states where the official *Ostpolitik* with its emphasis on good relations came under pressure. As in the rest of Eastern Europe, it was Mikhail Gorbachev's *perestroika* that opened new opportunities for all

political players. In Poland, it paved the way to sovereignty and in Estonia secession from the Soviet Union became suddenly an option.

Lars Frederick Stöcker's work takes us through decades of anti-communist resistance on the shores of the Baltic Sea. He has composed a comprehensive account of the changing oppositional politics and their impact both on the Nordic States and on Poland and Estonia. His book is an important addition to the existing work that has often focused on such centres of anti-communist activity as Paris, London or Munich. It is also a fascinating panorama of politics in the Baltic region during the Cold War. Due to the broad chronological scope, the author sometimes provides little detail about the actors and their motives. Nonetheless, this book may be read as a premier work of reference and a cornerstone of research for the history of opposition from Stalin to the end of the division of Europe.

JAN C. BEHRENDIS

RAIMO PULLAT: *Tallinna arhiivi tagasitoomisest Saksamaalt* [Über die Rückführung des Revaler Archivs aus Deutschland]. Verlag Estopol. Tallinn 2018. 96 S., Abb. ISBN 9789985972298.

Die Frage der „Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte“ war in der Sowjetunion keineswegs eine bloß geschichts- und gesellschaftstheoretische Frage. Wenn die Geschichte von den sozialen Klassen und objektiven Entwicklungsgesetzen gemacht wird, was bleibt dann den großen und gepriesenen Führern des Proletariats übrig? Im hier rezensierten Buch entsteht eine vergleichbare Frage: Was sind die Möglichkeiten eines einzelnen Menschen, in der Politik der Großmächte eigene Ziele zu verfolgen? Der Historiker Raimo Pullat, der von 1985 bis 1990 Direktor des Instituts für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der Estnischen SSR war, sucht in dieser Hinsicht eigentlich keine Kompromisslösung: Die Rückkehr des Tallinner Stadtarchivs sei in erster Linie als seine persönliche Leistung zu betrachten.<sup>1</sup> Das Archiv war bekanntlich 1944 zum Teil

---

<sup>1</sup> Vgl. RAIMO PULLAT: Rückgabe des Tallinner Archivs, in: Sowjetunion heute 1990, 12, S. 60-62; DERS.: Der Kampf um die Provenienz. Tallinn bekommt seine Geschichte zurück, in: Hansische Geschichtsblätter 109 (1991), S. 93-97 (gleicher Text mit teils politisch motivierten redaktionellen Abweichungen). Siehe auch DERS.: Tallinn saab oma ajaloo tagasi [Tallinn wird seine Geschichte zurückerhalten], in: Reede, 29.6.1990, Nr. 26 (2335), S. 2-3; DERS.: Tallinn sai oma ajaloo tagasi [Tallinn hat seine Geschichte zurückbekommen], in: Vana Tallinn 1 (1991), S. 68-70; DERS.: Pyhä proveniensi – Tallinnalle palautettiin sen historia [Die heilige

nach Deutschland überführt worden. 1990 kamen die Revaler Bestände aus Koblenz an ihren Ursprungsort zurück.

Das Genre von Pullats neuem Buch kann man am treffendsten als mit Fußnoten versehene Memoiren charakterisieren. Der Verfasser fängt mit persönlichen Erinnerungen an den sowjetischen Luftangriff auf Tallinn am 9. März 1944 an, als auch das Stadtarchiv schwere Verluste erlitt. Der achtjährige Raimo konnte sich damals mit seiner Mutter aus seinem brennenden Wohnhaus retten. Das dramatische Erlebnis hat das Leben des Verfassers nachhaltig geprägt, Pullat bewertet es als das Ende seiner glücklichen Kindheit.

Obwohl im Text vorgeführt wird, wie der Druck des sowjetischen Systems die professionelle Laufbahn Pullats verhindert hat,<sup>2</sup> besonders aufgrund seiner Ehe mit einer Staatsbürgerin Polens, einer Ausländerin also, ging es mit ihm augenscheinlich doch insgesamt aufwärts: Dem Leser wird klar, dass Pullat schon in den 1970er Jahren regelmäßig das „kapitalistische Ausland“ besuchte, mit sowjetischen Spitzenbeamten freundschaftliche Kontakte pflegte und in den Nomenklatura-Sanatorien am Schwarzen Meer Urlaub machte. Diese Beziehungen und Reismöglichkeiten nutzte er dann im Interesse der Rückführung der Tallinner Bestände aus – so jedenfalls wird es in diesem Buch präsentiert.<sup>3</sup>

Pullat polemisiert mit der Version der Geschichte der Rückgabe des Archivs, die aus der Feder Henning von Wistinghausens stammt, der als langjähriger Mitarbeiter des deutschen Auswärtigen Amtes und 1990 Generalkonsul der Bundesrepublik in Leningrad als einer der Organisatoren der Rückführung mit der ganzen Sache sehr gut vertraut war.<sup>4</sup> Zwar stehen beide Darstellungen inhaltlich eigentlich gar nicht im Widerspruch. Allerdings verschweigt Wistinghausens Geschichte die bedeutende Rolle Pullats. Nur in einem Satz merkt Wistinghausen in diesem Zusammenhang kritisch an, „dass die engagierte Unterstützung der Moskauer

---

Provenienz – Tallinn hat seine Geschichte zurückbekommen], in: *Historiallinen Aikakauskirja* 1991, Nr. 1, S. 89–91. Vgl. auch DERS.: *Eesti linnarahvastik 18. sajandil* [Die Stadtbevölkerung Estlands im 18. Jahrhundert], Tallinn 1992, S. 8 („befand sich rechtswidrig in der Bundesrepublik Deutschland“); DERS.: *Die Stadtbevölkerung Estlands im 18. Jahrhundert*, Mainz 1997 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Beiheft 38), S. 8 („in Deutschland aufbewahrt wurde“).

<sup>2</sup> Im Zeitraum 1969–1972 wurden Raimo Pullat und seine ausländischen Kontakte in der Tat vom KGB beobachtet, ohne etwas Kompromittierendes zu finden. INDREK JÜRJO: *Nõukogude luure ja teaduse suhetest Eestis ning Baltimaades nõukogude perioodil* [Zum Verhältnis zwischen den sowjetischen Geheimdiensten und der Wissenschaft in Estland und im Baltikum in der sowjetischen Periode], in: *Luuramisi. Salateenistuste tegevusest Eestis XX sajandil*, hrsg. von TIT NOORMETS, Tallinn 1999, S. 173–219, hier S. 176.

<sup>3</sup> Siehe die Wortmeldungen zum Thema: RAJMO [RAIMO] N. PULLAT: *Iz rannej istorii goroda Tartu* [Aus der früheren Geschichte der Stadt Dorpat], in: *Nauka i Čelovečestvo* 1983, S. 52–63, hier S. 52, 59.

<sup>4</sup> HENNING VON WISTINGHAUSEN: *Im freien Estland. Erinnerungen des ersten deutschen Botschafters 1991–1995*, Köln, Weimar und Wien 2004, S. 26–32.

Rückgabeforderungen durch den einen oder anderen Wissenschaftler in Tallinn weniger fachlichem Interesse als vielmehr politischem Opportunismus entsprang“,<sup>5</sup> ohne dabei Namen zu nennen. Pullat wendet sich in seinem Buch entschieden gegen die angebliche Behauptung Wistinghausens, dass die Nazis das Archiv gerettet haben sollen – eine Behauptung, die in dem Teil der Erinnerungen Wistinghausens, auf die Pullat verweist, jedenfalls fehlt.

Die Verlagerung des Archivs nach Deutschland war bestimmt nicht das größte Hindernis für die stadthistorische Forschung in Sowjetestland, wie Pullat es hier geltend machen will. Die Schwierigkeiten bei der Benutzung der Bestände in Göttingen bzw. Koblenz oder beim Bestellen von Kopien lagen nicht auf der deutschen Seite, wie auch die von Pullat angeführten Beispiele exemplarisch zeigen. Der Zugang ausländischer Forscher zu den Archivalien in Tallinn wurde aber von den sowjetischen Behörden systematisch erschwert. So verboten letztere, als Henning von Wistinghausen seine diplomatischen Privilegien nutzte und 1965 doch das Archiv besuchte, die Auslieferung der dabei bestellten Kopien. Erst 1989, während der Verhandlungen über die Rückführung der Bestände, erhielt Wistinghausen die damals angefertigten Kopien dann doch noch.<sup>6</sup> Somit ist die zurückhaltende Position der in Deutschland tätigen Historiker in der Frage der Rückgabe verständlich und eigentlich berechtigt: In den 1960er oder 1970er Jahren während der Sowjetzeit hätte die Rückgabe des Stadtarchivs die Materialien für ausländische Forscher faktisch unzugänglich gemacht. Die staatsrechtliche Diskussion über die (Nicht-)Anerkennung der sowjetischen Annexion des Baltikums verkomplizierte die Frage noch zusätzlich. Vorsicht war bestimmt auch in den 1980er Jahren geboten: Teile des Lübecker Archivs, die bei der Rückgabe der Bestände an die Bundesrepublik im Jahre 1990 nicht zurückgekehrt sind,<sup>7</sup> tauchten später dennoch im Moskauer Staatlichen Archiv der Alten Akten auf.

Pullat hat für diese Aspekte kein Verständnis. „Aber jemand musste ja die Führungsrolle in dieser Sache übernehmen. Man brauchte einen Anführer“ (S. 14), schreibt er. Er benutzte seine hochgestellten Bekanntschaften, um „meine Mission“, wie es im Text mehrmals heißt, zum Erfolg zu bringen. Die Sowjetunion hatte die in der Bundesrepublik lagernden Archivbestände offiziell seit 1956 beansprucht. Dessen ungeachtet hat Pullat jedoch ohne jeden Vorbehalt recht, wenn er sagt, dass ohne die Perestroika und

---

<sup>5</sup> Ebenda, S. 30.

<sup>6</sup> JUHAN KREEM: Tallinna linnaarhiiv ja välismaised uurijad nõukogude ajal [Das Stadtarchiv Tallinn und die ausländischen Forscher in der Sowjetzeit], in: *Ex archivo civitatis. Tallinna Linnaarhiivi ajalooost*, hrsg. von LEA KÕIV, Tallinn 2008 (Tallinna Linnaarhiivi toimetised, 12), S. 179-199.

<sup>7</sup> ANTJEKATHRIN GRASSMANN: Zur Rückführung der Lübecker Archivbestände aus der ehemaligen DDR und UdSSR 1987 und 1990, in: *Hansische Geschichtsblätter* 110 (1992), S. 57-70.

die allgemeinen Veränderungen in der weltpolitischen Situation die Rückführung des Archivs nicht zustande gekommen wäre.

Als Illustrationen dienen in diesem Band mehrere interessante Dokumente aus der Privatsammlung des Verfassers. Die Faksimiles der offiziellen Danksagungsbriefe an Raimo Pullat aus den Jahren 1989/90 und eines Geburtstagswunsches des estnischen Außenministeriums 2015 schließen den Band ab.

ANTI SELART

EKATERINA MAKHOTINA: *Erinnerungen an den Krieg – Krieg der Erinnerungen. Litauen und der Zweite Weltkrieg* (Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, 4). Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2017. 478 S., 22 Abb. ISBN 9783525300909.

Erst kürzlich hat Violeta Davoliūtė eine umfassende Studie zu den Themen Erinnerung und Trauma in Litauen vorgelegt, deren Schwerpunkt auf den Entwicklungen unter sowjetischer Herrschaft lag.<sup>1</sup> Die nun gedruckt vorliegende Münchener Dissertation von Ekaterina Makhotina, tätig als wissenschaftliche Assistentin an der Universität Bonn, verfolgt einen zugleich engeren und breiteren Fokus. Zum einen bezieht sie sich vornehmlich auf Gedenkstätten und Denkmäler, untersucht aber zum anderen sehr viel ausführlicher als Davoliūtė die Geschichtspolitik der Republik Litauen seit 1991 und analysiert neben dem eigentlichen Erinnerungskollektiv der Litauer auch die zum Teil konträren Perspektiven der jüdischen und russischen Bürger. Es ist somit vor allem der Komplex des Umgangs (bzw. des Nicht-Umgangs) mit dem Holocaust, der immer wieder als Schnittstelle der diversen Erinnerungspraktiken – inklusive des Vergessens – der genannten ethnischen Gemeinschaften unter sowjetischer wie litauischer Ägide betont wird.

Der Aufbau der Arbeit folgt grundsätzlich einer chronologischen Ordnung. Auf ein erstes Kapitel zur Geschichtspolitik während der Sowjetisierung folgen zwei weitere, die sich mit Museen und Gedenkstätten sowie mit dem Holocaust beschäftigen. Anstelle eines weiteren Überblickskapitels zur Geschichtspolitik der wiederhergestellten Republik folgen dann allerdings sofort zwei Kapitel zu Museen und Gedenkstätten sowie eines zum jüdischen Gedenken seit 1991 (das als einziges über keine eigene

---

<sup>1</sup> VIOLETA DAVOLIŪTĖ: *The Making and Breaking of Soviet Lithuania. Memory and Modernity in the Wake of War*, London 2013.

Zusammenfassung verfügt). Gerade im letzteren Abschnitt macht das Fehlen eines konzisen Überblicks über die politischen Rahmenbedingungen immer wieder entsprechende Exkurse notwendig. Ein eigener Abschnitt zur Historiografie nach 1991 (unter Einschluss der Frage des jüdischen Widerstands) hätte ebenfalls zur Klarheit beitragen können. Dass der zeitliche Rahmen der Studie mehr als ein halbes Jahrhundert umfasst, macht sie somit stellenweise etwas unübersichtlich. Auch bei der Verfolgung der Entwicklung in den einzelnen Museen und Gedenkstätten stört die zeitliche Zäsur der Darstellung, zumal sich dieser Bruch hinsichtlich des leitenden Personals oft nicht nachvollziehen lässt, das meist über 1991 hinaus im Amt blieb.

Das letzte Kapitel zur (Gegen-)Praxis der russischen Minderheit, das sich vornehmlich auf die Feiern des 9. Mai im 21. Jahrhundert konzentriert, wirkt sowohl methodisch als auch inhaltlich etwas isoliert – zum einen kommen hier vornehmlich Stimmen „von unten“ zu Gehör, während wir abgesehen von einigen Eintragungen in die Gästebücher der Museen zuvor kaum etwas von dieser Rezeptionsebene gelesen haben, und zum anderen geht es auch um eine spezielle Gruppe, die russische Minderheit, die zuvor in Makhotinas Studie keine Rolle spielte. Dabei wäre es natürlich interessant gewesen zu erfahren, wie viele Vertreter welcher ethnischen Gruppe z.B. das Revolutionsmuseum<sup>2</sup> besucht haben. Aber solche Statistiken sind wohl gar nicht geführt worden. Es macht natürlich Sinn, im Rahmen dieser Arbeit auf diese „erinnerungskulturelle Enklave“ im heutigen Litauen hinzuweisen. Letztlich ist das leichte Missverhältnis hinsichtlich der Studienobjekte auch auf die strukturelle Unvergleichbarkeit der beiden Systeme zurückzuführen: Eine ähnliche Gegenpraxis wie die Feierlichkeiten zum 9. Mai hätte es in der Litauischen SSR so öffentlich nicht geben können.

In diesem Zusammenhang ist es interessant zu lesen, dass der *rustic turn* (Davoliūtė), das verstärkte Interesse an den eigenen Überlieferungen und (dörflichen) Traditionen seit den 1960er Jahren, das ja unionsweit eine Gegenreaktion zum sowjetischen Technik- und Zukunftsglauben war,<sup>3</sup> von Makhotina durchaus ambivalent gesehen wird. Auf der einen Seite sieht sie den Folklore-Boom durchaus als „politisches Gegenprojekt“ (S. 118), doch gilt er ihr auf der anderen Seite als „sowjetisches Projekt“. Ihr ist wohl zuzustimmen, wenn sie schreibt, es sei nur „begrenzt richtig, dass die ‚Flucht in die Folklore‘ eine politische Protestkonnotation“ gehabt und

<sup>2</sup> Zum Revolutionsmuseum siehe auch EKATERINA MAKHOTINA: Revolutionierung der Museen, Musealisierung der Revolution: Inszenierung der Geschichte im Revolutionsmuseum der Litauischen SSR, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 12 (2017), S. 266-291.

<sup>3</sup> Siehe den Beitrag von ODETA RUDLING in diesem Heft sowie DIES. [MIKŠTAITĖ]: Der „Singende Stalinismus“: Zur Entstehung der Massenkultur auf dem Gebiet der Folklore in der Litauischen SSR, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 8 (2013), S. 192-213.



„Nischen“ geschaffen habe, „um nationale Identität zu bewahren und sie später in der ‚Singenden Revolution‘ zu kanalisieren“. Dass sich Menschen freiwillig aktiv künstlerisch beteiligten, sei dem Regime „gelegen“ gekommen – als wahrhaftige „Kultur des Volkes“, die sich dank der zahlreichen Vereinsgründungen auch besser kontrollieren ließ (S. 184). In diesem Sinne war der *rustic turn* systemstabilisierend und geradezu ein Segen für Moskau. Da dieses Thema für Makhotinas Studie nicht zentral ist, bleiben ihre Ausführungen hier notgedrungen oberflächlich. Zu diesem Bewertungsproblem bezüglich eines faszinierenden und, wie gesagt, unionsweiten Phänomens wäre ein die sowjetischen Binnengrenzen überschreitendes Forschungsprojekt sicher eine lohnende Sache.

Insgesamt ist Makhotinas Dissertation eine willkommene Bereicherung für all diejenigen, die sich mit den diversen Modi der Vergangenheitsbewältigung in Osteuropa auseinandersetzen. Den jüdischen Aspekt dabei für Litauen besonders zu betonen, ist ohnehin dringend geboten. Wie in der UdSSR insgesamt, war die spezifisch jüdische Erinnerung an die Kriegsjahre unmittelbar nach 1945 durchaus auch in der Litauischen SSR lebendig – es kam sogar zur Gründung eines Jüdischen Museums. Gerade in dieser Hinsicht bewährt sich auch der breite zeitliche Rahmen der Studie. Denn nur so kann die Autorin ihrer These Nachdruck verleihen, dass die Sowjetmacht angesichts der nach 1945 extrem unterschiedlichen litauischen und jüdischen Perspektiven auf die vorangegangenen Jahre diese latenten Spannungen „zugunsten des litauischen Narrativs und auf Kosten der jüdischen Erinnerungsgemeinschaft“ habe abbauen wollen (S. 437, vgl. S. 240). Dabei bezieht sich die sowjetische Stützung des „litauischen Narrativs“ auf den Umstand, dass die litauische Mittäterschaft unter deutscher Besatzung generell tabuisiert worden sei, zumal bequemerweise ja die Emigranten im Westen als die eigentlichen „Faschisten“ unter Generalverdacht gestellt werden konnten. Genau diese sowjetische Praxis hätte sich schließlich nach 1991 jedoch als schwierige Hypothek erwiesen, welche eine Annäherung der jüdischen und litauischen Opferdiskurse erschwert habe.

Die genauen Beschreibungen der Dauerausstellungen in den verschiedenen Museen und Gedenkstätten sowie die Analysen von Denkmälern auch hinsichtlich ihrer räumlichen Aussageoptionen sind ein großes Plus dieser Arbeit – die unionsweit rezipierte und kopierte „Mutter von Pirčiupis“ ziert nicht umsonst den Titel des Bandes.<sup>4</sup> In ihrer konzisen Zusammenfassung (S. 435–441) macht Makhotina deutlich, dass die wesentlichen inhaltlichen Angebote der sowjetlitauischen Ausstellungen darin

<sup>4</sup> Pirčiupis (heute: Pirčiupiai), knapp 50 km südöstlich von Vilnius gelegen, war ein Dorf, das 1944 von den Deutschen komplett zerstört wurde, die Einwohner wurden verbrannt. CHRISTOPH DIECKMANN: Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941–1944, Göttingen 2011, S. 1406. 1960 wurde dort eine Gedenkstätte errichtet und die „Mutter von Pirčiupis“ aufgestellt. Der Bildhauer Gediminas Jokūbonis wurde dafür mit dem Staatspreis der Litauischen SSR und dem Leninpreis ausgezeichnet.

lagen, die Litauer als Opfer der Deutschen und als heldenhafte (kommunistische) Widerstandskämpfer darzustellen. Die oftmals sehr emotionale Ästhetik des Gezeigten verweist ihrer Ansicht darauf, dass die wichtigste Funktion dieser Praxis gewesen sei, den verbrecherischen Charakter der deutschen Besatzung zu beweisen. Auch dies war nicht nur unionsweit üblich – man denke nur an entsprechende Ausstellungen über die Blockade Leningrads –, sondern reiht sich nahtlos ein in die frühe westeuropäische Art und Weise der Inszenierung von KZ-Gedenkstätten. Diese transnationale Nachkriegsästhetik hätte durchaus eine intensivere Betrachtung verdient. Zugleich liegt es auf der Hand, in den benachbarten Sowjetrepubliken Lettland und Estland auf ähnliche pädagogische Bewältigungsstrategien zu stoßen, für deren Erforschung in einer längerfristigen Perspektive Makhotinas Buch einige Anstöße gibt.

Generell fügt sich die Studie in die bislang vorherrschende Tendenz der baltischen Geschichtsforschung ein, sich auf eine Republik zu beschränken. Das ist aus vielerlei Gründen rational gut erklärbar, gerade auch für eine Qualifikationsarbeit wie diese. Wie schon in der Monografie von Davoliūtė<sup>5</sup> macht sich aber doch das Fehlen der Interaktionsebene zwischen Zentrum und Peripherie bemerkbar. Ja, Moskau lenkte die Arbeit des Revolutionsmuseums in Vilnius und somit auch die der anderen Museen in der Litauischen SSR. Wir erfahren nebenbei, dass der litauische Parteichef Antanas Sniečkus die Renovierung der Burg in Trakai gegen Nikita S. Chruščevs Willen durchgesetzt habe (S. 98), doch wird einem bei der Lektüre der geschichtspolitische Spielraum der lokalen litauischen Führung in Vilnius nie so recht klar. Dass es z.B. in Klaipėda sechs Stalindenkmäler gab (S. 97), dass die Litauische SSR 1967 das erste Denkmalschutzgesetz der UdSSR erhielt, dass die Besonderheit der 1960 eingeweihten Gedenkstätte in Pirčiupis auch in ihrer „folkloristischen Trauermotivik“ lag (S. 153) – all das wäre eben auch mit der Moskauer Sicht abzuklären, um mehr über das spezifisch Moskau-baltische Binnenverhältnis zu erfahren. Diese Bemerkung ist nicht als Vorwurf an die Autorin gemeint, denn die Quellengrundlage der Studie ist auch so schon beeindruckend reichhaltig und vielsprachig. Eher möchte ich hier auf ein Desiderat hinweisen, das es für ein besseres Verständnis des Funktionierens der Sowjetunion in der Zukunft zu bearbeiten gilt.

Zu bemängeln wären einige sprachliche und formale Ungenauigkeiten, die bei einem intensiveren Lektorat leicht hätten beseitigt werden können.<sup>6</sup> Einige Stillblüten seien hier zur Demonstration herausgegriffen: Die Autorin bleibt z.B. die Antwort auf die Frage schuldig, wie „im November 1942“ eine (kommunistische) Kommission zur Registrierung besonders

<sup>5</sup> KARSTEN BRÜGGEMANN: The Lithuanian Cultural Elite and the End of the Soviet Union, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 16 (2015), S. 219–226.

<sup>6</sup> Dies fällt in erster Linie in den Fußnoten auf, die zuweilen im Telegrammstil verfasst sind (und formal nicht immer denselben Regeln folgen).

heldenhafter Bürger „in Litauen“ gegründet worden sein soll (S. 57). Während es im Fließtext auf S. 93 heißt, der deutsche Überfall im Juni 1941 habe die Umsetzung des Beschlusses verhindert, einige Denkmäler für nationale Führungspersonen aus dem Garten des Kriegsmuseums in Kaunas zu entfernen, erklärt die Anm. 213, welche von ihnen entfernt wurden. Wurden im IX. Fort in Kaunas 50 000 Menschen hingerichtet, wie es auf S. 173 heißt, oder doch 80 000 (S. 174)? Warum Dainora Juchnevičiute (!) auf S. 183 zu „einem der prominentesten Architekten der 1970er Jahre“ erklärt wird, bleibt unerfindlich. Missverständlich ist auch die Aussage, die Gedenkstätte von Ablinga habe „eine ähnliche geschichtspolitische Funktion und erfuhr eine vergleichbare praktische Umsetzung wie diejenige in Pirčiupis“ und sei zugleich ein Beleg dafür, dass die Denkmalkultur hinsichtlich des Zweiten Weltkrieges „keineswegs monolithisch“ gewesen sei (S. 185). Und die Kommunistische Partei Litauens? Wurde sie nun 1990 aufgelöst (S. 251) oder doch 1991 verboten (S. 255)?

Abgesehen von diesen kleinen Mäkeleien handelt es sich aber bei Ekaterina Makhotinas Studie um einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der baltischen Erinnerungskulturen und ihrer Genese in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dass dieses Buch von einer Petersburgerin geschrieben wurde, die mittlerweile ihre berufliche Heimat in Deutschland gefunden hat, zeigt wieder einmal, wie inspirierend ein Blick von außen sein kann.

KARSTEN BRÜGGEMANN

